Sie alle bauten Deutschland:
Ein Geschichtsbuch für die Volksschule.

Zusammengestellt von Dr. Heinrich Hausmann, Rektor Reinhold Thiele, Rektor Adolf Kroll.

Es muß nicht immer "nur" der Zweite Weltkrieg sein... Dieses Schulbuch aus der Zeit des Dritten Reiches befaßt sich mit der deutschen Geschichte, die damals schon Geschichte war! In diesem "Geschichtsbuch für das 6. bis 8. Schuljahr der Volksschule" wird unser großes geschichtliches Erbe, vom Beginn unserer Zeitrechnung an, packend und anschaulich dargestellt; es soll uns einmal den Werdegang unseres großen Volkes klar vor Augen führen und zum anderen die ewigen Gesetze aufzeigen, die das Leben der Völker bestimmen. Nur durch eine solche Geschichtsbetrachtung erwächst der Stolz auf die Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum und der Wille zur Einsatzbereitschaft für sein Geschick.



Dr. Heinrich Hausmann, Rektor Reinhold Thiele & Rektor Adolf Kroll
Deutscher Schulverlag Berlin, © 1942, 2. Auflage © 1943.

Textillustrationen ohne Quellenangabe stammen aus dem Original.
Alle anderen wurden vom Scriptorium hinzugefügt.

Vorwort

Die Germanen im Kampf mit den Römern
- **Armin, der Cherusker**
  - **Germanen unter römischer Zwingherrschaft**
  - **Varus hält Gericht**
  - **Die Volksversammlung bei den Externsteinen**
  - **Die Schlacht im Teutoburger Walde**
- **Germanenreiche im Gebiet des Mittelmeeres**
- **Die Stammesverbände der Westgermanen**

Das Frankenreich
- **Die Gründung des Frankenreiches**
- **Karl der Große**
  - **Der Kriegsplan des Frankenkönigs Karl**
  - **Der Einfall ins Sachsenland**
  - **Widukinds Freiheitskampf**
  - **Das Blutbad von Verden an der Aller**
  - **Widukinds Taufe**
  - **In der Pfalz Ingelheim**
- **Die Klöster**
- **Die Wikinger**

Das Erste Deutsche Reich bis zum Westfälischen Frieden
- **Der Verfall des Frankenreiches**

König Heinrich I., der Reichsgründer
- König Konrads Tod
- Die Königswahl zu Fritzlar
- König Heinrich einigt die deutschen Stämme
- König Heinrich macht das Reich wehrhaft
- König Heinrich hält die Ostwacht
- Die Ungarnschlacht bei Riade

Kaiser Otto der Große
- Die Krönung Ottos I.
- König Ottos Kampf gegen die Herzöge
- König Otto wird Kaiser
- Die Sicherung der Ostgrenze

Verluste an der Ostgrenze

Die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst
- Papst Gregor VII.
- König Heinrich IV.
- Der Gang nach Kanossa
- Die Kreuzzüge

Kaiser Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe
- Die Kaiserwahl zu Frankfurt
- Heinrich der Löwe kämpft um den Ostraum
- Heinrich der Löwe verweigert dem Kaiser die Hilfe

Die Rückgewinnung des deutschen Ostens
- Brandenburg
- Gen Ostland wollen wir fahren
- Sachsen
- Böhmen
- Das Donaugebiet und die Alpenländer
- Schlesien

Preußen und der Deutsche Ritterorden
  - a) Die Gründung des Ordensstaates und seine Blüte
  - b) Der Untergang des Ordens
- Die Schlacht bei Tannenberg
- Heinrich von Plauen
- Der Kampf um die Marienburg
- Ungarn und Polen

Das Rittertum

Das Städtewesen
- Die Entstehung der Städte
- Die Stadt und ihre Bewohner
- Die Hanse

Das Bauerntum

Das Faustrecht und die Feme

Es entsteht ein neues Weltbild

Die Reformation

Die Verbrennung der Bannbulle
Luther, der Deutsche
Die Gegenreformation
Der Dreißigjährige Krieg
Außenpolitische Folgen des Krieges
Der Westfälische Friede

Vom Westfälischen Frieden bis zum Ausscheiden Österreichs aus dem Deutschen Reich
Brandenburg-Preußen, die Keimzelle deutscher Einheit
Die ersten Hohenzollern in der Mark
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst
Friedrich Wilhelms Regierungsantritt
Das stehende Heer
Friedrich Wilhelms Sorge für Landwirtschaft, Gewerbe und Handel
Friedrich Wilhelms Kampf gegen die Stände
Die Angriffe der Franzosen auf das Deutsche Reich
Der Kampf des Großen Kurfürsten gegen Ludwig XIV. und die Schweden
Frankreich raubt Gebiete in Lothringen und im Elsaß
Die Türkenkriege
Prinz Eugen
Die Eroberung von Belgrad
Preußen wird Königreich
Friedrich Wilhelm I.
Der Regierungsanfang
Eie Inspektionsreise
Der Soldatenkönig
Friedrich II., der Große
Jugendjahre
Die Erwerbung Schlesiens
Leuthen
Die Erwerbung Westpreußens
Friedenstätigkeit: ein Arbeitstag Friedrichs des Großen
In Sanssouci
Maria Theresia und Joseph II.
Maria Theresia
Joseph II.

Napoleon und der Zusammenbruch Deutschlands und Preußens
Die französische Revolution
Der Untergang des Ersten Deutschen Reiches
Die Niederlage Preußens
Blücher
Der Kommandant von Graudenz

    - Nettelbeck: Kolberg ist wehrlos
    - Bürger und Soldaten
    - Kolberg bleibt unbesiegt
- Die Befreiung Deutschlands von der Herrschaft Napoleons
    - Führende deutsche Männer bereiten die Befreiung vor:
        - Andreas Hofer: der Freiheitskampf der Tiroler
        - Andreas Hofers Gefangennahme
        - Andreas Hofers Tod
        - Schill: vorwärts gegen den Unterdrücker
        - Gehetzt wie ein wildes Tier
        - Schills Tod
- Preußens Wiedergeburt
    - Freiherr vom Stein
    - Scharnhorst
    - Hardenberg verfälscht Steins Werk
- Napoleons Feldzug gegen Rußland
- Die Freiheitskriege
    - Der Sturm bricht los
    - Die Schlacht an der Katzbach
    - Die Völkerschlacht bei Leipzig und Deutschlands Befreiung
    - Napoleons Rückkehr und Sturz
- Der Wiener Kongreß

Des deutschen Volkes Ringen um seine Einheit
- Einheitsbestrebungen nach 1815
- Der Zollverein
- Die Umsturzversuche des Bürgertums
- Versuche zur Einigung Deutschlands
- Preußens Kampf um die Führung in Deutschland
    - Wilhelm I.
    - Bismarck ergreift das Steuer Preußens
    - Die Rückgewinnung Schleswig-Holsteins
    - Der Bruderkrieg

Von 1841 bis zu Adolf Hitler
- Heinrich Hoffmann von Fallersleben
- Alfred Krupp
- Fürst Bismarck
    - Vor Sedan
    - Die Gründung des Bismarckreiches
- Karl Peters
- Der Weltkrieg
    - Hindenburg
    - Langemarck
    - Otto Weddingen

Manfred von Richthofen
Das Opfer
General von Lettow-Vorbeck
Scapa Flow
Adolf Hitler
In Wien
Im Felde
In Pasewalk
Alles für Deutschland
Der Marsch zur Feldherrnhalle
Horst Wessel
Schüsse in deutscher Nacht
Der Tag der Machtübernahme
Ein Volk, ein Reich, ein Führer
Die Heimkehr des Sudetenlandes
Die bedrohte Ostgrenze
Der Polenfeldzug
Der große Bauerntreck

Zeittafel

Vorwort

Dieses Geschichtsbuch für das 6. bis 8. Schuljahr der Volksschule ist auf Grund der Richtlinien "Erziehung und Unterricht in der Volksschule" bearbeitet worden. Es bietet den in den oberen Jahrgängen der Volksschule zu behandelnden Stoff als Gang durch die deutsche Geschichte nach der Zeitfolge dar. Mit aufgenommen sind noch die Tatsachen aus der Frühgeschichte unseres Volkes, auf die "im weiteren Unterricht immer wieder hinzuweisen" ist. Die Verteilung des Stoffes auf drei Einzelhefte ergab sich aus der lehrplanmäßig vorgesehenen Gliederung für das 6., 7. und 8. Schuljahr.

Den Verfassern lag bei der Schaffung des Buches vor allem daran, die großen Gestalten unserer Geschichte dem Volksschüler nahezubringen und ihn zum nationalsozialistischen Denken, Wollen und Handeln aus der Kenntnis der deutschen Geschichte heraus zu erziehen. "Männer machen die Geschichte" steht als Leitwort über diesem Buch. In den knapp und sachlich geschilderten Ablauf der deutschen Geschichte sind daher zahlreiche Einzelbilder in erzählender Form aufgenommen, die [in der gedruckten Originalausgabe; Anm. d. Scriptorium] durch schräge Überschriften kenntlich gemacht sind. Sie zeigen jene Männer, die Deutschland bauten, auf den entscheidenden Höhepunkten ihrer geschichtlichen Wirksamkeit. Die anschauliche und mitreißende Erzählung des Lehrers im Unterricht soll beim Nachlesen und Wiederholen des Stoffes durch dieses Buch unterstützt und in ihren Ergebnissen festgehalten werden.

Bei der Abfassung des Buches wurde sorgsam darauf geachtet, nur soviel Stoff darzubieten, als im Unterricht tatsächlich erarbeitet werden kann. Eine leichtverständliche und einprägsame Ausdrucksweise wurde angestebt.

Die Karten und Abbildungen sollen dem Schüler bei der Wiederholung des Stoffes Anhaltspunkte für den Ablauf der historischen Veränderungen und eine Verlebendigung der verschiedenen Zeitepochen und der Männer bieten, die die Geschichte machten.

Das Buch will an seinem Teil dazu beitragen, ein festes geschichtliches Sachwissen zu vermitteln und den Volksschüler an die geschichtlichen Aufgaben des Großdeutschen Reiches heranzuführen.

Berlin und Breslau, im August 1942.
Verfasser und Verlag.

Die Germanen im Kampf mit den Römern

Unsere Vorfahren, die Germanen, hatten während der großgermanischen Zeit ihre Wohnsitze aus ihrer nordischen Urheimat nach Süden, Osten und Westen ausgedehnt, ihre Nachbarn, die Illyrer und Kelten, unterworfen und bis zu Beginn unserer Zeitrechnung alles Land zwischen der Weichsel im Osten und dem Rhein im Westen, der Nord- und Ostsee im Norden und der Donau im Süden in Besitz genommen. Sie waren dazu durch Landnot und starke Vermehrung der Bevölkerung getrieben worden. Ihren Versuchen, auch Gebiete westlich des Rheins zu besiedeln, stellten sich die Römer entgegen. Diese beherrschten alle Länder um das Mittelmeer und große Teile Europas. Um die Zeitenwende versuchten sie, auch die Germanen zwischen Rhein und Elbe zu unterwerfen. Der römische Statthalter Varus betrachtete weite Teile dieses Gebietes bereits als römische Provinz.

Armin der Cherusker

Germanen unter römischer Zwingherrschaft

Die größte Mittagshitze war vorüber. Der Dorfschulze Sigast schirrte die Pferde an. Er wollte das reife Getreide vom Felde holen. Der Hofhund sprang kläffend um den Wagen. Die beiden jüngsten Söhne kamen über den Hof gerannt. Sie wollten mit auf den Acker.

Als Sigast gerade aus dem Tor bog, bemerkte er, wie aus dem Walde ein Zug bewaffneter Männer nahte. Der Dorfschulze legte die Hand über die Augen, um besser sehen zu können. Im grellen Sonnenlicht erkannte er schimmernde Brustpanzer und funkelnde Helme. Sofort wendete er den Wagen und benachrichtigte die Dorfbewohner.

Während die römischen Truppen in das Germanendorf einrückten, standen die Bauern erwartungsvoll auf ihren Höfen, und die Kinder liefen voller Neugierde auf die Straße. Ein langer Zug Reiter, Fußsoldaten und Wagen marschierte in das Dorf. Den Schluß bildete wieder Fußvolk. Mitten im Zug ritt Varus. Schwarz und kurz geschoren war sein Haar, hellbraun sein Gesicht. Grimmig blickten die schwarzen Augen. Der neue Statthalter trug einen schweren Brustpanzer. Seinen Helm, den ein mächtiger Haarbusch schmückte, hatte er am Pferde aufgehängt. Hinter dem Oberbefehlshaber schritten sechs römische Scharfrichter, die an einem langen Stock ein dickes

Rutenbündel trugen, aus dem scharfgeschliffene Beile herausragten.

Ein Dolmetscher fragte nach dem Schulzen. Der Zug hielt an, und Sigast wurde von einem römischen Soldaten zu Varus geholt. Voller Sorge folgte der Germane dem Befehl. Er hatte gehört, was der Statthalter von jedem germanischen Dorfe verlangte. Höhnisch blickte Varus auf ihn herab und forderte: "Das Dorf hat bis morgen mittag zwanzig Stück Vieh, einen Wagen Hafer, je zwei Fuhren Heu und Stroh, dazu Leder und Tuch als Steuern zu liefern."

Sigast und die zu ihm getretenen Bauern erblaßten. "Wir können die Abgaben nicht leisten, Herr Statthalter; unser Dorf ist durch Mißernten verarmt", stieß der Schulze verzweifelt hervor. Varus ließ das kalt. "Bis morgen sind die angeforderten Sachen geliefert", erwiderte er kurz und bestimmt, "oder meine Rutenträger werden euch Gehorsam beibringen. Ihr sollt merken, daß ich jetzt der Herr im Lande bin. Ihr habt es bislang zu gut gehabt."

Ein Signal ertönte. Bald lagerten die Soldaten im Schatten der Eichen. Der Statthalter quartierte sich beim Dorfschulzen ein.

Varus hält Gericht

Auf dem großen Dorfplatz unter der dicksten Eiche bestieg Varus am anderen Morgen schwerfällig den Richterstuhl, den einige Krieger errichtet hatten. Hinter ihm standen die sechs Scharfrichter, und eine Hundertschaft römischer Soldaten sperrte die Gerichtsstätte ab. Der Bauer Ingomar, dem die Römer vorher die Waffen abgenommen hatten, und einige Römer traten in den Kreis.

Der Unteroffizier Fluvius begann auf ein Zeichen des Statthalters: "Als wir vom Bauern Ingomar das Steuervieh abholen wollten, gab er uns die Kuh freiwillig. Als wir aber das Pferd aus dem Stall führen wollten, verweigerte er uns den Rappen und schrie uns ins Gesicht: 'Wenn euer Statthalter einen Gaul braucht, mag er zusehen, wo er einen herbekommt. Meinen erhält er jedenfalls nicht.' Darauf griff er zu einem Beil und schlug auf uns ein."

Die germanischen Bauern, die der Handlung zuhörten, fingen laut an zu murren, und Sigast rief dem Statthalter zu: "Du hast nicht das Recht, über den Bauern zu richten! Er gehört vor unser Bauerngericht. Der ganze Gau muß zusammenkommen und über ihn das Urteil fällen. Du kannst wohl über

deine Soldaten Recht sprechen, aber nicht über uns freie Germanen!"

Bei diesem Einspruch sprang Varus wütend auf und schrie über den Platz: "Ich bin jetzt hier Statthalter. Was gehen mich eure Volksgerichte an! Jetzt gilt auch in diesem Lande unser römisches Recht!"

Zwei Richter erschienen nun im Kreis und berieten lange miteinander in lateinischer Sprache. Ingomar wurde zu zwanzig Stockschlägen verurteilt. Bei der Verkündung dieses Richterspruches drängte sich der Dorfschulze durch die Soldatenkette vor Varus: "Ingomar ist ein freier Mann, der nach unserem germanischen Recht nicht geschlagen werden darf. Ehrlos ist er dann für immer. Niemals darf er wieder eine Waffe tragen. Nehmt alles, was Ingomar besitzt, aber erspart ihm die schwere Schande!"

Verzweifelt wehrte sich Ingomar, als ihn die römischen Soldaten griffen, um das Urteil an ihm zu vollstrecken. Seine Dorfgenossen, die ihm beistehen wollten, wurden von den herbeieilenden, stark bewaffneten römischen Kriegern zurückgedrängt. Zähneknirschend mußten sie zusehen, wie Ingomar blutig geschlagen wurde.

Nun wurde der Freibauer Haddo in den Kreis geführt. Er hatte den römischen Hauptmann Balbo, als er ihn beim Jagen im Bauernwald antraf, gefangengenommen, um ihn vor das Volksgericht zu bringen. Der Hauptmann hatte sich gewehrt. Im harten Zweikampf war er von Haddo getötet worden. Die Leiche hatte der Bauer im Römerlager abgeliefert.

Haddo wurde zum Tode verurteilt. Mit dem Beile sollte ihm das Haupt abgeschlagen werden. Die Erregung und Empörung der Germanen war grenzenlos; denn nach ihrem alten und heiligen Recht hatte ihr Dorfgenosse kein Verbrechen begangen. Er hatte richtig gehandelt. Kein Fremder durfte in ihrem Bannwald jagen!

Da erklang die Stimme des Statthalters von neuem: "Seitdem ich mit meinen Soldaten euer Land besetzt habe, gehört nach unserem römischen Recht dem Kaiser von Rom euer ganzer Wald. Mein Urteilsspruch bleibt bestehen."

Haddo wurde abgeführt und in einen Schuppen gesperrt. Als ihm aber am anderen Morgen das Haupt abgeschlagen werden sollte, fand man ihn tot am Boden liegen. Mit einer Bronzenadel seines Mantels hatte er sich die Pulsadern aufgestochen und war verblutet. Ihm war die größte Schande, die einen freien Germanen treffen konnte, erspart geblieben.

Die Volksversammlung bei den Externsteinen

Über die Höhen des Wiehengebirges stieg langsam der Mond und ließ die versteckten Waldwege, die aus den Dörfern zum Gipfel führten, heller werden. Von allen Seiten stiegen germanische Bauern zur Höhe empor, vorsichtig und wachsam, damit kein spähendes Römerauge sie entdecke.

Der junge Cheruskerfürst Armin hatte sie zur Thingstätte bei den geweihten Externsteinen geladen. Wenige Worte nur wurden dort oben am Platz



Die Wohnsitze der wichtigsten germanischen Völkerschaften zu Beginn unserer Zeitrechnung

Die Wohnsitze der wichtigsten germanischen Völkerschaften
zu Beginn unserer Zeitrechnung.

gewechselt. Die verbitterten, finsteren Mienen der Männer erzählten genug. Die Faust des Varus lag schwer auf dem Lande, und jeden Tag gab es neue Lasten und Unterdrückungen.

Die Bauern brauchten nicht lange zu warten, denn schon nach kurzer Zeit meldete der Wächter vom Osthang nach oben: "Sie kommen!"

Gespannt reckten die Hintenstehenden die Hälse. Aus dem Dunkel des Waldes traten bald mehrere Männer. Die Bauern erkannten den jungen Cherusker Armin und den Schulzen Sigast. Die vier anderen waren ihnen fremd. Sie schienen aus fremden Gauen zu sein, denn sie trugen Kleidung von etwas anderer Art.

Ein Aufleuchten ging über das schmale und kühne Gesicht des jungen Edelings, als er die vielen Bauernkrieger erblickte. Gedämpfte Heilrufe

erklangen, und ohne langes Zaudern sprang Armin auf einen großen Stein, der in der Mitte des Thingplatzes lag.

"Kommt näher heran, ihr Männer, und ihr Wächter verdoppelt eure Aufmerksamkeit, denn was wir hier verhandeln wollen, darf kein Römer erfahren! Die Not unseres Landes hat uns alle hier zusammengeführt. Mich quält sie ebenso wie euch, doch manch einer aus eurer Mitte hat sicher gefürchtet, ich sei Römer geworden, weil ich jahrelang als Oberst im Heere des römischen Kaisers diente." - "Jawohl, Armin!" - bestätigten halblaut ein paar rauhe Stimmen.
"Ich bürge für ihn!" beschwichtigte der Schulze Sigast die Mißtrauischen. "Ihr irrt euch, Landsleute," fuhr Armin fort, "im Römerheer habe ich nur die Kriegskunst erlernt. Mein Herz ist meiner Heimat unwandelbar treu geblieben. Viele Länder habe ich gesehen. Gewiß, es gibt Gegenden, in denen die Sonne heißer brennt, wo Früchte gedeihen, die unser Boden nicht trägt - aber, Männer meines Volkes, nirgendwo rauschen die Wälder so wie in unserer Heimat; nirgendwo habe ich Mannesehre und Frauenwürde höher geachtet gesehen als bei uns - nur hier ist für uns heiliger Boden. Hier lebten unsere Ahnen, hier sollen unsere Kinder und Urenkel leben!" Die blauen Augen sprühten auf: "Aber in Freiheit! Nicht als Knechte!"

Die Blicke der Männer wichen nicht von dem jungen Gesicht. Armin strich eine widerspenstige, blonde Locke aus der hohen Stirn, und seine Stimme war wie ein Befehl: "Wir müssen die Römer aus dem Lande jagen."

Unterdrückte, jubelnde Zurufe klangen ihm entgegen; die vier Fremden sahen sich zufrieden an. Armin gebot Ruhe: "Doch das Römerheer ist stark und gefährlich. Tritt unser Volk ihm allein entgegen, sind wir verloren. Deshalb bin ich durchs Land geritten und in die Nachbargaue und habe Bundesgenossen geworben. Jene zwei Männer kommen vom Norden her, vom Weserflusse, diese beiden aus dem Elbegau. Auch sie bedrängt der Feind."

Die Sendboten traten einige Schritte vor und hoben grüßend die Hand. "Sie bringen Botschaft, daß ihr Volk im Kriegsfalle uns Beistand leisten will."

Erstaunte Blicke flogen zu den Gesandten hinüber. An dem Schweigen einzelner Gruppen und an dem leisen Murmeln, das an einigen anderen Stellen laut wurde, merkte Armin, daß die Bundesfreundschaft nicht sehr erwünscht war. In seine Stirn grub sich eine Falte des Unmutes, und die Zähne bissen einen Augenblick hart aufeinander. Sollte die alte Uneinigkeit zwischen den einzelnen Völkern und Stämmen wieder alle guten Pläne zerschlagen?

"Vergeßt allen Streit und Hader, die unsere Stämme so oft trennten. Hier

geht es um ein großes Ziel. Hier hilft nur Einigkeit. In uns allen lebt das gleiche Blut!"

Mit der ganzen Begeisterung, die in seiner Seele lebte, redete der Cherusker auf seine Landsleute ein. Nach langer Verhandlung wurden sie sich endlich einig. Sie wollten den großen Kampf gegen die Römer gemeinsam führen.

Der junge Cheruskerfürst atmete tief auf: "Ich danke euch, Kampfgefährten, doch noch eins: in einer offenen Feldschlacht sind wir den Römern trotzdem noch nicht gewachsen. Ich aber habe im römischen Heer manches gelernt. Überlaßt mir den Entwurf des Kriegsplanes. Ihr könnt auf mich vertrauen, auch wenn ihr mich noch öfter in der Umgebung des römischen Statthalters sehen werdet. Wir warten auf jeden Fall bis zur Herbstzeit. Sturm und Regen werden unsere Verbündeten sein; aber seid verschwiegen und geduldig - bis zum Freiheitskampf!"

Er hatte sein Schwert gezogen. In seinen Adern pochte wild das Blut. Da packten harte Männerfäuste den jungen Fürsten, hoben ihn auf einen Schild, und in dumpfem Brausen klang es ihm entgegen: "Heil Armin, unserem Führer!"

In den nächsten Wochen wurde auf allen Höfen heimlich für den Kampf gerüstet. Waffen und Schilde stellten die Männer her. Die Frauen backten Wagen voll Brot, räucherten Schinken und Fleisch und webten Kleider für die Krieger. Die unterdrückten Germanen warteten auf das Zeichen zum Freiheitskampf.

Die Schlacht im Teutoburger Walde

Es war Herbst geworden. Im Lager der Römer an der Weser warteten die Soldaten auf die Rückkehr an den Rhein. Dort sollte der Winter verbracht werden.

Noch während Varus mit seinen Heerführern den Rückmarsch besprach, erreichte ihn die Nachricht, daß sich ein Germanenstamm an der Ems empört hatte. "Wir werden gleich morgen früh auf dem schnellsten Wege auf unserer Heerstraße durch den Teutoburger Wald in den Emsgau marschieren, um den Aufstand niederzuwerfen", ordnete er an, "und du, Armin, sorgst dafür, daß die germanischen Hilfsvölker zu unserem Hauptheere stoßen; du kennst das Land genau. Wo, glaubst du, treffen wir am besten zusammen?"

Der junge Cherusker, der jetzt wieder die Uniform des römischen Offiziers

trug, veränderte keine Miene, als er nach kurzem Nachsinnen erwiderte: "Im Teutoburger Walde."

Varus war einverstanden. Armin verabschiedete sich bald, da er angeblich vorreiten mußte, um die germanischen Hilfsvölker zu sammeln. Er jagte durch die Wälder heimwärts, neben ihm seine Unterführer; es war eine wilde Hetze, denn jede Minute war kostbar. Ja, die germanischen Heerbanne sollten im Teutoburger Walde warten, aber nicht, um den Römern zu helfen. In dem wilden Gebirge sollte der Freiheitskampf entbrennen, denn an dieser Stelle waren die Römer gut zu fassen.

Bald schallte es durch alle germanischen Dörfer: "Auf, zu den Waffen, Armin ruft!" In jeden befreundeten Gau ritten auf keuchenden Gäulen die Boten, und von allen Seiten strömten die Freiheitskämpfer zusammen. Am Teutoburger Walde sammelten sie sich.

In der Frühe des anderen Morgen standen die drei Legionen* zum Abmarsch bereit. Dann ging es in langem Zuge zum Tore hinaus. Frohe Soldatenlieder erklangen. Mit dem gesamten Troß zogen die Legionen langsam nach Westen, dem Waldgebirge zu. Der Marsch ging bis zum Lehmgau gut vonstatten. Aber dort zog ein Unwetter herauf. Es begann zu regnen und zu stürmen; der lehmige Boden weichte auf. In den Wäldern machte das nasse Laub den Boden schlüpfrig. Umgestürzte Bäume versperrten den Weg. Das römische Heer kam kaum vorwärts und hatte große Mühe, all die Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Der Regen rauschte immer stärker und stärker. Ein furchtbarer Sturm brauste in den Baumkronen.

Da ertönte plötzlich von der Spitze her lautes Kampfgeschrei. Steine flogen auf die marschierenden Römer; ein Hagel von Spießen folgte. Wilder Schlachtenlärm durchdrang den Wald. Die Römer starrten um sich. Wer überfiel sie hier? Als sie ihre Feinde erkannten, merkten sie, daß die Kriegskunst des jungen Armin sie in eine Falle gelockt hatte. Nicht als Bundesgenossen, als Todfeinde standen die Germanen hier. Immer von neuem griffen sie an.

Auf einer Waldlichtung errichteten die römischen Soldaten eilig ein Lager mit Wall und Graben, damit sie wenigstens während der Nacht geschützt waren. Abends leuchteten in weitem Umkreis die Feuer der Germanen auf, die sich aus allen Gauen zum Freiheitskampf gegen die Römer vereinigt hatten. Varus aber dachte an seine Gewalttaten und ahnte nichts Gutes.

Am anderen Morgen ließ der Statthalter die überzähligen Wagen und das Gepäck verbrennen und trieb sein Heer zum Weitermarsch an. Als die Legionen jedoch am Teutoburger Walde ankamen, hatten die Germanen den Eingang zur Dörenschlucht bereits besetzt. Hastig ließ Varus vor dem

Durchgang durch die Berge ein Lager aufschlagen, denn die einbrechende Dämmerung machte eine Erstürmung unmöglich.

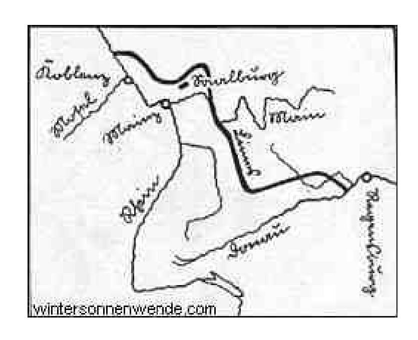
Lange dauerten die Schanzarbeiten; es fehlte an Spaten. Die Nahrungsmittel und das Verbandszeug wurden knapp. Es mangelte auch an Zelten. Stöhnend vor Schmerzen wälzten sich die Verwundeten auf dem nassen Erdlager. Von allen Seiten drangen der Kampfgesang und das Waffengeklirr der germanischen Eidgenossen zu ihnen.

Die kampferprobten römischen Soldaten überfiel ein Grauen. Viele hatten in fernen Ländern gefochten, unter der brennenden Sonne Afrikas, gegen wilde, unbekannte Völker - aber dies hier war furchtbarer. Es war der Verzweiflungskampf eines freiheitsliebenden Volkes; es war ein Vernichtungskampf. Dazu die unheimlichen Wälder! Wenn es nur bald Tag würde!

Am dritten Morgen gingen die Legionen zum Sturm auf den Eingang zur Dörenschlucht über. Der Durchbruch gelang. Als aber die Römer tief in den Hohlweg eingedrungen waren, stürmten von allen Höhen die germanischen Kampfgenossen auf die Feinde ein. Es entspann sich ein wildes Handgemenge; auch der strömende Regen setzte wieder ein. Überall dort, wo der Kampf am heftigsten tobte, erblickten die Römer Armin, den Cherusker, hoch zu Roß. Mit gewaltigen Schwertschlägen hieb er sich durch die Reihen der Feinde Bahn. Obwohl er aus verschiedenen Wunden blutete, warf er sich immer von neuem in das Kampfgewühl.

Nach einigen Stunden war die Schlacht entschieden. Die Römer wurden in ihr Lager zurückgetrieben; ihre Reiterei floh. Verzweifelt stürzte sich Varus in das eigene Schwert. Viele seiner Offiziere folgten seinem Beispiel. Mancher römische Soldat wurde gefangengenommen und mußte Zeit seines Lebens auf germanischen Bauernhöfen als Sklave arbeiten.

Armin hatte sein Land vom Joch der Römer befreit und seinem Volk gezeigt, was es vermochte, wenn es einig war.



Der Limes

Unermüdlich versuchte der Cherusker immer wieder, auch in Friedenszeiten die germanischen Stämme unter seiner Führung zusammenzuhalten. An den Römern sah er ja, wieviel ein einiges Volk erreichte. Aber das verstanden seine Landsleute noch nicht. Sie begriffen nicht, warum er ein Großgermanisches Reich schaffen wollte; und sie verfolgten ihn mit kleinlichem Neide. Eines Tages wurde der Freiheitsheld von mißgünstigen Verwandten ermordet.

Der Limes. Die Römer gaben den Versuch auf, das Land



Ein Wachtturm im Limes.

östlich des Rheines und nördlich der Donau zu
erobern. Zum Schutze ihrer Gebiete legten sie zwischen beiden Strömen einen Grenzwall an, den Limes. Die Besatzungstruppen für ihn wurden in befestigten Lagern, den Kastellen, untergebracht. Aus diesen sind später deutsche Städte entstanden, so Köln, Koblenz, Mainz, Straßburg, Augsburg, Regensburg und Wien. Im Schutze des Grenzwalles siedelten sich römische Kaufleute und Händler an. Mit ihnen kamen die ersten Juden nach Deutschland. Zwischen Römern und Germanen entwickelte sich ein lebhafter Handel.

Germanenreiche im Gebiet des Mittelmeeres

1. Westgoten. Die Goten hatten ihre Wohnsitze bis zum Schwarzen Meer ausgedehnt. Sie teilten sich in Ost- und Westgoten. 375 drangen die Hunnen, ein mongolisches Reitervolk, in die russische Steppe ein und unterwarfen die Ostgoten. Die Westgoten erhielten Land im Gebiet der unteren Donau. Dieses Land gehörte damals zu Ost-Rom. Unter ihrem König Alarich zogen sie nach Italien und eroberten Rom. Auf dem Wege nach Sizilien starb Alarich plötzlich. Er wurde im Busento begraben. Seine Westgoten wanderten nach Südfrankreich und Spanien und gründeten hier das Westgotenreich.

2. Wandaler. Im Odergebiet siedelten die Wandaler. Schlesien (Silingerland) war ihr Hauptwohnsitz. Unter dem Druck der Hunnen und Ostgoten verließen sie ihre Heimat. Ihr König Geiserich führte sie nach Spanien (der Name Andalusien = Wandalusien erinnert noch heute an die Wandaler) und im Winter sogar nach Nordafrika. Hier entstand das Wandalerreich. Geiserich eroberte 445 Rom und beherrschte das westliche Mittelländische Meer.

3. Burgunder. Die in Pommern und an der Warthe wohnenden Burgunder hatten in der Rheinpfalz ein Reich gegründet mit der Hauptstadt Worms. Unter ihrem König Gunther (Nibelungenlied) wurden sie von den Hunnen besiegt und ließen sich im Flußgebiet der Rhone nieder. Dieses Land heißt noch heute Burgund.

4. Hunnen. Die Hunnen hatten im heutigen Ungarn ein Land gefunden, das ihrer asiatischen Heimat ähnlich war. Unter ihrem König Attila oder Etzel errichteten sie ein mächtiges Reich. Die Ostgoten und andere kleine germanische Völker waren ihnen kriegsdienstpflichtig. Attila drang über den Rhein vor. Auf den "Katalaunischen Feldern" an der Marne wurde er 451 von Germanen und Römern geschlagen. (Erste Rasseschlacht.) Sein Reich ging unter.

5. Ostgoten. Das einst mächtige Römische Reich war morsch geworden und in ein Ost- und Westreich zerfallen. Das weströmische Reich wurde 476 von germanischen Kriegsscharen gestürzt. Um 500 drangen die Ostgoten unter ihrem jungen König Theoderich (Dietrich von Bern) in Italien ein und gründeten das Ostgotenreich. Er regierte sein Land mit Milde und Gerechtigkeit. Den unterworfenen Römern ließ er ihr eigenes Recht. Seine Goten erhielten ein Drittel des Landes und bildeten die Wehrmacht. Die Kunstbauten der Römer schützte er vor weiterer Zerstörung. Er verbot die Ehe zwischen Goten und Römern und erhielt so die Rasse rein. Theoderich versuchte, alle Germanenvölker zu einen, leider ohne Erfolg. (Grabmal in Ravenna.)

Der Untergang der Germanenreiche. Die Ostgermanen hatten bei ihren Reichsgründungen die Verbindung mit der Heimat verloren. Das ungewohnte, milde Klima der Mittelmeerländer machte sie schlaff. Recht, Sitte und Glauben der unterworfenen Völker beeinflußten ihre gesamte Lebenshaltung, führten auch zur Rassenmischung. Vätersitte und Tugenden wurden vergessen. Innere Uneinigkeit kam hinzu. Alle Reiche gingen unter. Durch die Wanderungen der Ostgermanen ist uralter germanischer Siedlungsraum im Gebiet zwischen Oder, Weichsel und Donau kampflos fremden Völkern

(Slawen, Awaren) überlassen worden. Wertvolles germanisches Volkstum ist in fremdem Volkstum (Romanen) untergegangen.

Die Stammesverbände der Westgermanen

Die Westgermanen wanderten anfangs nicht. Sie schlossen sich zu Volksstämmen zusammen: die Sachsen im Wesergebiet, die Franken am Mittel- und Niederrhein, die Schwaben (Alemannen) südlich des Mains, die Bayern zwischen Donau und Alpen zu beiden Seiten der Isar, die Thüringer zwischen Harz und Fichtelgebirge und die Friesen an der Nordseeküste. Als den Westgermanen der Wohnraum zu eng wurde, durchbrachen sie den römischen Grenzwall und drangen über Rhein und Donau vor. Sie blieben aber immer mit dem Heimatboden verbunden. Nur Teile der Sachsen und die Angeln gingen nach dem heutigen England. Die Langobarden, auch Westgermanen, gründeten in Oberitalien ein Reich. Danach heißt das Land noch heute die Lombardei.

Anmerkung

*1 Legion = 3.000 - 3.600 Mann.

Das Frankenreich (Teil 1)

Die Gründung des Frankenreiches

Chlodwig. Um das Jahr 500 machte sich ein Gaufürst der Franken, Chlodwig, zum Herrscher des ganzen Frankenstammes. Er eroberte alles Land westlich des Rheines bis zum Atlantischen Ozean und dem Mittelländischen Meer. Die hier wohnenden germanischen Völker der Westgoten und Burgunder wurden unterworfen. Sein Reich hieß das Frankenreich. Chlodwig trat zum Christentum über und gewann dadurch die Unterstützung des Papstes.

Karl Martell. Unter Chlodwigs Nachfolgern wurden die ersten Berater der Könige, **die Hausmeier,** mächtig und regierten das Land. Der bedeutendste unter ihnen war Karl Martell. Zu seiner Zeit waren die Mauren, ein Volk Nordafrikas, in Spanien eingedrungen, hatten die Westgoten besiegt und

waren in das Frankenreich eingebrochen. Karl schlug sie 732 bei Tours und Poitiers in Mittelfrankreich. Er bewahrte dadurch Europa vor der Unterwerfung unter ein fremdrassisches Volk.

Das Lehnswesen. Die Frankenkönige nahmen das eroberte Land als Königsgut in ihren Besitz. Teile desselben übergaben sie ihren adligen Gefolgsleuten zur Bewirtschaftung, jedoch nicht als Eigentum, sondern nur leihweise (Lehen). Die Lehnsmänner mußten dem Lehnsherrn Kriegsdienste leisten. Die großen Lehnsmänner gaben ihrerseits Land an ihre Gefolgsmänner. Diese waren ihnen zum Reiterdienst verpflichtet. Es entwickelte sich das Lehnswesen.

Karl der Große (Teil 1)

Der mächtigste König des Frankenreiches war Karl der Große (um 800). Er vereinigte zum ersten Male die germanischen Stämme in einem Reich mit der Hauptstadt Aachen. Die Germanen mußten Christen werden.

Die Sachsen setzten Karl heftigen Widerstand entgegen.



Karl der Große

Der Kriegsplan des Frankenkönigs Karl

Im Jahre 772 rief Karl auf dem Reichstag zu Worms zum Kampf gegen sie auf. "Ich kann es nicht mehr dulden", schloß er seine Rede, "daß ich an irgend einer Stelle meines Reiches Angst um die Grenzen haben muß. Das Sachsenland, dessen trotziges Volk mir nicht freiwillig gehorchen will, werde ich restlos erobern und in mein Reich eingliedern."
Noch während die alten Krieger ihrem König zujubelten, flüsterte ihm ein Geistlicher zu: "Hoher Fürst! Die Sachsen glauben noch an Wodan und die anderen germanischen Götter. Du bist durch Gottes Willen König geworden,

darum muß es deine erste Aufgabe sein, nach der Eroberung die heidnischen Sachsen für die Christenlehre zu gewinnen."

Am anderen Morgen überbrachten des Königs Boten allen Grafen und Herzögen des Frankenreiches den Befehl: In vierzehn Tagen hast du mit allen kriegsdienstpflichtigen Männern deines Gaues am Sammelplatz zu sein. Jeder muß seine Waffen bestens in Ordnung haben. Sorge auch dafür, daß du genug Wagen mit Hacken, Keilen, Mauerbohrern, Äxten, Grabscheiten, eisernen Schaufeln und anderen notwendigen Kriegsgeräten hast. Bringe Lebensmittel für drei Monate und Kleider und Ersatzwaffen für ein halbes Jahr mit. Niemand darf auf dem Anmarsch den Bauern etwas wegnehmen außer Futter für das Vieh und Wasser und Holz."

Der Einfall ins Sachsenland

Die Kunde von dem Heranrücken des gewaltigen fränkischen Heeres drang wie ein Lauffeuer in alle Sachsendörfer und erregte die Bauern. Auch bei Widukind, dem Bauernführer aus dem Engernlande, dessen Name weithin in Sachsen geachtet war, sahen die Männer sorgenvoll in die Zukunft. "Ich weiß, wie es im Frankenreiche zugeht," erzählte der Schmied Sigibert; "in jedem Dorfe steht eine Kirche oder ein Kloster. Zur Erntezeit gehen die Mönche und Priester mit aufs Feld und sagen zu den Bauern: 'Jede zehnte Garbe gehört der Kirche.' Von den Pferde- und Rinderherden nehmen sie ebenfalls jedes zehnte Tier mit. Den Bäuerinnen holen sie den Honig und das Leinen aus dem Hause."

Der Hausherr nickte bestätigend und fuhr finster fort: "Noch schlimmer ist es, Freunde, daß sie uns ihren fremden, römischen Glauben aufzwingen wollen. Sie werden alles vernichten, was uns lieb ist: unsere heiligen, uralten Opferstätten und die ehrwürdige Irmensäule. Sie werden unsere Feste verbieten und nur die ihrigen gelten lassen. Fremder Glaube und fremde Sitten sollen in unser Sachsenland einziehen. Von jenseits der Berge, aus Rom, aber kann unserem Volke nichts Gutes kommen; deshalb laßt uns kämpfen auf Leben und Tod! Dem Frankenkönig werden wir zeigen, was Sachsentrotz und Sachsenmut bedeuten."

Er stand auf, schwer und wuchtig. Sein Schatten zeichnete sich riesenhaft gegen die Wand ab. Die Bauernkrieger reichten sich die Hände. Ihr Händedruck war wie ein Schwur.

In den Dorfschmieden glühten Tag und Nacht die Feuer. "Schmiede, Sigibert, schmiede uns Schwerter, immer neue! Es wird ein langer, harter Kampf werden!" Da fauchten die Blasebälge, die Funken sprühten, bald stand Mann für Mann unter den Waffen.

Es dauerte nicht lange, da füllten sich auf allen Bauernhöfen die Wagen bis obenhin mit Hausrat. Auch die Ställe und Scheunen wurden geleert und das Vieh von der Weide fortgetrieben. Frauen und Kinder zogen hinter den Fahrzeugen her, um in der großen Volksburg Schutz zu suchen.

Auf dem großen, freien Platz in der Eresburg standen die freien Sachsen in Wehr und Waffen. Und freudig lauschten sie den Worten eines Führers, der sie aufforderte, für die Freiheit ihres Volkes zu streiten. An diesem Tage war noch nichts vom Feinde zu erblicken; aber des Nachts leuchtete der Himmel an vielen Stellen vom Feuerschein der brennenden Dörfer rot auf.

Als der Morgen graute, meldeten die Späher den Anmarsch des Feindes. Zwischen den fränkischen Kriegern waren überall Mönche in braunen Kutten zu sehen. König Karl ritt inmitten seiner Streiter.

Die Franken gingen gleich zum Angriff über. Aber in dem dichten Walde kamen sie mit ihrer schweren Waffenlast nur mühsam vorwärts. Vor der Eresburg entspann sich ein heftiger Kampf. Sogar die sächsischen Frauen beteiligten sich daran. Unermüdlich schleppten sie Lanzen und Pfeile herbei und feuerten durch laute Zurufe ihre Männer an. Wo aber die Franken mit Sturmleitern über die Ringmauer einzudringen versuchten, gossen die Frauen siedendes Wasser auf die Angreifer herab.

So tapfer sich auch die Sachsen wehrten, die Eresburg wurde doch von den Franken eingenommen. Von hier aus zog Karl mit seinem großen Heer durch das ganze Sachsenland. Wohin er kam, waren die Gehöfte und Dörfer von den Bewohnern verlassen. Bei der Erstürmung der Volksburgen mußte noch mancher Frankenkrieger sein Leben lassen; aber schließlich siegte doch die feindliche Übermacht.

Am Schluß des Krieges ließ der König die gefangenen Sachsen vor sich führen. Stumm und trotzig standen sie ihm gegenüber, während er zu ihnen sprach: "Von heute ab bin ich der Herr im Sachsenlande. Eure Führer sollen mir Gehorsam schwören. Ihre jüngsten Söhne nehme ich als Geiseln mit. Den Mönchen werde ich fruchtbare Plätze anweisen, wo sie Klöster bauen können. Jeder Sachse hat seinen alten Göttern abzuschwören und sich taufen zu lassen. Die Bauernhöfe der gefallenen Sachsen werden von meinen Amtsleuten bewirtschaftet. Alles, was auf diesen Königsgütern geerntet und gezüchtet wird, müssen die Verwalter für meinen Hof und mein Heer abliefern. In jeder Burg lasse ich einen Grafen als Kommandanten mit einer starken Mannschaft zum Schutze der Klöster und Mönche und zur Bewachung des Landes zurück."

Der Frankenkönig zog nun mit seinem Heer nach Italien und eroberte das Langobardenreich.

Doch Karl hatte sich schwer getäuscht, als er glaubte, die Sachsen wären gebändigt und unterworfen.

Widukinds Freiheitskampf

An allen Herdfeuern, wo Sachsen zusammensaßen, wurde nur noch von der Not gesprochen, die auf der Heimat lastete.

Während König Karl mit dem größten Teil seines Heeres in Italien kämpfte, rief der tapfere Edeling Widukind die Bauern der sächsischen Erde wieder zum Freiheitskampf auf. Wie jubelten sie alle dem Engernfürsten zu; denn was der Schmied vorausgesagt hatte, war eingetreten.

Im Frühling sammelten sich die sächsischen Heerbanne. Mit diesen todesmutigen Scharen eroberte Widukind die Eresburg zurück und drang weit in das Hessenland ein. Vergeblich versuchten vier fränkische Grenzgrafen den Sturm aufzuhalten. Überall war Widukind siegreich. Schon glaubte das Sachsenvolk, es hätte seine Freiheit zurückgewonnen, da kam der Frankenkönig im Jahre 775 mit seinem mächtigen Heere aus Italien zurück. Verzweifelt kämpften die Bauern um jedes Stück ihrer Heimat. Aber die Übermacht war zu groß. Karl stürmte die Hohensyburg und eroberte die Eresburg abermals. Die Ostfalen am Harz unterwarfen sich, als ihr Land vollständig verwüstet war. Nach diesem Siege zog Karl wiederum beruhigt nach Italien; aber er wußte nicht, wie sehr das Sachsenvolk Freiheit und Heimat liebte.

Wieder flammte ein neuer Aufstand unter Widukinds Führung auf. Dieses Mal kam Karl mit einem noch größeren Heer zurück. Überall verteidigten die Sachsen ihre Heimat heldenmütig. Auf beiden Seiten flossen Ströme von Blut; aber Karls gewaltige Heeresmassen brachen die Kraft des Sachsenvolkes. In ihrer Not unterwarfen sich viele Sachsenführer und freie Bauern und ließen sich taufen. König Karl war jetzt zufrieden. In den Dörfern und an vielen Opferstätten errichtete er Kirchen und Klöster.

Mit tiefstem Schmerz sah **Widukind** die Verwüstungen. Auch sein Hof ging in Flammen auf; aber er dachte nicht an Unterwerfung. "Unser Volk und seine Art müssen erhalten bleiben; dafür ist kein Opfer zu hoch!" Wie ein gejagtes Wild mußte er sich verborgen halten; doch die Hoffnung auf Befreiung seines Volkes vom fränkischen Joch gab er noch nicht auf. Er ritt mit einigen treuen Freunden zum Dänenkönig Siegfried, um ihn als Bundesgenossen für seinen neuen Freiheitskampf zu gewinnen. Doch seine Hoffnung wurde nicht erfüllt. Der Dänenkönig wollte nicht helfen. Aber bei dem Engernfürsten gab es kein Schwanken. Als König Karl von den Sachsen zwei Heerbanne forderte, die mit seinen fränkischen Kriegern gegen das slawische Volk der Sorben ziehen

sollten, nahm Widukind todesmutig abermals den Kampf auf. Mit dem Befehl seines Herzogs: "Vereinigt euch nicht mit dem Frankenheere, sondern überfallt und vernichtet es, wenn es im Süntelgebirge auf euch wartet", ritt ein Bote noch in derselben Nacht zu den Anführern der sächsischen Heerbanne.

Eine Woche später erlitt das ahnungslose fränkische Heer am Süntel eine schwere Niederlage. Jubelnd kehrten die Sachsen in ihre Gaue zurück. Die alten Götter hatten ihnen noch einmal geholfen.

Das Blutbad von Verden an der Aller (782)

Die Freude der Sachsen über die Vernichtung des fränkischen Heeres war jedoch nur von kurzer Dauer. "Sofort ins Sachsenland," schrie der König mit zornbebender Stimme, als ihm ein Bote die Nachricht von der Vernichtung seines Heeres am Süntel überbrachte; "diesen Überfall sollen mir die Sachsen schwer büßen!"

In Eilmärschen führte Karl sein Heer in die Sachsengaue. Alle Dörfer wurden vernichtet, die Felder zerstört und viele Tausende von wehrfähigen Männern gefangengenommen.

So kam Karl, ohne Widerstand zu finden, bis nach Verden, wo die Aller in die Weser fließt.

Ein kalter Ostwind riß die letzten Blätter von den Bäumen; graue Regenwolken zogen über das weite Land.

Am Ufer des Flusses stand das Zelt des Frankenkönigs. Der Herrscher saß mit seinen vertrautesten Heerführern um einen rohgezimmerten Tisch. "Morgen findet das Strafgericht über die Sachsen statt," wandte sich König Karl an die lauschenden Kampfgenossen, "4500 Gefangene sind in meiner Hand. Die Männer tun mir leid; aber zu oft empörte sich das sächsische Volk; sein Trotz und Widerstand müssen endgültig gebrochen werden. Ich will meinen Plan, alle Germanen in einem Reich unter meiner Herrschaft zu vereinen, durchsetzen. Die Goten, Burgunder, Langobarden, Alamannen, Bayern und andere kleine germanische Völkerschaften sind unter meiner Herrschaft bereits vereinigt. Nur die trotzigen Sachsen leisten mir noch Widerstand. Fünfzehn Jahre schon währt der Kampf. Aber nun ist meine Geduld erschöpft. Die gefangenen Sachsen müssen ihr Leben lassen, damit das Volk sich endlich meinem Willen beugt." Der Frankenherrscher erhob sich. Schweigend verließen die Krieger das Zelt.

Waffenlos und wehrlos standen schon im Morgengrauen dicht

zusammengedrängt die 4500 gefangenen Sachsen, die Edelinge und Bauern, Hirten und Jäger, auf dem großen Wiesenplatz an der Aller, alle gefesselt hinter einer dreifachen Mauer fränkischer Lanzen und Speere. Sie wußten alle, Mann für Mann, daß es diesmal kein Entrinnen und keine Gnade gab. Aber auf keinem Gesicht war Angst zu sehen; keiner bat um Erbarmen. Tapfer und mutig, wie sie immer gelebt hatten, wollten sie den Urteilsspruch auf sich nehmen.

Da ertönten grelle Signale. Totenstille legte sich lähmend über die Menschenmenge. Vor dem Sitz des Frankenkönigs, der streng und gebieterisch unter dem strahlenden Glanz seiner Banner thronte, erschien ein Mann in langem, schwarzen Rock. Mit weithin schallender Stimme verlas er das furchtbare Bluturteil: "Die 4500 gefangenen Sachsen sind zum Tode verurteilt, weil sie die Waffen gegen den Frankenkönig erhoben haben. Der Urteilsspruch soll sogleich vollstreckt werden."

Grauen und Schrecken zog in die Herzen der Umstehenden. Schon traten die Henker heran. Unaufhörlich sausten die Schwerter durch die Luft, und das Blut von 4500 treuen Sachsen, die für Freiheit und Heimat starben, färbte Gras und Blumen rot. Als sich der Abend über das Land senkte, lagen die Führer des Sachsenvolkes erschlagen auf blutiger Heide.

Widukinds Taufe (785)

Karls Grausamkeit schüchterte die Sachsen nicht ein. Gewaltig loderte im ganzen Lande der Aufruhr empor. Aber Karl schlug die Tapferen in zwei großen Schlachten bei Detmold und an der Hase. Furchtbar hausten nun die Sieger mit "Feuer und Schwert" im Sachsenlande: Saaten wurden zerstampft, Gehöfte niedergebrannt, Tausende getötet. Es war, als wollte der Sieger das Sachsenvolk austilgen. Das traf Widukind in tiefster Seele. Kummervoll saß er eines Tages in der Halle des Edelings Ottmar.

Da trat Widukinds älter treuer Freund und Kampfgefährte Abbio ein. Wie schon so oft, brachte er auch heute wieder eine Schreckenskunde. "Der Frankenherrscher wird unser ganzes Volk vernichten," begann er, "Tausende von Bauernfamilien will er von ihren Höfen herunterholen und in seinem Frankenreich ansiedeln. Was ich an Not und Verzweiflung sah, kann ich dir nicht schildern. Und immer wieder betont der König, daß es nicht eher Frieden gibt, bis du, der Sachsenführer, in seinen Händen bist."

Lange sann der Herzog stumm und finster vor sich hin, bis er tonlos sprach: "Unser Volk darf nicht ganz vernichtet werden. Ich will zu Karl gehen und ihn

um Frieden für mein Volk bitten. Es ist besser, ich opfere mich, als daß es zugrunde geht. Tapfer und ruhmvoll kämpften wir dreizehn Jahre; aber die Übermacht Karls ist zu groß." - "Und Wodan?" fragte Abbio zögernd. "Ich werde Christ", gab ihm da Widukind leise zur Antwort. "Heute abend nehme ich von Wodan Abschied am Heiligtum. Er scheint uns verlassen zu haben."

In diesem Augenblick meldete ein junger sächsischer Krieger Abgesandte des Frankenkönigs. Nach wenigen Minuten standen die Franken vor dem Sachsenherzog. Ihr Führer sagte höflich: "Unser König Karl bittet dich, deinen Widerstand aufzugeben und dich ihm zu unterwerfen. Er lädt dich ein, zu ihm ins Frankenland zu kommen und dich taufen zu lassen. Als Pfand schickt dir unser Fürst diese zwölf jungen Franken als Geiseln mit." Nach diesen Worten verließen die Gesandten die Halle.

Als der Morgen graute, schwangen sich Widukind und Abbio auf ihre Pferde. Der trotzige, heldenhafte Sachsenführer ging den schwersten Gang seines Lebens. Nach acht Tagen kamen die beiden Freunde im Lager des Frankenkönigs zu Attigny an der Aisne an, wo sich der fränkische Herrscher gerade aufhielt.

Überrascht horchte der König auf, als ihm ein Offizier meldete: "Der Sachsenherzog Widukind ist im Hof." Karl befahl dem Offizier, den Fürsten sofort hereinzuführen.

Feste Schritte dröhnten auf dem Flur. Da stand auch schon der Sachsenführer vor dem Frankenkönig. Schweigend sahen sich die beiden Männer in die Augen: "Spät bist du gekommen, Sachsenfürst", unterbrach Karl endlich die Stille. "Für Freiheit und Ehre seines Volkes muß jeder kämpfen bis zum letzten Augenblick, so war es immer Brauch im alten Sachsenlande", antwortete Widukind fest. Da reichte ihm der Frankenkönig die Hand: "Ich wollte, ich hätte in meinem weiten Frankenreiche viele Männer, die ihr Volk und ihr Land so lieben wie du deine Sachsen und deine Heimat. Jahrelang hast du mit deiner kleineren Kriegerschar meinen Heeren standgehalten. Nun sollst du als freier Mann in deine Heimat zurückkehren. Wenn dein Volk sieht, daß du mit mir Frieden geschlossen hast, wird es wohl keinen Aufstand mehr wagen."

Am nächsten Morgen begleitete der Frankenkönig seine sächsischen Gäste zur Taufe in die Kirche. Dann kehrten die Sachsen auf ihre Herrensitze zurück.

Acht Jahre hielt das Sachsenvolk Frieden. Nur als eines Tages der

sächsische Heerbann außerhalb des Frankenreiches mitkämpfen sollte, gab es noch einmal eine Erhebung, die aber unterdrückt wurde, weil den Sachsen ein großer Führer fehlte.

Ruhe und Frieden herrschten fortan. Am Fenster einer Pfalz standen einige Jahre nach dem letzten Aufstand ein fränkischer Krieger und ein junger Mönch und schauten weit in das fruchtbare Sachsenland hinein. "Wie still und friedlich liegen die Sachsengaue vor uns", sprach der Mönch. "Lange genug hat es auch gedauert," entgegnete der Offizier; "als ich noch jung war, machte ich schon den ersten Sachsenkrieg mit. Zweiunddreißig Jahre sind seitdem verflossen. An neun Feldzügen gegen die Sachsen mußte ich teilnehmen, bis wir sie endgültig bezwangen. Jetzt herrscht auch hier König Karl. Es ist wohl Friede, aber die Sachsen sind nicht glücklich." Da antwortete der Mönch: "Auch wir sehen in den Kirchen keine frohen Gesichter. Wohl sind die Sachsen getauft, aber ihre Herzen gehören noch immer Wodan. Es wird sicher noch lange dauern, bis dieses Volk den Christengott im Herzen hat."

In das Land östlich der Elbe waren Slawen und in das Donaugebiet Awaren eingewandert. Beide Völker bedrohten die Reichsgrenze. Zum Schutze ließ Karl Grenzburgen bauen und legte Marken an. (Sorbische Mark gegen die Slawen, Ostmark gegen die Awaren.)

Das Frankenreich (Teil 2)

Karl der Große (Teil 2)

In der Pfalz Ingelheim

An einem prächtigen Herbstabend hielten nach einem anstrengenden Ritt drei Männer vor dem hohen Tore der Pfalz Ingelheim. "Öffne, Pförtner," rief Adalwin, indem er mit seinem Speer gegen die eisenbeschlagene Eichentür stieß, "wir sind König Karls Boten!" Prüfend musterte der Wächter durch ein kleines Fenster die Ankömmlinge, dann riß er das Tor weit auf, daß es in seinen Angeln krachte, und die drei Boten ritten in den gepflasterten Hof der königlichen Pfalz ein.

Der Hufschlag der Pferde hatte viele Leute aus den Häusern gelockt. Gerade als Adalwin einen Knecht anwies, die Pferde in den Stall zu bringen und sie gut zu versorgen, trat der Amtmann mit frohem Gesicht auf die Reiter zu. "Was bringst du heute für eine neue Botschaft? Es freut mich, dich endlich wieder einmal hier zu sehen!" Des Amtmanns Händedruck herzlich

erwidernd, antwortete Adalwin: "In drei Tagen kommt König Karl. Er will auf seiner Besichtigungsreise Ingelheim nicht übergehen. Hoffentlich hast du hier alles gut in Ordnung. Du weißt doch, er prüft genau nach, ob alle seine Befehle und Vorschriften auch beachtet und ausgeführt werden."

Dem Amtmann fuhr ein gelinder Schrecken in die Glieder; doch schnell gefaßt, lud er die Gesandten des Königs in sein Haus ein. In dem großen Wohnzimmer setzte eine Magd den Hungrigen Brot, Butter, Wurst, getrocknetes Fleisch und Käse vor. Daneben stellte das Mädchen eine große Kanne mit selbstgebrautem Bier. Während Adalwin tüchtig zulangte, mahnte er nochmals: "Sieh nur zu, Amtmann, daß es in deiner Pfalz an nichts fehlt. Der König hat sehr scharfe Augen und findet sofort heraus, wenn irgendwo Unordnung herrscht. Laß auch genügend Räume herrichten; es kommen fast dreißig Personen. Für den König, die Königin und die Kinder bringe die schönsten Zimmer im Herrenhaus in Ordnung. Dann sorge vor allen Dingen dafür, daß genügend Gänse, Enten und Tauben vorhanden sind. Du weißt doch, daß unser Herr Geflügelbraten über alles liebt."

Der Amtmann nickte. "Laßt es euch weiter gut schmecken. Ich will gleich an die Arbeit gehen." Er stand auf und wollte zur Tür hinaus. Da rief ihm Adalwin noch nach: "Höre noch einmal, Amtmann! Du weißt, daß ich zu gerne euren Ingelheimer Wein trinke. Wenn König Karl auch keinen mag, so stelle mir doch jeden Abend einen gehörigen Humpen in meine Schlafkammer." Der Amtmann lachte und verschwand.

Bald hörte Adalwin ihn draußen nach den Knechten und Mägden rufen und ihnen Anweisungen geben. "Das hat uns gerade noch gefehlt," brummten die Knechte, als sie wieder an ihr Tagewerk gingen, "nun können wir noch mehr als sonst schaffen."

Als am dritten Tage der Amtmann mit den drei Königsboten auf der Steinbank vor seinem Wohnhause saß, rief plötzlich der Pförtner: "Der König kommt, der König kommt!" - "Schnell ins Haus und die Waffen angelegt," befahl Adalwin, "unseren König dürfen wir nur in vollem Waffenschmuck empfangen!" Ein Knecht rief eiligst die Krieger herbei, die der Amtmann zum Empfang des Königs aus der Umgebung in die Pfalz befohlen hatte. Sie waren schnell zur Stelle.

Aus dem Herrenhaus traten nun auch der Amtmann und seine Gäste. Auf dem Kopf trugen sie die feste Stahlhaube. Über ihren Schultern hing ein weiter Mantel, der durch eine glänzende Spange zusammengehalten wurde. In der Hand hielten sie den langen Eschenspeer, und an die Seite hatten sie das breite Schwert gegürtet. So eilten sie auf das Tor zu, das der Pförtner inzwischen weit geöffnet hatte.

Da bog auch schon der Reiterzug in den Hof ein. Mit lauten Heilrufen empfingen die Krieger ihren König. Hinter dem Herrscher ritt die Königin, eine schöne, blonde Frau. Ihr folgten eine ganze Reihe Töchter und Dienerinnen. Den Schluß bildeten ungefähr ein Dutzend Krieger. Neugierig schauten die Knechte und Mägde aus den Ställen und Häusern heraus und beobachteten, wie der König behende vom Pferde sprang. Er war groß und stattlich und überragte um einen ganzen Kopf die anderen Männer, die um ihn herumstanden. Sein Haar



Das Reich Kaiser Karls des Großen.

war dunkel. "König Karl soll so stark sein, erzählen die Leute, daß er mit seinen Fäusten ein Hufeisen auseinanderbrechen kann," flüsterte ein Knecht seinem Freunde zu, "und wenn er zornig ist, funkeln seine Augen ganz gefährlich. Sogar tapfere Männer sollen dann vor ihm erschrecken." Inzwischen hatte Adalwin der Königin aus dem Sattel geholfen.

Alle Beamten und Krieger, die zu seinem Empfang herbeigeeilt waren, begrüßte König Karl nun einzeln. Nach der gemeinsamen Tafel ließ er sich von dem Amtmann durch die Pfalz führen.

Der erste Besuch galt den Ställen. Wohlgefällig beschaute der König auf dem Wege einen buntschillernden Pfau, der mit schrillem Schrei auf einen Leiterwagen flog. "Das ist ja ein wahrer Prachtvogel," stellte der König fest, "aber hast du auch 100 Hühner und 30 Gänse, wie ich es für meine Musterwirtschaften angeordnet habe?" - "Es sind noch viel mehr, mein König", bestätigte freudig der Verwalter.

Im Stalle ließ sich der Herrscher ein Verzeichnis geben und prüfte daran nach, ob auch die dreißig Milchkühe vorhanden waren, wie er es für seine Güter gewünscht hatte. "Ich hoffe, Amtmann, daß du genau darauf achtest, daß Butter, Käse und auch alle anderen Nahrungsmittel auf das Sauberste hergestellt werden", forschte der König. "Meine Frau sieht den Mägden gründlich auf die Finger," erwiderte eifrig der Beamte, "beim Brotbacken wie beim Honigschleudern.

Ich habe es auch den Knechten verboten, wie du es mir befohlen hast, die Weintrauben mit den Füßen auszutreten. Unsere Gäste können den Wein mit Appetit trinken. Die Trauben werden jetzt nach deiner Anordnung mit Handpressen ausgepreßt."

Über die glatten Reitpferde und munteren Fohlen freute sich König Karl besonders, und die zur Zucht bestimmten Tiere sah er sich ganz genau an. "Sorge dafür, Amtmann, daß wir immer genug Pferde haben. Wer weiß, wie bald wir wieder in einen neuen Krieg ziehen müssen", meinte der König.

In dem Garten wartete schon der Gärtner. Stolz zeigte er seinem Herrn die vorgeschriebenen Apfel-, Birnen- und Pflaumenbäume und versicherte: "Der Pfirsichbaum und die Kirschbäume haben sich gut an unser Wetter gewöhnt. Ich habe heute früh schon einen Korb voll Pfirsiche ins Haus gebracht und hoffe, daß sie der Königin und dir schmecken."

Im Haus zeigte die älteste Magd die dicken Leinen- und Wollballen vor. Die Seife, die im letzten Winter hergestellt war, gefiel dem König ebenfalls gut.

Die Scheunen waren alle bis obenhin mit Getreide und Heu gefüllt. "In diesen fünf neuen Scheunen ist unsere eigene Ernte untergebracht," erklärte der Amtmann, "in den alten Scheunen liegt das Getreide, das unsere Lehensleute abliefern mußten."

"Nun zeige mir noch die Waffenkammern", befahl Karl. Wie funkelte es den beiden entgegen, als ein Knecht die feste Tür öffnete! Da hingen an der Wand lange Schwerter und Stahlhauben; glänzende Brustpanzer und eisenbeschlagene, starke Schilde. Nicht ein Rostfleck war an den Waffen zu erblicken. König Karl schwang prüfend einige Speere: "Die sind gut gearbeitet," gab er zu, "sorge aber dafür, daß nächstes Jahr die doppelte Anzahl vorhanden ist."

Auf dem Gang durch die Handwerkerstuben lobte der König die Arbeit des Schusters. In der Schmiede prüfte er ein gerade fertig gewordenes Langschwert. In der Backstube probierte er verschiedene Backwaren. Lange hielt er sich noch beim Falkner und beim Netzmacher auf.

"Hoffentlich sind meine Wälder und Forsten auch gut in Ordnung," wandte er sich dann an den Amtmann, "morgen will ich mich auf der Jagd davon überzeugen, ob Wald und Wild richtig gepflegt sind."

Als nach der sehr reichhaltigen Abendtafel, die der König im Kreise seiner Familie und einiger Beamten eingenommen hatte, die müden Frauen zu Bett gegangen waren, unterhielt sich Karl noch lange mit seinen Begleitern und dem Amtmann. "Der Sachsenkrieg ist endlich vorbei," sprach er, "jetzt soll

auch das Sachsenland, soweit es noch nicht geschehen ist, wie mein übriges großes Reich in Gaue eingeteilt werden. Von den drei Sachsen, die ich morgen früh hier erwarte, sollen zwei Gaugrafen und der andere Markgraf werden. Sie unterwarfen sich zuerst und haben mir seitdem treu gedient."

Am anderen Mittag standen die drei sächsischen Edelinge vor dem König. "In vielen siegreichen Kriegen habe ich ein gewaltiges Reich geschaffen," erklärte er ihnen; "es reicht von Spanien bis an die Elbe und von der Nordsee bis tief nach Italien hinein. Damit ich imstande bin, dieses Riesenreich ordentlich zu regieren, habe ich viele Beamte eingesetzt. Von jetzt ab soll jeder von euch einen Sachsengau verwalten. Ihr seid dort meine höchsten Beamten und regiert euren Gau an meiner Stelle. Ihr habt für Ruhe und Ordnung zu sorgen, dreimal in jedem Jahre Gaugerichtsverhandlungen abzuhalten; ihr habt die königlichen Hofgüter zu beaufsichtigen, die Abgaben einzutreiben, und außerdem müßt ihr die Soldaten zusammenrufen, wenn es Krieg gibt, und an der Spitze eures Heerbannes in den Kampf ziehen. Jeder freie Bauer, der vier Hufe Land besitzt, ist verpflichtet, selbst Kriegsdienste zu leisten oder einen Krieger zu stellen. Für die Bewaffnung, Kleidung und Verpflegung hat jeder selbst zu sorgen und stets seine Waffen in bester Ordnung zu haben.

Für eure Arbeit erhaltet ihr kein Geld, sondern ein großes Stück Land als Lehen. Wenn ihr sterbt, fällt dieses Lehen wieder an mich zurück. Da ihr das große Stück Land nicht selbst bewirtschaften könnt, müßt ihr es in Lehnshöfe aufteilen und weiter verleihen. Es wird sich mancher Bauer finden, der seine Freiheit aufgibt und euer Lehnsmann wird, weil er dann keine Kriegsdienste mehr zu leisten und außerdem nicht mehr bei den Gerichtstagen zu erscheinen braucht. Die Lehnsbauern haben an euch eine Abgabe an Getreide, Vieh, Geflügel, Eier, Wachs und anderen Dingen zu entrichten. Seid aber stets gerechte und unbestechliche Beamte."



Sendgrafengericht.

König Karl sprach weiter: "Damit in meinem Reich alle meine Befehle aufs Wort durchgeführt werden, ernenne ich in jedem Frühjahr Sendgrafen. Die

werden auch in eure Gaue kommen und genau nachforschen, ob ihr nach meinem Willen regiert. In schwierigen Rechtsfällen hat auch der Sendgraf Gericht zu halten. Jeden Sendgrafen oder Königsboten wird ein Bischof begleiten, der nachprüft, ob in eurem Gau auch alle Kirchen und Klöster von den Priestern und Mönchen richtig geleitet werden."

Dann wandte sich der König noch besonders an den einen sächsischen Edeling: "Du bekommst einen Grenzgau, auch Mark genannt, an der Elbe. Als Markgraf hast du darauf zu achten, daß die räuberischen Slawen nicht in mein Reich einfallen. Sobald ein slawischer Volksstamm einen Einfall wagt, darfst du, ohne mich erst zu fragen, deinen Heerbann aufbieten. Jeder Mann hat dir genau so zu gehorchen, als ob ich selbst den Heerbann befehligte. In Friedenszeiten aber baust du an den Furten der Elbe und an den Straßen, die in Feindesland führen, feste Burgen. Sie müssen rings von einem breiten Graben umgeben sein. Die Festungen sollen so groß angelegt werden, daß genug Wohnungen für die Menschen, Ställe für das Vieh und Scheunen für das Korn und andere Vorräte hineinpassen. Speichert genügend Nahrungsmittel für etwaige Kriegsfälle auf! Dich habe ich als Graf über die Wendische Mark bestimmt. Demnächst wollen wir gegen die Slawen ziehen, um endlich Ruhe vor diesen räuberischen Grenznachbarn zu bekommen.

Und nun wird euch der Amtmann die Königspfalz Ingelheim zeigen!"

König Karl blieb mit dem Geschichtschreiber Alkuin zurück. "Höre dich hier gut um nach Sagen und Liedern, die die Taten und Kriege germanischer Könige und Helden preisen," forderte er den Gelehrten auf, "schreibe sie sorgfältig nieder. Vergiß auch die alten Göttergeschichten nicht. Sorge außerdem dafür, daß hier in Ingelheim die schönen, alten deutschen Monatsnamen wieder eingeführt werden. Alle meine Untertanen sollen ihre Muttersprache beibehalten. Es genügt, wenn die Priester Lateinisch sprechen."

Damit war Alkuin entlassen, und der Frankenkönig ritt, wie er es sich vorgenommen hatte, auf die Jagd.

Karl wurde im Jahre 800 in Rom vom Papst zum Kaiser gekrönt. Er wurde dadurch Schutzherr der christlichen Kirche und der mächtigste Herrscher in Europa. Die Geistlichen gewannen entscheidenden Einfluß auf das gesamte Leben. Durch sie breiteten sich römische Sitten und lateinische Sprache in Deutschland aus.

Die Klöster

Die Ausbreitung des Christentums unter den Germanen erfolgte durch Mönche. In Vorderasien vertraten einzelne Männer die Ansicht, die Erde sei ein Jammertal, und der Mensch sei voller Sünden. Wer ein gottgefälliges Leben führen wolle, müsse die Welt und die Menschen meiden und als Einsiedler leben. Diese dem nordischen Menschen fremde Lebensauffassung fand auch in Europa und Deutschland Anhänger. Der Italiener Benedikt errichtete für solche Einsiedler ein Haus, in dem sie von der Welt abgeschlossen lebten. Man nannte es Kloster. Solche Klöster entstanden unter allen christlichen Völkern und bestehen noch heute. Es gibt Klöster für Männer (Mönche) und für Frauen (Nonnen). Der Oberste im Männerkloster ist der Abt, im Frauenkloster die Äbtissin. Alle Mönche und Nonnen sollen in Armut und Gehorsam leben und dürfen nicht heiraten. Sie tragen eine einheitliche Kleidung, die Kutte.

Die germanischen Mönche beteten nicht nur, sondern arbeiteten auch fleißig. Sie legten landwirtschaftliche Musterwirtschaften an und waren Handwerker, Baumeister, Künstler. Sie schrieben Bücher und gründeten Schulen. Aber bei all ihrer Arbeit richteten sie sich nach fremden Beispielen, lehrten mönchisch-römische Anschauungen, schrieben und unterrichteten in lateinischer Sprache. Die von den Vätern ererbten germanischen Lebensauffassungen wurden von ihnen planmäßig zurückgedrängt. Da die Mönche nicht heirateten, ging die Bindung an Blut und Boden verloren. In jedem fremden Mönch sahen sie ihren Bruder, im Papst ihren höchsten Herrn. Vom eigenen Volkstum lösten sie sich mehr und mehr. Eine der bedeutendsten Klostergründungen in Deutschland war die Errichtung des Klosters Fulda im Hessenlande durch Bonifatius. Nachdem schon irische Mönche versucht hatten, das Christentum in Deutschland zu verbreiten, gelang es dem irischen Mönch Winfrid, der später Bonifatius genannt wurde, die Hessen dadurch zur Annahme des Christentums zu bewegen, daß er die Donareiche bei Geismar fällte. Aus dem Holze dieser Eiche ließ er eine christliche Kapelle erbauen. Er unterstellte die Kirche dem Papste in Rom. Dadurch bekam dieser Einfluß auf das Leben in Deutschland.

Die Wikinger

Außerhalb des großgermanischen Frankenreiches blieben die Nordgermanen. Sie wohnten in Norwegen, Schweden und Dänemark und wurden Normannen oder Wikinger genannt. Nach Urväter Art lebten sie als freie Bauern auf ihren zerstreut liegenden Höfen oder befuhren als wagemutige Seefahrer auf schlanken Schiffen die Nord- und Ostsee.

Als um das Jahr 800 die Bevölkerung so zahlreich geworden war, daß der karge Heimatboden sie nicht mehr zu ernähren vermochte, schlossen sich Jungmannen unter kühnen Führern zusammen und suchten an den Küsten Europas neues Siedlungsland und Kriegsbeute. Wo sie an Land gingen, legten sie Burgen an und erweiterten diese oft zu blühenden Handelsstädten. So entstanden an der Ostseeküste Haithabu bei Schleswig, Jomsburg im Gebiet der Odermündung und Truso bei Elbing. Ihre Beutezüge richteten sich in erster Linie gegen Kirchen und Klöster. Von hier aus drohte ihrem Glauben an Wodan, den sie Odin nannten, und Donar (Thor) Gefahr. Aus diesem Grunde zerstörten sie auch die Gotteshäuser der Christen und vertrieben Priester und Mönche.

Auf ihren Eroberungszügen gründeten die Normannen auch mächtige Staaten. In Nordfrankreich heißt das von ihnen einst beherrschte Gebiet noch heute die Normandie. Besonders kühne Seefahrer drangen in das Mittelmeer ein und errichteten in Süditalien ein blühendes Normannenreich. Von der Ostsee aus fuhren Wikinger die Düna und Memel aufwärts, setzten ihre Schiffe auf Rollwagen und gelangten so in den Dnjepr und diesen abwärts in das Schwarze Meer und bis nach Istambul, das einst Byzanz hieß. Der Wikingerfürst Rurik gründete im Dnjeprgebiet einen eigenen Staat mit der Hauptstadt Kiew. Auch der polnische Staat verdankt seine Entstehung einem Wikinger.

Um das Jahr 1000 machte sich in Norwegen Harald Schönhaar zum alleinigen Herrscher des Landes. Zu gleicher Zeit erschienen Mönche und predigten das Christentum. König Harald unterstützte sie. Wer sich nicht beugen wollte, mußte das Land verlassen. Da bestiegen zahlreiche stolze, freie Bauern mit ihren Frauen und Kindern die Schiffe und fuhren gen Westen. Auf der bis dahin noch unbewohnten Insel Island fanden sie eine neue Heimat. Hier verehrten sie weiter ihre alten Götter und lebten nach den Sitten ihrer Väter. Ihre Götter- und Heldensagen sind uns in einem Buch, der Edda, überliefert. Andere Schriften, die Sagas, geben uns vom Leben und Heldentum isländischer Bauerngeschlechter Kunde. Diesen Überlieferungen verdanken wir einen großen Teil dessen, was wir von den Germanen wissen.

Von Island aus segelten einzelne Wikinger weiter nach Westen. Erik der Rote entdeckte Grönland und sein Sohn Leif Nordamerika.

Das Erste Deutsche Reich
bis zum Westfälischen Frieden (Teil 1)

Der Verfall des Frankenreiches

Das großgermanische Reich Karls des Großen hatte nicht lange Bestand. Es wurde 843 im Vertrage zu Wirten (Verdun) geteilt in ein Ostreich, ein Westreich und ein Südreich, zu dem das Zwischenreich Lothringen gehörte (das ist das Gebiet zwischen Schelde und Maas im Westen und dem Rhein im Osten). Im Vertrage zu Mersen 870 wurde das Zwischenreich zwischen dem Ostreich und dem Westreich geteilt. Aus dem Ostreich wurde Deutschland, aus dem Westreich Frankreich, aus dem Südreich Italien. Um das Zwischenreich ist es zwischen Deutschland und Frankreich zu ständigen Streitigkeiten gekommen, die bis heute dauern.

In Deutschland entwickelten sich aus den germanischen Volksstämmen die Herzogtümer der Sachsen, Franken, Lothringen, Schwaben und Bayern. An ihrer Spitze standen selbständige Herzöge. Sie sorgten nur für ihr eigenes Land und kümmerten sich nicht um das Schicksal des Reiches.

König Heinrich I. (919 bis 936), der Reichsgründer

König Konrads Tod

Es war an einem kalten Wintertag des Jahres 918. Der Dezembersturm heulte um den alten Königshof zu Limburg und riß die letzten morschen Äste von den Bäumen. In der Burg herrschte eine gedrückte Stimmung, denn der König Konrad lag im Sterben. Um den todkranken König standen einige seiner Getreuen, die sorgenvoll auf ihren Herrscher schauten.

"Es sind bitterböse Zeiten," fing der eine an zu flüstern, "das Deutsche Reich ist zerrissen und seine Kraft zersplittert. Kein Herzog will dem anderen helfen." - "Nicht einmal dem König gehorchen sie," fuhr ein anderer leise fort; "der Herzog von Lothringen hat sich vom Reiche losgelöst und will sich Frankreich anschließen. Der Bayernherzog ist abgefallen, und der Sachsenherzog ist unserem Herrn auch feindlich gesonnen. Wenn diese Uneinigkeit endlich einmal aufhörte, könnten wir das mächtigste Volk in der Welt sein."

Da regte sich der Kranke, und die Männer schwiegen. Als der König wieder einschlief, begann ein Graf mit gedämpfter Stimme: "Alle Völker an unseren

Grenzen wissen, daß die fünf Herzöge uneinig sind und niemals gemeinsam die Feinde des Reiches von seinen Grenzen fernhalten. Im Norden plündern die Normannen. Die Wenden kommen über die Elbe und die Saale und rauben das Land aus. Jahr um Jahr aber brechen die Ungarn in die östlichen und südlichen Teile des Reiches ein. Was sie an Menschen und Tier vorfinden, ist ihre Beute, und die Bauerngehöfte liegen nach ihrem Fortzug in Schutt und Asche." Mit einem Blick auf den König fuhr der Graubart fort: "Das Schlimmste aber ist, daß unser König stirbt, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Wir brauchen einen Mann an der Spitze, der wieder Ordnung schaffen und mit starker Hand regieren kann, damit die fremden Völker keinen Grenzeinfall mehr wagen und unser Volk wieder achten."

Sie schwiegen bedrückt. Nur der Sturm heulte draußen nach wie vor. Da erwachte der König, richtete sich mühsam in seinen Kissen auf und winkte seinen Bruder Eberhard zu sich.

"Bruder," begann der König, "ich werde bald sterben. Ich weiß, wie es im Reich aussieht, und daß ich zu schwach war, die eigenwilligen Herzöge zu bändigen. Der Einzige, der Deutschland wieder mächtig machen kann, ist Herzog Heinrich von Sachsen. Wenn ich gestorben bin, überbringe du ihm Königsmantel und Königsschwert und die Krone und sage ihm: 'Nach dem Willen des toten Königs sollst du als der Stärkste die Krone des Reiches tragen.'"
Der König bemerkte wohl die Verwunderung seiner Getreuen, deren größter Feind der Sachsenherzog stets gewesen war; aber er bat sie: "Haltet dem neuen König aus dem Sachsenstamm die Treue. Ich habe den richtigen Mann gewählt."

Die Königswahl zu Fritzlar

Als König Konrad begraben war, nahm sein Bruder die königlichen Abzeichen und ritt mit einigen Begleitern in das Sachsenland. Herzog Heinrich weilte gerade auf seinem Stammgut, und als Herzog Eberhard und sein Gefolge dort von ihren Pferden sprangen, trat Heinrich mit höflichem Gruß auf die Ankömmlinge zu.

Beim Ritt durch das sächsische Herzogtum hatten die Franken überall die schmucken Gehöfte und die großen, blonden Bauern bewundert. Nun standen sie dem Sachsenführer gegenüber und begriffen, warum König Konrad ihn mit der Krone bedacht hatte.

"Was wollt ihr Herren?" fragte Heinrich, neben den inzwischen seine stattliche Gemahlin Mathilde, eine Enkelin des Sachsenführers Widukind, getreten war.

"König Konrad, mein Bruder ist tot!" erwiderte Eberhard; "auf seinem Sterbebett hat er dich zu seinem Nachfolger bestimmt. Hier überbringe ich dir die deutsche Königskrone."

Herzog Heinrich war sehr erstaunt, denn damit hatte er nicht gerechnet. Als er aber im Geist das zerrissene und machtlose Reich vor sich sah, stand sein Wille fest, diesem Deutschland zu helfen. "Ich nehme die Königskrone an", sagte er mit entschlossener Stimme. Jubelnde Heilrufe tönten ihm da aus dem Munde der kleinen Reiterschar entgegen.

Einige Wochen später versammelten sich in Fritzlar viele Fürsten, Bischöfe und Krieger, die als Vertreter der Sachsen und Franken einmütig Herzog Heinrich von Sachsen zum König ausriefen. Nach der Wahl trat der Erzbischof von Mainz auf den neuen König zu: "Ich freue mich mit dem ganzen Volke, daß ihr an die Spitze des Reiches gekommen seid. Empfangt nun durch mich die Krone und die Salbung."

König Heinrich sah den hohen Geistlichen nachdenklich an und entgegnete: "Spart die Königskrone und die Salbung für einen Würdigeren auf. Für mich ist diese Ehre zu groß."

Die Krieger aber wußten, daß ihr neuer König die Krone nicht der Kirche, sondern allein der Stimme seines Volkes verdanken wollte. Sie brachen in stürmische Heil- und Beifallsrufe aus.

König Heinrich einigt die deutschen Stämme



Das Reich König Heinrichs I.

Mit Herzog Eberhard von Franken verband den König Heinrich während seines ganzen Lebens eine treue Freundschaft.

Nun galt es zunächst, den Herzog von Schwaben, der dem König nicht wohlgesonnen war, in Güte zu gewinnen. Heinrich ritt mit seinen Kriegern zu ihm. "In Fritzlar haben mich die Sachsen und Franken zum König gewählt, aber du stehst noch fern," begann der König. "Oft hast du es schon miterlebt, daß fremde Völker in dein Land und in andere Herzogtümer einfielen. Wenn alle fünf Herzöge zusammenhielten, könnten wir leicht die Feinde von den Grenzen vertreiben."

Doch der Schwabenherzog war mißtrauisch. Er fürchtete, seine Macht und sein Herzogtum zu verlieren. Da versicherte ihm der König: "Du sollst in Schwaben Herzog bleiben und dein Land selbst regieren. Nur wenn Notzeiten hereinbrechen, wirst du mir mit deinen Kriegern zu Hilfe eilen. Wir müssen es endlich lernen, daß wir ein Volk sind und uns in der Not beizustehen haben." Auf diese eindringlichen Worte hin gelobte der Schwabenherzog Heinrich I. die Treue.

Im Jahre 921 gewann Heinrich auf die gleiche Weise den Herzog von Bayern. Auf seine Bitte gewährte ihm der König das Vorrecht, in Bayern selbst die Bischöfe ernennen zu dürfen.

Nur einer, der Herzog von Lothringen, der auch zu Deutschland gehörte, stand jetzt noch abseits. Er hatte sich sogar mit dem französischen König verbündet. Gegen den Lothringer mußte der König verschiedene Male zu Felde ziehen, bis er im Jahre 925 siegte und Lothringen in seine Gewalt bekam. Nachdem Heinrich I. später dem Herzog Giselbert seine Tochter zur Frau gab, war die Westmark endgültig für das Deutsche Reich zurückgewonnen und die erste königliche Aufgabe gelöst.

Das erste Reich der Deutschen war entstanden

König Heinrich macht das Reich wehrhaft

Im Hofe der Pfalz zu Werla am Nordharz wimmelte es von Kriegern. Die Tore waren fest verschlossen, und die Wächter spähten aufmerksam gen Osten ins weite Land.
Der König, der finster vor sich hinblickend am Fenster gestanden hatte, wandte sich nun an die ihn umgebenden Getreuen: "Seit Jahren können die Ungarn ungestraft unsere Lande plündern. Nach jedem Raubzug liegen die

Dörfer in Schutt und Asche, die Felder sind verwüstet, Vieh und Menschen mißhandelt, erschlagen oder verschleppt. Ich wüßte das Land schon zu schützen; doch für die Ausführung meiner Pläne habe ich Zeit nötig."

Des Königs Rede wurde von einigen eintretenden sächsischen Kriegern unterbrochen. Sie führten einen der vornehmsten ungarischen Heerführer herein, den sie heute auf einem Erkundungsritt gefangengenommen hatten. Schwarzhaarig, klein und häßlich war er; aber ruhig und unerschrocken blickte er mit seinen dunklen Schlitzaugen den König an. Heinrich hieß ihn als Gast willkommen und behielt ihn als Geisel in seiner Pfalz.

Einige Tage darauf kamen Unterhändler nach Werla und boten dem König für die Freilassung ihres Führers Gold und Silber. Heinrich aber erwiderte: "Euer Gold will ich nicht. Wenn ihr aber versprecht, neun Jahre lang nicht in mein Land einzufallen, so könnt ihr euren Fürsten wieder mitnehmen. Während des Waffenstillstandes will ich euch außerdem Vieh, Tuch, Getreide und Gold als Tribut geben." Mit diesem Angebot des Königs erklärten sich die Gesandten einverstanden und kehrten in ihr Land zurück.

Jetzt wandte sich Heinrich an seine Freunde. Er sprach von seinem Plan, den er in den nun folgenden neun Jahren verwirklichen wollte: der Befestigung der Ostgrenze. "Seht," fuhr Heinrich fort, "als vor vielen Jahrhunderten unsere Vorväter in das römische Reich einzufallen versuchten, ließ der Kaiser von Rom an der Grenze seines Reiches entlang befestigte Lager und Burgen bauen. Soldaten, Waffen und Lebensmittel waren darin untergebracht. In diesen Burgen fanden die flüchtenden Landbewohner bei Überfällen Schutz. Und vor mehr als 100 Jahren, als der Frankenkönig Karl gegen unsere Sachsen Krieg führte, retteten sich unsere Vorfahren mit Hab und Gut in die Volksburgen. Solche Burgen wollen wir an der Ostgrenze zum Schutz gegen die Ungarn anlegen. Das aber genügt nicht. Die Ungarn sind ein wildes Reitervolk. Auch wir müssen ein Reiterheer haben, um den Kampf gegen die Ungarn erfolgreich aufnehmen zu können."

Überall an der Ostgrenze Sachsens und Thüringens, wo Furten durch die Flüsse führten oder sich wichtige Straßen kreuzten, regten sich bald fleißige Hände. Ein fester Platz mit starken, dicken Mauern und mächtigen Türmen entstand nach dem anderen. Von den Zinnen dieser Türme konnte gut auf die Angreifer heruntergeschossen werden. Vor den Mauern schachteten die Hörigen breite und tiefe Wassergräben aus. Wollten die Krieger aus der Burg heraus, so mußten sie über eine schwere Zugbrücke, die bei Gefahr hochgezogen wurde.

Neben diesen Burgen wurden noch viele kleinere Fluchtburgen angelegt, alte Wehranlagen verstärkt, frühere Volksburgen instandgesetzt, Pfalzen,

Bischofssitze und Klöster befestigt. Die Adligen und reichen Bauern mußten ihre Höfe mit hohen Erdwällen umgeben lassen.

Als die Burgen fertig waren, überbrachten Boten des Königs Befehle auf seine Güter: jeder neunte Dienstmann hat mit seiner Familie und seinen Hörigen auf die Burg zu ziehen. Die anderen acht werden die Burg dauernd mit Lebensmitteln versorgen." Anfangs fühlten sich die Burgmannschaften hinter den dicken Mauern nicht wohl, denn der Dienst war sehr streng, und Waffenübungen, Wachtdienst und Erkundigungsritte folgten ununterbrochen.

Auf Anordnung des Königs fanden künftig alle Feierlichkeiten und Things in den Burgen statt. Mit der Zeit siedelten sich auch Kaufleute und Handwerker an, und Märkte wurden abgehalten. Im Laufe der Jahre bauten sich immer mehr Händler und Handwerker in und vor den Mauern der Burgen ihre Häuser. Auf diese Art entstanden die Städte Quedlinburg, Goslar, Nordhausen, Duderstadt, Merseburg, Saalfeld, Naumburg und viele andere.

Wie stolz war König Heinrich, wenn er bei der Besichtigung der Burgen den Übungen der Reiterregimenter zusah. "Nun ist mir nicht mehr bange, wenn die ungarischen Reiter kommen", versicherte er seinen Mannen. - Weil König Heinrich das Reiterhandwerk schätzte und ehrte, stellten alle Stammesherzöge Reiterregimenter auf. Die Ritter wurden zum geachtetsten Stande in Deutschland.

König Heinrich hält die Ostwacht

Im Herbst des Jahres 928 rief der König zum Kampf gegen die Slawen auf. In diesem Kriege gegen die wendischen Völkerschaften wollte er sein neu aufgestelltes Reiterheer erproben.

Die Kunde von dem Übergang der eisenstarrenden Königsreiter über die Elbe verbreitete sich schnell bei den Slawen. Überall, wo die Deutschen erschienen, wurden die wendischen Heveller geschlagen. Sie zogen sich deshalb in die Feste Brendanberg zurück, die von den Flußarmen der Havel, von Sümpfen, Seen und hohen Erdwällen umschlossen war.

Der erste Angriff König Heinrichs auf die Wendenburg mißglückte. Nun versuchte der Herrscher, die Stadt von allen Seiten einzuschließen. Wenn die Lebensmittel zu Ende gingen, mußte sich Brendanberg ergeben. Aber König Heinrich sollte schneller ans Ziel kommen, als er gedacht hatte.

Scharf pfiff plötzlich der Wind aus Osten, und eines Morgens waren die Sümpfe und Seen mit einer dicken Eisschicht bedeckt. In warme Decken eingehüllt, lagen die Sachsenkrieger um die Lagerfeuer. Da rüttelte der König eine Gruppe aus dem Schlaf auf, ließ von ihnen die anderen wecken und befahl in der Morgendämmerung den zweiten Angriff auf Brendanberg. Auf knisterndem Eis drangen die Deutschen bis an die Festung vor. Im Sturmlauf nahmen sie die Wälle, und als die Heveller aus tiefstem Schlaf erwachten, waren Heinrichs Krieger bereits in der Festung. Es entspann sich ein erbitterter Kampf. Ehe die Sonne aufging, befand sich die wichtigste Wendenburg im Besitz König Heinrichs, die er zur Schutz- und Grenzburg gegen die wendischen Völkerschaften bestimmte. Die Heveller unterwarfen sich dem deutschen König und zahlten ihm Tribut.

König Heinrich ritt nach diesem Sieg in das Land der Sorben, die zwischen Saale und Elbe und in der Lausitz wohnten. In blutigen Kämpfen zwang er auch sie unter seine Herrschaft. Zum Schutze dieses neuen tributpflichtigen Wendenlandes legte König Heinrich die uneinnehmbare Burg Meißen auf einem 50 Meter hohen Felsen am Elbufer an, der von drei Seiten durch Wasserläufe geschützt war. Seit diesem Feldzuge im Frühjahr 929 gehörte das Land zwischen Saale und Elbe ununterbrochen zu Deutschland.

Auch nach Böhmen, wo die slawischen Tschechen wohnten, zog König Heinrich, dem Herzog Arnulf von Bayern mit seinem Heerbann zu Hilfe gekommen war. Der tschechische König ließ es nicht zum Kampfe kommen. Er wurde Heinrichs Lehnsmann und zahlte Tribut. Böhmen war dadurch wieder dem Reich angegliedert.

Nachdem die Wenden in der Schlacht bei Lenzen endgültig niedergeschlagen waren, setzte König Heinrich in allen Gauen zwischen Oder und Elbe deutsche Edelinge und Grafen als Beamte ein. Die Elblinie war gesichert und Deutschlands Vorherrschaft bis zur Oder ausgedehnt.

Das neue Heer hatte seine Feuerprobe bestanden. Den Entscheidungskampf mit den Ungarn brauchte Heinrich nicht mehr zu fürchten.

Die Ungarnschlacht bei Riade

Der neunjährige Waffenstillstand mit den Ungarn war abgelaufen. Als die ungarische Gesandtschaft kam, um abermals den Tribut abzuholen, verweigerte ihn König Heinrich.

Die Ungarn versuchten sich zu rächen, indem sie mit einem gewaltigen Reiterheere in Thüringen einbrachen. Der König der Deutschen hatte

inzwischen seine sächsischen und thüringischen Truppen, zu denen noch Hilfsvölker aus Bayern und Schwaben gestoßen waren, bei Riade in der Nähe von Merseburg gesammelt. Hier griff eine thüringische Schar von Leichtbewaffneten mit nur wenigen Reitern die Ungarn an. Aber wie der König angeordnet hatte, wichen die deutschen Fußtruppen und die wenigen Berittenen beim ersten feindlichen Pfeilhagel zurück. Das ermutigte die Ungarn. Aber schon brauste es hinter einem Höhenzug hervor. Wie ein eiserner Block sprengten die schwergepanzerten deutschen Reiter, von ihrem König geführt, heran. Neben ihm flatterte das Banner des Reiches mit dem Bilde des Hl. Michael. Nach kurzem, heftigen Kampf wandten sich die Ungarn besiegt und geschlagen zur Flucht.

Diese bedeutungsvolle Schlacht fand am 15. März 933 statt.

In den 17 Jahren seiner Regierungszeit hatte König Heinrich den Ostraum für unser deutsches Volk zurückerobert und die Ungarngefahr beseitigt. Seine Lebensaufgabe war erfüllt. Als er 60 Jahre alt war, bestimmte er seinen Sohn Otto zum Nachfolger.

Auf seiner Lieblingsburg Memleben nahe bei Riade, wo Heinrich der Deutsche seinen großen Sieg über die wilden Ungarnreiter errungen hatte, starb der erste deutsche König am Morgen des 2. Juli 936. Seinem Wunsche entsprechend, wurde er in der Schloßkirche zu Quedlinburg beigesetzt.

Das Erste Deutsche Reich
bis zum Westfälischen Frieden (Teil 2)

Kaiser Otto der Große (936-973)

Die Krönung Ottos I. zum König (936)

In den Straßen der Stadt Aachen wimmelte es von frohen und festlich gekleideten Menschen; die Häuser waren geschmückt, und bunte Fahnen wehten im Winde. Heinrichs I. Sohn sollte heute zum deutschen König gekrönt werden.

Kirchenglocken und Fanfarenklänge verkündeten den Beginn der Krönungsfeier. In der Säulenhalle, die die Pfalz Karls des Großen mit der Kirche verband, hatten sich die weltlichen Fürsten aus allen deutschen Gauen versammelt. Umbraust von den Heil- und Jubelrufen der Herzöge, Grafen und Edelinge und der vornehmsten Lehnsleute ging der Herzog Otto von Sachsen mit seinem Gefolge feierlichen Schrittes zum Marmorthron, auf dem schon der Frankenkaiser Karl gesessen hatte. Hier hoben die Mächtigsten des Reiches den jungen Sachsenherzog auf den Thron. Nacheinander trat nun jeder einzelne Mann im Saal heran, legte seine Hände zwischen die des Königs und sprach als Eid: "Ich gelobe dir, König Otto, ewige Treue und Hilfe gegen alle deine Feinde!"

Nach dieser feierlichen Handlung begab sich der neugewählte König mit sämtlichen Fürsten und Beamten in die Kirche, wo ihn der oberste deutsche Bischof, Erzbischof Hildibert von Mainz, mit der Geistlichkeit und vielem Volk erwartete.

Der Kirchenfürst ging dem König bis an die Tür entgegen, und während er in der rechten Hand den Krummstab hielt, faßte er mit seiner linken die rechte Hand des Königs und führte ihn so in die Mitte der Kirche. Atemlos hatte das Volk dem Einzug zugeschaut. Da wandte sich der hohe Geistliche an die Menge: "Seht, hier steht König Otto. Gott hat ihn zum Herrscher erkoren, und sein großer Vater bestimmte ihn noch vor seinem Tode zu seinem Nachfolger. Draußen in der Säulenhalle haben ihn alle Fürsten zum König gewählt. Wenn euch die Wahl gefällt, so erhebt als Zeichen der Zustimmung eure rechte Hand zum Himmel." Kaum hatte der Erzbischof geendet, da scholl dem König von allen Seiten abermals nicht endenwollender Jubel entgegen.

Sodann führte Hildibert von Mainz den Herrscher, der das enganliegende, fränkische Gewand trug, an den Altar, auf dem die königlichen Abzeichen lagen. Der Erzbischof ergriff das Reichsschwert mit dem Wehrgehenk und

sprach zum König: "Nimm dieses Schwert und vernichte damit die Feinde Christi, alle Heiden und schlechten Christen!" Dann nahm er den Königsmantel mit den goldenen Spangen, bekleidete den König damit und sagte: "Dieses Gewand, das bis auf die Erde herabwallt, soll dich immer von neuem daran erinnern, dich mit aller Kraft und Wärme für den Christenglauben und die Erhaltung des Friedens einzusetzen!" Hierauf reichte Erzbischof Hildibert dem neuen Herrscher das Zepter mit den Worten: "Dieser Herrscherstab sei dir das Zeichen dafür, daß du das Recht hast, ungehorsame Untertanen väterlich zu strafen, und daß du gleichzeitig die Verpflichtung übernimmst, deine Hand voller Barmherzigkeit und schützend über alle Geistlichen, Witwen und Waisen zu halten."

Inzwischen war auch Erzbischof Winfried von Köln an den Altar getreten. Beide Erzbischöfe salbten König Otto; sie setzten ihm die Krone aufs Haupt und führten ihn zu dem erhöhten Thron, der zwischen zwei wunderbaren Marmorsäulen stand. Als die Geistlichkeit das Meßopfer dargebracht hatte, war auch die kirchliche Krönungsfeier zu Ende, und König Otto kehrte in die Pfalz zurück.

Das Krönungsmahl nahm der Herrscher mit allen weltlichen und geistlichen Fürsten ein. Die vier Herzöge des Reiches warteten an der Königstafel auf. Giselbert, der Herzog von Lothringen, war der Kämmerer, Eberhard von Franken der Truchseß, der Schwabenherzog Hermann stand den Mundschenken vor, und Arnulf von Bayern war der Marschall. Bis in die späte Nacht hinein wurde geschmaust und getrunken, und ganz Aachen feierte mit. Überall herrschte frohes Leben und Treiben.

Am anderen Tag verteilte der König wertvolle Geschenke an viele Fürsten und Lehnsmänner und kehrte dann in sein sächsisches Herzogtum zurück. Während seiner Abwesenheit hatte es Siegfried, der Schwager seines Vaters, verwaltet und gegen den Einfall von Feinden geschützt.

König Ottos Kampf gegen die Herzöge

Herzog Arnulf von Bayern war gestorben, und sein Sohn Eberhard weigerte sich, Otto den Lehnseid zu leisten. Nun wollte ihn der König mit seiner Heeresmacht dazu zwingen. Aber während er noch auf dem Feldzug in Bayern weilte, erreichte ihn die Nachricht, daß sein Stiefbruder Thankmar eine Verschwörung gegen ihn angezettelt hatte. "Wir müssen sofort ins Sachsenland zurück," erklärte der König seinen Kampfgefährten, "Thankmar kann es nicht verschmerzen, daß er auf den Thron verzichten mußte. Der herrische und ehrgeizige Frankenherzog Eberhard, der sich meiner

Königsgewalt nicht fügen will, hat sich ihm als Bundesgenosse angeschlossen. Schon hält Eberhard meinen jüngeren Bruder Heinrich auf seiner Burg in Fritzlar gefangen, und Thankmar steht mit seinem Kriegsvolk an der Diemel."
Thankmar war aufs höchste bestürzt, als sein Bruder eines Tages mit seinen Vasallen an der Diemel stand. Er wagte keinen offenen Kampf, zog sich in die Eresburg zurück und wurde bei einem Ausfall aus dieser Feste getötet.

Als Herzog Eberhard dies erfuhr, glaubte er nicht mehr an einen Sieg. Er suchte seinen Gefangenen, des Königs Bruder Heinrich, auf und flehte ihn an: "Vergiß, daß ich dich gefangen hielt. Bitte für mich bei deinem königlichen Bruder um meine Begnadigung." Heinrich von Sachsen sah dem Sprecher prüfend in die Augen, als er antwortete: "Thankmar und du, ihr hättet klüger getan, mich als euren Bundesgenossen zu gewinnen. Sieh, als ich noch jünger war, hoffte ich einmal König zu werden. Denn ich wurde als Königssohn geboren, während mein Vater bei Ottos Geburt nur Herzog von Sachsen war. Nur mit grollendem Herzen habe ich bisher den Befehlen meines Bruders gehorcht. Viele im Lande sind mit dem König unzufrieden, weil er uns Fürsten nicht als gleichberechtigte Volksherzöge, sondern als seine Untertanen behandelt."

"Du sollst König sein," rief Eberhard von Franken aus; "sorge dafür, daß ich mein Herzogtum behalte, dann will ich dir mit meiner ganzen Heeresmacht im Kampf um die Krone beistehen." Die beiden gelobten sich Treue und Verschwiegenheit und besprachen die Einzelheiten ihres hochverräterischen Planes.

Heinrich gelang es wirklich, den Zorn des Königs zu besänftigen. Eberhard wurde für einen Monat auf die Burg Hildesheim verbannt. Nach Verbüßung der Strafe erhielt er sein Herzogtum von König Otto zurück.

Im Jahre 939 brach ein neuer Aufstand gegen König Otto aus. Herzog Heinrich hatte sich mit dem lothringischen Herzog Giselbert verbündet. Trotz ihrer großen Übermacht wurden die Rebellen von Ottos Heer bei Xanten geschlagen. Heinrich eilte auf dem schnellsten Wege in sein Herzogtum zurück und verschanzte sich in Merseburg. Vergeblich versuchte das königliche Heer, die Stadt zu erobern. Schließlich sah sich der deutsche König genötigt, seinem Bruder Waffenstillstand und freien Abzug zu gewähren, um in den Besitz der starken Feste zu gelangen.

Herzog Heinrich aber verbündete sich abermals mit dem Herzog von Lothringen, der inzwischen Lehnsmann des französischen Königs Ludwig IV. geworden war. Auf die Seite dieser beiden Aufrührer trat nun auch Eberhard von Franken und später sogar der Erzbischof Friedrich von Mainz.

Die vereinigten Heere verwüsteten die oberen Rheingebiete mit Mord und Brand. König Otto zog ihnen nach und belagerte die Burg Breisach. Zwar gelang es den Herzögen, aus Breisach zu entkommen. Als sie aber eines Tages fröhlich beim Mahle saßen, ereilte sie ihr Geschick. Die beiden königstreuen fränkischen Grafen Udo und Konrad überfielen sie mit einer Anzahl Bewaffneter. Nach einem kurzen, verzweifelten Kampf mußte Eberhard von Franken sein Leben lassen. Giselbert entkam und flüchtete an den Rhein. Als er schwimmend das andere Ufer erreichen wollte, ertrank er vor den Augen seiner Verfolger.

Nach diesem Ereignis sah Heinrich von Sachsen ein, daß sein Bruder Otto Sieger bleiben würde. In der Pfalz zu Attigny bat er den König flehentlich um Vergebung, der ihm den Treubruch noch einmal verzieh.

Mit der Unterwerfung Heinrichs war der deutsche Bruderkrieg endgültig beendet. Nun begann Otto, seine Königsmacht weiter auszubauen. An die Spitze aller Herzogtümer stellte er im Laufe der Zeit nur Mitglieder seiner Familie. 944 wurde Konrad der Rote, dem Otto im Jahre 947 seine Tochter Liutgard zur Gemahlin gab, zum Herzog der Lothringer ernannt. 947 verlieh der König seinem Bruder Heinrich Bayern. Schwaben erhielt zwei Jahre später Ottos Sohn Ludolf. Das Herzogtum Franken wurde sogar aufgeteilt.

All diesen Herzögen nahm der König viel von ihrer früheren Macht. Hohe Geistliche setzte nur er noch ein; ebenso ernannte Otto die Grafen in allen Herzogtümern. In die Regierung des Reiches durften sich die Stammesherzöge nicht einmischen. König Otto führte die Regierung allein. Er setzte Pfalzgrafen als Beamte ein, die die Arbeit der Großen des Reiches prüften und ihrem König darüber berichteten.

Viele Jahre fügten sich die Herzöge ihrem König. Nur im Jahre 953 versuchten Ludolf und Konrad noch einmal einen Aufstand, der aber wieder niedergeschlagen wurde. Da sah der König ein, daß er sich auf die Herzöge nicht verlassen konnte. Sie dachten immer wieder daran, ihre eigene Macht zu stärken und vergaßen darüber ganz das Reich. Als er sich eines Tages mit seinem Bruder Brun darüber unterhielt, sprach er: "Ich will es von jetzt ab mit den Geistlichen versuchen. Die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier sollen geistliche Fürsten werden. Sie bekommen das Marktrecht, dürfen Zölle erheben und Münzen prägen. Jedes Lehen, das ich einem geistlichen Fürsten gebe, fällt nach dessen Tode wieder an mich zurück. Du wirst Erzbischof von Köln und verwaltest gleichzeitig Lothringen, das der König von Frankreich so gerne haben möchte." - "Und welche Aufgaben haben die geistlichen Fürsten zu erfüllen?" fragte Brun. "Die geistlichen Fürsten, in deren Gebiet ich gerade weile," entgegnete der König, "müssen für die

Verpflegung meines Hoflagers sorgen und, wenn ein Krieg ausbricht, mit ihren Lehnsleuten mit in den Kampf ziehen. Tüchtige Geistliche werde ich sogar zu Heerführern machen. Da sie die lateinische Sprache beherrschen, werde ich sie als Gesandte zu ausländischen Königen und Fürsten schicken. Viele werden auch Beamte an meinem Hof sein. Es sind alles ehrenvolle Aufgaben, die ich den Geistlichen zugedacht habe, aber ich verlange, daß sie sich immer als Deutsche fühlen und in mir allein ihren Herrscher sehen." -"Ich verstehe dich, Bruder," antwortete Brun; "du willst das Reich mit Hilfe der klugen Geistlichen fester bauen."

Otto wird Kaiser



Kaiser Otto der Große. Standbild auf dem Marktplatz in Magdeburg.

Die Bischöfe unterstanden nicht nur dem König, sondern auch dem Papst. Otto wollte sich deshalb auch zum Herrn über den Papst machen. Dazu aber mußte er wieder der Herrscher über Italien werden. In Oberitalien war es zwischen den verschiedenen Parteien zu Kämpfen gekommen. Otto wurde zu Hilfe gerufen. Er heiratete die Erbin von Oberitalien und wurde König der Lombardei. Dann zog er auf einen Hilferuf des Papstes nach Rom und ließ sich dort zum Kaiser krönen (962). Aus dem deutschen Volksreich wurde das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Die deutschen Könige führten seit dieser Zeit den Titel "Kaiser". Der Papst war dem Kaiser unterstellt. Ottos Reich erstreckte sich von Rom bis zur Nordsee.

Die Sicherung der Ostgrenze



Otto I. in der Schlacht auf dem Lechfelde

a) Der Sieg über die Ungarn. Otto beendete den Ungarnkampf durch die Schlacht auf dem Lechfelde 955. Im Sommer 955 brachen die Ungarn noch einmal in gewaltigen Scharen in Bayern ein. Wohin der Zug kam, gingen die Dörfer in Flammen auf, und die Felder wurden verwüstet. Nun stand das Ungarnheer vor Augsburg, das von dem treuen und tapferen Bischof Ulrich regiert wurde.

Den Kampf auf offenem Felde hatte der Bischof seiner kleinen Schar verboten, dafür aber den Bürgern Augsburgs befohlen, die Bollwerke, die Wälle, die Mauern und die Tore zu verstärken. Nur mit einer Stola angetan - Schild, Helm und Panzer hatte er zu Hause gelassen - begab er sich mit seinen Kriegern vor das östliche Stadttor. Unaufhörlich feuerte er seine Mannen an, die mit der größten Tapferkeit stritten. Mitten in dem heftigsten Schlachtengewühl brachen die Ungarn plötzlich den Kampf ab und zogen sich zurück. Ihr tapferster Anführer war erschlagen worden.

Am anderen Morgen wiederholten die Ungarn ihren Angriff; aber nach kurzer Zeit rückten sie abermals ab und verließen das Schlachtfeld. Der Ungarnführer hatte die Nachricht erhalten, daß König Otto in Eilmärschen herannahte, um Augsburg zu retten.

In der Nähe der Stadt schlug der König sein Lager auf. Hier stieß der Heerbann der Franken und Bayern zu ihm; auch der Herzog Konrad von Lothringen rückte mit einer starken Kriegsmacht ins Lager.

Kaum war am anderen Morgen die Sonne aufgegangen, da zog das deutsche Reichsheer mit wehenden Fahnen in acht großen Abteilungen den Feinden entgegen.

Obwohl die Ungarn die Deutschen unerwartet im Rücken angriffen, erlitten sie eine schmähliche Niederlage. Allen voran stürzte sich der König auf die Angreifer. Gewaltig hieb er um sich, und seine Kampfgefährten folgten seinem Beispiel. Nur wenige Ungarn entkamen in ihre Heimat.

Leider verlor das deutsche Heer in diesem Vernichtungskampf auch einen seiner besten Anführer, den Herzog Konrad. Auf Befehl des Königs wurde sein Leichnam später in Worms feierlich bestattet.

Nach dieser Schlacht vom 10. August 955 fielen die Ungarn nie wieder in Deutschland ein. König Otto kehrte unter dem Jubel des Volkes in sein Sachsenland zurück und wurde von allen ehrlichen Deutschen "Vater des Vaterlandes" genannt. Als Schutz gegen die Ungarn errichtete er die Ostmark wieder.

b) Der Kampf gegen die Slawen. Den Kampf gegen die Slawen führte er weiter und sicherte die Elbgrenze durch Anlegen von Grenzmarken. Dort setzte er Markgrafen ein (Gero an der Mittelelbe im Gebiet um Meißen, Hermann Billung an der Unterelbe).

Beide dehnten ihre Macht bis zur Oder aus. Otto stellte Polen unter deutsche Lehnshoheit. Magdeburg wurde Erzbistum. Von hier aus breiteten sich deutsche Sprache, deutsches Recht, deutsche Kultur weit nach Osten hin über die Oder aus.



Das Reich Kaiser Ottos I.

Auf dem letzten Reichstage Ottos in Quedlinburg erschienen Gesandte von Dänemark, Polen, Böhmen und Ungarn und brachten Tribut und Geschenke. Frankreich, England, Italien und Ostrom sandten Vertreter. Otto war der mächtigste Herrscher Europas. Nach einer an Erfolgen reichen Regierung starb er 973 und wurde im Dom zu Magdeburg beigesetzt.

Verluste an der Ostgrenze

Ottos Sohn, Otto II., versuchte seine Herrschaft auch über Süditalien auszudehnen. Er und sein Nachfolger Otto III. hielten sich vorwiegend in Italien auf und wollten Rom zum Mittelpunkt ihres Reiches machen. In Deutschland kam es häufig zu Aufständen der Fürsten gegen die Kaiser, wodurch die Macht des Reiches geschwächt wurde.

Otto II. trennte die Ostmark vom Herzogtum Bayern und gab sie dem Fürstengeschlecht der Babenberger. Dies war der Anfang einer Entwicklung, die später zum Staate der Habsburger "Österreich" führte.

Um die Gebiete östlich der Elbe kümmerten sich Ottos Nachfolger wenig. Sie verloren das mühsam erkämpfte Land zwischen Elbe und Oder wieder an die Slawen. Den Polen gab Otto III. in dem neugegründeten Erzbistum Gnesen einen nationalen Mittelpunkt. Dadurch hörte der für die Ausbreitung des Deutschtums im Gebiet östlich der Oder so wichtige Einfluß Magdeburgs langsam auf. Polen machte sich vom Reiche unabhängig, Ungarn desgleichen.

Das Erste Deutsche Reich bis zum Westfälischen Frieden (Teil 3)

Die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst

Papst Gregor VII.

Von Otto dem Großen ab waren die Kaiser die Herren über die Kirche. Sie setzten die Bischöfe ein und hatten entscheidenden Einfluß bei der Wahl der Päpste.

Im 11. Jahrhundert wurde Gregor VII. Papst. Er steckte sich das Ziel, die Macht des Kaisers zu brechen und den Staat unter die Herrschaft der Kirche zu zwingen. Das Papsttum sollte die Weltherrschaft erlangen. Er stellte folgende Forderungen auf:

1. Der Papst wird von den Bischöfen in Rom (den Kardinälen) gewählt. Der Kaiser hat keine Entscheidung bei der Ernennung der Päpste.

2. Alle Geistlichen müssen unverheiratet bleiben und sollen in erster Linie dem Papst gehorchen.

3. Die Bischöfe erhalten ihr Amt nur vom Papst.

Mit diesen Forderungen rüttelte der Papst an den Grundlagen der Kaisermacht. Die geistlichen Fürsten beherrschten fast die Hälfte des deutschen Landes und waren dem Kaiser zur Heeresfolge verpflichtet. Ohne sie war der Kaiser fast machtlos. Darum entbrannte ein heftiger Kampf zwischen Kaiser und Papst, der jahrhundertelang die Geschicke des deutschen Volkes stark beeinflußt hat.

Kaiser Heinrich IV.

König Heinrich IV. trat den Machtgelüsten Gregors scharf entgegen. Die deutschen Bischöfe standen ihm bei und erklärten Gregor für abgesetzt. Darauf wurde der König vom Papst in den Bann getan. Gregor sagte, kein deutscher Fürst und kein Untertan brauche dem mit dem Bannfluch belegten König zu gehorchen. Einige deutsche Herzöge benutzten diese Gelegenheit, sich gegen Heinrich zu erheben. Sie riefen sogar den Papst als Schiedsrichter zwischen König und Fürsten an und verlangten, daß sich der König vom Banne befreie. Heinrich ging 1077 nach Kanossa in Oberitalien und veranlaßte Gregor, den Bannfluch aufzuheben.

Der Gang nach Kanossa

Krachend fiel am 28. Januar des Jahres 1077 die schwere Tür der Burg Kanossa hinter dem deutschen König Heinrich IV. ins Schloß. Hastig warf er das rauhe Büßergewand ab, legte die Ritterrüstung an und gürtete sich das Schwert um. Dann ritt er nach Norden. In einem kleinen Orte machte er endlich halt, um dort die Nacht zu verbringen.

Aber lange hielt es der König in den dumpfen Räumen des Wirtshauses nicht aus. Ihm war zumute, als brächen die Mauern über ihm zusammen. Der Herrscher befahl, sein Roß zu satteln. Mutterseelenallein ritt er hinaus in den sinkenden Tag. In dichten Wolken wirbelte der Schnee herab. Nach einer Stunde planlosen Rittes sah der König in der Ferne Feuerschein.

Er hielt darauf zu und fand ein armseliges Gehöft. Ein Greis öffnete ihm die Tür. Gedankenlos fragte Heinrich nach dem Rückweg. Erstaunt starrte der

Alte den Besuch an, der hier mitten im italienischen Lande Deutsch sprach. "Ein Ritter aus Deutschland? Ich war Krieger im Heere König Heinrichs III. Vor 20 Jahren blieb ich in diesem Lande zurück. Seitdem hause ich hier allein mit meinen Ziegen und Hühnern. Erzählt von Deutschland, Herr, tretet ein."

Bald saß der König auf der Holzbank in der verräucherten Stube neben dem offenen Herde und wärmte seine starren Glieder an den prasselnden Flammen. Der Greis stellte einen Krug feurigen, dunklen Weines vor den Gast auf den derben Tisch.

"Es sind böse Zeiten im Deutschen Reich," begann der König nach langem Schweigen, "niemand will gehorchen. Als König Heinrich mit 16 Jahren an die Regierung kam, hatten sich die Fürsten und Bischöfe angewöhnt, zu tun, was sie wollten. Jeder nahm an Schlössern, Burgen, Land, Reichsgütern und königlichen Rechten so viel, wie er bekommen konnte. Die Großen und Mächtigsten streckten die Raubkrallen am weitesten aus und wirtschafteten am meisten in die eigene Tasche. Aber der junge König schuf rücksichtslos Ordnung."

"Da gleicht er seinem Vater, meinem verstorbenen Herrn," unterbrach ihn begeistert der Bauer, "dem mußten die Fürsten ohne Widerspruch gehorchen." - "Aber sein Sohn hatte es schwerer," fuhr der Unbekannte seufzend fort, "denn zu den Feinden im Reich erwuchs ihm in Italien noch ein ganz gefährlicher Gegner. In Rom kam durch eine faule Wahl der Papst Gregor VII. auf den Thron, der behauptete: der Papst ist der Stellvertreter Gottes auf Erden. So, wie Gott über der Welt steht, so bekommt der König seine Macht vom Papst. Er kann Könige absetzen und Untertanen von der Treue gegen Fürsten entbinden, die sich den Geboten des Papstes nicht fügen wollen. Alle Königreiche der Welt sind Eigentum oder doch Lehen der römischen Kirche."

Der Hirt warf wütend ein Holzscheit in die Glut. Seine blauen Augen funkelten: "So eine Dreistigkeit! Der Papst soll sich um die Kirche kümmern. Dort hat er genug zu tun, um Ordnung zu halten. Die Länder zu regieren, ist nicht Pfaffensache."

Heinrich lachte bitter auf: "Aber damit nicht genug. Gregor VII. gebot außerdem noch: kein Priester darf heiraten. Kein geistliches Amt darf verkauft werden. Nur der Papst hat das Recht, Bischöfe zu ernennen und ihnen als Zeichen ihrer Würde Ring und Stab zu geben."

"Und was tat der König?" forschte der Alte atemlos. - "Unser König kümmerte sich nicht weiter um den herrschsüchtigen und zänkischen Papst. Als jedoch Heinrich den Bischof von Mailand belehnen wollte, schickte ihm der Heilige Vater einen Brief: 'Du hast kein Recht dazu. Den Bischofsstuhl besetze ich

selbst.' - Die widerspenstigen Fürsten horchten auf. 'Nun bekommt der König Streit mit dem Papst!' frohlockten die Reichsverräter. Aber die deutschen Bischöfe standen ihrem Herrscher bei. Obgleich der Papst dem König drohte: 'Ich spreche den Bann über dich, wenn du nicht bis zur nächsten Fastensynode Beweise deiner Sinnesänderung gegeben hast', gab König Heinrich nicht nach. Da war der Streit im Gange: der König wollte oben sein und der Papst desgleichen." - "Da ist es klar und verständlich, daß der König das größere Recht hat", warf der Alte ein.

"Nun riß unserem König doch die Geduld. Er rief die 26 deutschen Bischöfe in Worms zusammen. Dort wurde die Absetzung des Papstes beschlossen. König Heinrich gebrauchte in seinem Schreiben nach Rom deutliche Worte: 'Ich, Heinrich, König der Deutschen, sage dir mit allen deutschen Bischöfen, steige herab vom Stuhle der Apostel für alle Zeiten, Verfluchter.' Aber Gregor war ein zäher Gegner, lieber Freund. - Er tat den König und seine Getreuen in den Bann und sprach alle Untertanen vom Eide der Treue und des Gehorsams los. Aber du weißt nicht, was es in Deutschland bedeutet, gebannt zu sein. Unter den räudigsten aller Hunde stehen, von allen gemieden, von allen verflucht werden. Wo ein Gebannter in der Kirche erscheint, hört der Gottesdienst auf, als sei der Teufel selbst gekommen; er wird nicht kirchlich begraben; seine Kinder bleiben ungetauft. Seine Seele gilt dem Teufel verfallen.

Heinrich kümmerte sich nicht weiter um den Bannstrahl. Aber die Fürsten waren Verräter. Unter ihnen wurde nun gemunkelt, 'um des Heils der Seele willen' dürfe man keinen König haben, der im Banne sei. Gregor selbst schrieb einen Brief, in dem er den König wie einen Knecht abkanzelte."

Jäh sprang der Alte von dem klobigen Schemel auf. "Wie gerne wäre ich ihm zu Hilfe geeilt, dem deutschen König. Herr, ich war dabei, als des Königs Vater auf einer Kirchenversammlung in Sutri drei Päpste auf einmal absetzen ließ. Das waren Zeiten! Niemand wagte auch nur zu niesen in der Versammlung."

"Hätten die deutschen Fürsten doch nur so gedacht wie du, Landsmann", entgegnete Heinrich. Er verstummte und blickte düster und sinnend auf die gefalteten Hände. Sein schönes Gesicht schien zu verfallen, und seine Lippen zuckten, als er weitersprach: "Das war das erstemal, daß ein Papst es wagte, den König der Deutschen zu bannen. Aber es kam noch schlimmer. Die untreuen Fürsten hielten ihre Zeit für gekommen. Sie trafen sich in der Stadt Tribur und vereinbarten auf dieser Verräterversammlung: wenn Heinrich nicht innerhalb vier Monaten vom Banne befreit ist, kann er nicht mehr unser König sein. Der Papst soll dann nach Augsburg kommen und als Schiedsrichter das Absetzungsurteil über ihn sprechen!

Die Bischöfe, die noch vor wenigen Wochen die Absetzung des Papstes beschlossen hatten, fielen auch ab. Die bangten um ihre fetten Pfründen in diesem 'irdischen Jammertal', und auch sie krochen alle vor dem Papst elendig zu Kreuze."

"Das war das schamloseste Stück der Reichsuntreue. Deutschland hatte seinen Herrn verraten! Aber was tat der König in diesen schweren Stunden?" fragte grollend der Alte, "um den Plänen des obersten Kirchenfürsten, will sagen Gregors, zuvorzukommen?" - "Was sollte der König tun!" - "Er hätte den Heiligen Vater fangen und ihn an seinem eigenen Höllenfeuer braten sollen! Sagt, Ritter, tat er das?"

"Alle hatten ihn im Stich gelassen. Fast niemand stand noch zu ihm. Dem König blieb nur noch ein einziger Ausweg übrig. Er ging mit Weib und Kind und einigen wenigen getreuen Schwertgesellen über die Alpen, um sich in Kanossa als reuiger Sünder dem Papst zu Füßen zu werfen. Drei Tage lang ließ Gregor den König aller Deutschen in Schnee, Wind und Wetter stehen. Erst am vierten rief der Erzgrausame den Büßer zu sich. Es war ein kläglicher Anblick, als der König vor dem Papst im Staube lag, und manchem deutschen Ritter stieg die Wut im Herzen auf, als er die Erniedrigung des Reiches mit ansehen mußte. Aber der König hatte doch klug gehandelt. Denn nach seiner Ordensregel durfte der Papst als Priester dem reumütigen Sünder die Lossprechung vom Banne nicht verweigern, sonst konnte er nicht Papst bleiben. So sprach er nach langem Zögern Heinrich vom Banne frei.

Wäre Heinrich nicht nach Kanossa gegangen, hätte der Papst für alle Zeiten die Macht über die deutschen Könige behalten. Er brauchte sie nur zu bannen, dann mußten sie abdanken. Das Deutsche Reich wäre ein Spielball in der Hand des Papstes geworden. Diese Lossprechung vom Banne geschah gestern. Ich sah sie mit an."

Der Hirt war an den Herd getreten und warf neue Holzscheite in die Flammen, daß es in dem dämmerigen Raum taghell wurde. Ehrfurchtsvoll musterte nun der Greis den ritterlichen Gast. Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. "Herr," stammelte er, "wo ließ ich meinen Verstand? Ihr seht ihm ähnlich, dem großen König Heinrich. Ihr seid es selbst. Der König der Deutschen steht vor mir!"

Seine Blicke schweiften über den Tisch. Er griff den gefüllten Krug, hob ihn und sprach: "Diesen Trunk bringe ich dir und deinem Geschlecht. Mögest du wie dein Vater aller Feinde Herr werden und des Reiches Glanz und Herrlichkeit doch noch erneuern!"

König Heinrich stand auf, reichte dem Hirten die Hand und warf den Kopf in den Nacken: Jetzt reite ich heim über die Alpen nach Deutschland. Verlasse

dich darauf, dieses Mal bleibe ich Sieger."

Nach seiner Rückkehr schlug Heinrich den Aufstand seiner Gegner nieder. Als Gregor ihn daraufhin wieder in den Bann tat, zog er mit einem Heere nach Rom und vertrieb den Papst. Der neue Papst krönte König Heinrich zum Kaiser. Die Rechte des Kaisers gegenüber der Kirche blieben erhalten.

Unter den Nachfolgern Heinrichs IV. ging der Kampf weiter. Die Macht des Papstes nahm auf Kosten der Kaisermacht ständig zu. Die deutschen Fürsten benutzten diese Zeit, sich mehr und mehr vom Kaiser unabhängig zu machen. Sie schwächten dadurch die Reichsgewalt.

Die Kreuzzüge

Ein Zeichen der päpstlichen Macht waren die Kreuzzüge im 11. bis 13. Jahrhundert. Die Türken hatten Palästina, das man einst das heilige Land der Christen nannte, erobert. Der Papst forderte die Christenheit auf, das Land mit Waffengewalt der Kirche zu gewinnen. Fürsten, Ritter und Bauern aus ganz Europa folgten dieser Aufforderung, darunter auch sehr viele Deutsche. Auf dem ersten Kreuzzug wurde ein Königreich Jerusalem gegründet. Lehnsherr desselben war der Papst. Die Kreuzzüge waren Kämpfe für die Weltherrschaft einer fremden Macht, an denen selbst Kaiser teilnehmen mußten. Viel kostbares deutsches Blut ist dafür zwecklos vergossen worden. Die Türken blieben im Besitz Palästinas.

Während der Kreuzzüge entwickelte sich ein reger Handel zwischen dem Morgenlande (Asien) und dem Abendlande (Europa). Städte in Oberitalien (Venedig, Genua) und Deutschland (Augsburg, Nürnberg) gelangten zu hoher Blüte, weil sie an den Straßen dorthin lagen.

Die Hauptkampftruppe in den Kreuzzügen waren die Ritter. Sie schlossen sich in Palästina zu festen Gemeinschaften zusammen, den Ritterorden. Der bedeutendste für Deutschland war der Deutsche Ritterorden. Die Mitglieder der Orden mußten sich verpflichten, in Armut zu leben, nicht zu heiraten und gegen die Ungläubigen zu kämpfen.

Das Erste Deutsche Reich
bis zum Westfälischen Frieden (Teil 4)

Kaiser Friedrich Barbarossa (1125-1190)
und Herzog Heinrich der Löwe

Die Kaiserwahl zu Frankfurt

Die Stadt Frankfurt am Main hatte sich in den ersten Märztagen des Jahres 1152 besonders festlich geschmückt. Fahnen bauschten sich im Frühlingswind; Girlanden hingen an den Häusern. Der neue König sollte gewählt werden.

Dem verstorbenen Herrn, Konrad III., trauerten nicht viele Bauern und Bürger nach. Er war zu schwach gewesen. Jahrelang hatten die Kämpfe mit seinen Vettern, den Welfen, um die Herzogtümer Sachsen und Bayern gedauert. König Konrad wollte ihnen nicht beide Länder zugleich überlassen, denn er fürchtete ihre Herrschsucht. Viel edles Blut war in diesen Kriegen geflossen, und auf den Straßen hatten sich die Raubritter und Schnapphähne breit gemacht. Auch an den Ostgrenzen des Reiches wurden die Slawen wieder stark. Nun sollte Friedrich von Staufen zum Nachfolger gewählt werden.

Die Bürger bewunderten die mächtigen Herren, die zur Wahl in die alte Reichsstadt einritten. Mit großer Spannung warteten alle, ob auch der Sachsenherzog Heinrich Welf, den seine Leute den "Löwen" nannten, erscheinen würde. Auch er beanspruchte Sachsen und Bayern und unterzeichnete jetzt schon trotzig alle Schriftstücke mit "Herzog von Bayern". Seine Stimme galt bei der Wahl am meisten.

Die Neugierigen wurden nicht enttäuscht. In prachtvollem Zuge ritt eines Morgens der junge Welfenfürst in Frankfurt ein. Die Bürger schauten ihm ehrfurchtsvoll nach. Ohne langes Zögern ließ er sich bei Friedrich melden.

Friedrich von Staufen und der Welfe waren Vettern und hatten manche frohe Jugendstunde miteinander verlebt. Aber der junge Heinrich war ehrgeizig und eigenwillig. Würde auch er Friedrich wählen? Doch die beiden Fürsten, der schlanke, rotblonde Staufe und der schwarzhaarige Welfe, einigten sich schnell.

"Wenn du, Friedrich, mir gegenüber gerecht bist und mir mein Erbe Bayern zusprichst, wähle ich dich. Ich habe zu dir das Vertrauen, daß du das Reich mit starker Hand regieren wirst. Ich selbst habe an der Ostgrenze genug Arbeit."

Friedrich reichte ihm mit festem Druck die Hand: "Ich danke dir, Vetter; dir soll dein Recht werden." - "Du sollst dich auf mich verlassen können, Friedrich," fuhr Heinrich der Welf fort; "auch mein Schwert wird dir in Notzeiten helfen."

Beide Fürsten traten Arm in Arm vor das Tor des Hauses. Da wußten die Harrenden, daß die Wahl Friedrichs gesichert war, und daß eine neue Zeit anbrach. Der Streit zwischen dem Welf und dem Staufer schien beendet. Heil- und Jubelrufe begrüßten die beiden Männer.

Schon wenige Tage später wurde Friedrich von Staufen in Aachen gekrönt.

Heinrich der Löwe kämpft um den Ostraum

Durch Sumpf und wildes Buschwerk des Mecklenburgischen Landes schlichen die Geheimboten der Slawenfürsten. Vorsichtig mieden sie die Siedlungen der Deutschen und machten einen großen Bogen um deren feste Wohnhäuser, fruchtbare Felder und fette Weiden. Manchen Blick tödlichen Hasses sandten die slawischen Läufer hinüber. Mit dem eisernen Schwert und dem eisernen Pfluge hatten die Deutschen ihrem Volke in jahrelangen Kämpfen einen Fußbreit Boden nach dem anderen entrissen.

Heinrich der Löwe, der gefürchtete jetzige Herr des Landes, hatte sie alle geschickt: die Krieger, Bauern und die Christenpriester. Aber jetzt war das Maß voll!

Wohl war der tapfere Obotritenführer Niclot in hartem Ringen gefallen; aber seine Söhne führten den Kampf weiter. Die eiligen Boten riefen zu den Waffen. Ganz Mecklenburg stand in hellem Aufruhr. Die deutschen Siedlungen brannten. Alle Männer und Frauen wurden in die Sklaverei geschleppt oder getötet.

Als diese Nachricht Heinrich den Löwen erreichte, fuhr er auf. Wie ein Sturmwind brauste er mit seinen Gepanzerten heran. Manch edles Pferd brach bei der wilden Hetze unter seinem Reiter zusammen; aber es gab kein Aufhalten.

Die Slawenfürsten hatten sich in der Feste Werle verschanzt und bargen sich hinter meterdicken Wällen, die bislang noch kein Mensch erobert hatte. Aber Heinrich Welf hieß nicht umsonst der "Löwe", und er hatte viel auf seinen zahlreichen Kriegszügen gelernt.

Äxte dröhnten, Bäume wurden gefällt. Bald ragten vor den Wällen riesige Kriegsmaschinen auf. Die schleuderten dicke Steine in die Burg und

zerstörten die Häuser, oder sie rammten die Wälle, um sie zu erschüttern. Da - eines Morgens hörten die Eingeschlossenen ein seltsames Geräusch tief unter ihren Füßen. Herzog Heinrich hatte Bergleute aus Goslar geholt, die wie die Maulwürfe den Wallring zu untergraben begannen.

Kopflosigkeit und großer Schrecken erfaßte die Slawen. Werles Tore öffneten sich, und die Fürsten erschienen, demütig das Schwert auf den Rücken gebunden.

Mecklenburg mit der aufblühenden Stadt Lübeck und ein Teil der Ostseeküste waren wieder in deutscher Hand. Die Kunde von des Herzogs Heldentaten eilte durch ganz Deutschland.

Heinrich der Löwe verweigert dem Kaiser die Hilfe

In Chiavenna, am Fuße der Alpen, lockte die Sonne schon alle Frühlingsblumen heraus und ließ die Welt schön und heiter erscheinen.

Doch dem deutschen Kaiser Friedrich Rotbart, der seit einigen Tagen in dieser oberitalienischen Stadt weilte, war es heute nicht froh ums Herz. Mißgestimmt überdachte er seine Regierungszeit. Vierundzwanzig Jahre war er schon König der Deutschen, einundzwanzig Jahre römischer Kaiser. Wieviel Sorgen und wieviel Kämpfe hatten ihm diese beiden Jahrzehnte schon gebracht! Mit froher Zuversicht war er an den Aufbau des Reiches gegangen. In Deutschland gelang ihm alles nach Wunsch. Fast immer hatte dort Landfriede geherrscht. Doch welche Schwierigkeiten hatte er in Italien gefunden! Das widerspenstige Mailand mußte allein zwei volle Jahre belagert werden, bis sich die stolze Stadt endlich ergab. Mit grimmigem Auflachen dachte Friedrich an die Stunde zurück, in der die Stadtväter vor ihm erschienen waren, barfuß, jeder mit einem Strick um den Hals und einem blanken Schwert auf dem Rücken, um dem Kaiser die Stadtschlüssel zu übergeben. Nach den Stadtvätern waren damals die Bürger erschienen im Bußgewande, mit Asche auf dem Haupte. Ein hartes Gericht war trotz dieser Übergabe gefolgt. Er, der Kaiser, hatte Mailand zerstören lassen. Die Bewohner mußten sich in vier getrennten Dörfern neu ansiedeln.

Kaiser Friedrichs Gedanken weilten dann bei der Kaiserkrönung. Nur ungern hatte ihm der Papst die Krone aufs Haupt gesetzt. Kaum trug sie Friedrich einige Stunden, da brach in Rom ein Aufstand los. Nur in heißem und verbissenem Zweikampf konnte die feindliche Übermacht zusammengeschlagen werden. Ja, das Kaisertum war auf gute deutsche Art

erkämpft worden. Heinrich der Löwe, sein Vetter, hatte eigenhändig eine große Menge Empörer über die Petersbrücke in den Tiber geworfen.



Friedrich Barbarossa.

Aber nur kurze Zeit konnte der Papst seinen Haß gegen den Kaiser zurückdrängen. Auf dem Reichstage zu Besancon war der päpstliche Kanzler Roland erschienen. Anmaßend erklärte er den Großen des Reiches, daß der Kaiser seine Würde einzig und allein dem Papst verdanke. Voller Befriedigung erinnerte sich der sinnende Kaiser daran, daß der päpstliche Gesandte nur durch sein Eingreifen dem sicheren Tode entgangen war. Und auch heute, wo er zum fünften Male in Italien weilte, war der Papst noch immer von dem Gedanken besessen, Gott habe ihm alle Macht über die Kirche und das heilige Römische Reich Deutscher Nation in die Hand gegeben. Mit dem Kirchenfürsten hatte sich nun wieder die norditalienischen Städte verbunden.

Da hatte er eilige Boten in die Heimat gesandt; sie sollten Heinrich den Löwen holen. Ihn wollte der Kaiser um Hilfe bitten.

Immer wieder trat der Kaiser an das Fenster, von dem aus man den Weg in die Alpen verfolgen konnte. In seinem schmalen, kühnen Gesicht hatten Kummer und Sorge scharfe Falten eingeschnitten. Durch das dichte, rotblonde Haar zogen sich graue Fäden.

Wo blieb der Herzog nur? Unruhe überfiel ihn. Kämpfte der Löwe mit den Slawen? Schlug er sich wieder mit den Erzbischöfen von Bremen und Köln herum? Friedrich wußte, daß sie alle den Löwen haßten seiner wilden, herrischen Art und seiner Erfolge wegen.

Wieder spähte der Kaiser nach Norden. Er strich sich über die müden Augen. Eine Erinnerung quälte ihn. Als der Welf vor einigen Jahren in Palästina weilte, ritt er durch dessen Land und ließ sich von den sächsischen und bayerischen Lehnsleuten den Treueid leisten für den Fall, daß der Vetter unterwegs stürbe. Friedrich wußte, daß der heißblütige Mann ihm das nie verziehen hatte, denn er besaß Söhne. Aber mußte ein deutscher König nicht vorsichtig sein? Der Löwe war übermächtig geworden, und sein

Schwiegervater, der König von England, hätte sicher gern die Hände nach dem fetten Erbe ausgestreckt. Es war ärgerlich für den Staufenkaiser, daß er seinen Lehnsmann um Hilfe angehen mußte. Aber einen anderen Ausweg gab es heute nicht. Heinrichs Schwert war hier in Italien unersetzlich.

Stunde auf Stunde verrann in bangem Warten. Da plötzlich, gegen Mittag, donnerten Hufe über die steinigen Straßen. Friedrich fuhr auf. Endlich!

Sporenklirrend trat der Herzog in den Raum; er hatte unerschrocken den Weg über die verschneiten Alpenpässe gemacht, hatte sich durch Lawinengefahr und Schneestürme nicht beirren lassen. Dankbar streckte ihm der Kaiser die Hand entgegen und reichte ihm als Willkommensgruß einen Becher goldenen Weines.

Geduldig gönnte er dem Vetter eine kleine Erholungspause; dann begann er: "Du weißt, Herzog, daß der Papst und die lombardischen Städte sich immer wieder gegen meine Herrschaft empören, ja, daß der Papst sogar dem Kaiser befehlen möchte. Um diesen Kampf ein für allemal zu beenden, bin ich wieder nach Italien gezogen, ich glaube zum letzten Male. Aber ich muß die Feinde erst besiegen. Zwar haben die Fürsten des Reiches diesen Kriegszug nicht beschlossen, aber du weißt, worum es geht. Komm mit deinen Mannen zu mir nach Italien und hilf mir." Die blauen Augen in dem edelgeschnittenen, männlichen Gesicht richteten sich flehend auf des Herzogs Antlitz.

Der Welf schwieg. Friedrich sprang auf. Er legte ihm die Hand auf die Schulter: "Heinrich, es geht um die Würde und Macht der Kaiserkrone. Hilf mir, ich bitte dich darum!"

Der Herzog atmete schwer. Noch nie hatte die Stimme des Kaisers so bittend geklungen. Der Kaiser, der mächtige Rotbart, hatte um Hilfe gebeten! Das war etwas Unerhörtes. Tausend Gefühle und Gedanken jagten durch seine Seele. Friedrich wartete atemlos.

Da reckte der Welf den Kopf; langsam erhob er sich, und Friedrichs Hand glitt herab. "Wer weiß, Vetter Friedrich, wie lange du hier in Italien noch zu kämpfen hast. Im Ostland habe ich weite Gebiete gewonnen; aber sie sind noch nicht genug gesichert und gehen verloren, zöge ich jetzt meine Krieger zurück und vereinigte sie mit den deinen. Alle meine Feinde warten auf den Augenblick, um über mein Land herzufallen, wenn ich nicht da bin. Ich vermag dir keine Hilfe zu leisten."

Friedrich war einen Schritt zurückgewichen; seine Hand krampfte sich in die Decke des Tisches. "Du kannst nicht, Herzog? Nein, du willst nicht! Man hat mich oft genug vor deinen ehrgeizigen Plänen gewarnt. Hoffst du, mächtiger

zu werden, wenn der Kaiser schwächer wird?" Seine Stimme wurde ruhiger. "Ich bitte dich noch einmal, Welf, versage mir deine Hilfe nicht!"

Heinrich der Löwe wußte, daß er die Gunst des Kaisers für alle Zeiten verlieren würde, wenn er sich wieder weigerte; trotzdem klang seine Stimme hart: "Nein, ich kann nicht helfen!"

Kaiser Friedrich war bis in die Lippen blaß geworden. Dennoch verlor er keine Sekunde seine Würde. Nur über sein Gesicht legte sich eine eisige Starre. "Dann möchte ich dich, Vetter, auch keinen Augenblick länger der Heimat fernhalten."

Der Löwe spürte in dem veränderten Ton den ehernen Willen seines Gegners. Eine Schelle läutete. Ein Page führte den Sachsenherzog in sein Quartier.

Im leeren Raum stand Friedrich; seine Faust ballte sich, daß die Knöchel weiß hervortraten. "Diese Stunde, Welf, mußt du einst bitter bezahlen!"

Bei Legnano wurde das Heer Friedrich Rotbarts völlig geschlagen. Da schloß der Kaiser Frieden mit dem Papst. Nach Deutschland zurückgekehrt, nahm er Heinrich dem Löwen sein Land.

Der sechste Römerzug war ein Weg des Triumphes. Friedrich vermählte seinen Sohn Heinrich mit Konstanze von Sizilien. Sie brachte ihrem jungen Gemahl - und damit auch dem Reiche - als Heiratsgut das normannische Unteritalien zu. Die Stadt Mailand erbat sich die Gunst, die Hochzeit aufs prächtigste ausrüsten zu dürfen. Als Kaiser Rotbart auf seinem Kreuzzuge in einem reißenden Fluß ertrank, stand sein Kaisertum auf stolzer Höhe. Es erstreckte sich von der Nordsee über Lothringen und Burgund bis tief nach Italien hinein.



Das Reich
Friedrich Barbarossas

Friedrich Barbarossa trennte Schlesien von Polen und stellte es unter die Hoheit des Reiches. Die Fürsten von Böhmen wurden Reichsfürsten.

Unter Barbarossa war Deutschland wieder die führende Macht in Europa. Auf dem Reichsfest zu Mainz 1184 erschienen Abgesandte aller Länder, um ihm als Schutzherrn zu huldigen.

Die Erinnerung an die Größe und Blüte seines Reiches ist im deutschen Volke nie verloren gegangen. Sie findet ihren Ausdruck in der Sage vom Kyffhäuser.

Friedrichs I. Nachfolger hielten sich fast nur in Italien auf. Die Geschicke des Reiches überließen sie den Fürsten. Diese machten sich unabhängig und dachten nur an ihren eigenen Vorteil. Die Macht des Reiches zerfiel.

Der Osten des Reiches war dem Ansturm fremder Völker schutzlos preisgegeben. Im Westen war Frankreich geeint und mächtig geworden. Gemeinsam mit dem Papst begann es den Angriff auf deutsches Reichsgebiet.

Das Erste Deutsche Reich
bis zum Westfälischen Frieden (Teil 5)

Die Rückgewinnung des deutschen Ostens

Die Züge der deutschen Kaiser nach Italien hatten Deutschland oft in schwere Kämpfe verwickelt und viel Blut gekostet. Der Norden und Osten des Reiches waren darüber vernachlässigt worden. Einzelne Männer erkannten dies und lenkten die deutsche Volkskraft dort hin. Im 12. Jahrhundert war Deutschland stark bevölkert; es fehlte an Siedlungsland. Der Osten dagegen bot Raum.

Brandenburg

Der Kampf gegen die Slawen wurde unter Kaiser Lothar, einem Vorgänger Barbarossas, wieder aufgenommen. Er gab 1134 die Nordmark an Albrecht den Bären aus dem Geschlecht der Askanier. Dieser und seine Nachfolger gewannen in zähem Kampf das Land bis zur Oder. Sie riefen Ritter, Bauern und Handwerker aus allen Teilen des übervölkerten deutschen Reiches in ihr Land.

Gen Ostland wollen wir fahren

Es war Flut. Laut donnerten, brausten und rauschten die Wellen der Nordsee gegen den Deich, hinter dem das friesische Dorf mit seinen strohbedeckten Scheunen, Stallungen und weiträumigen Bauernhäusern lag. So ist das schon Jahrhunderte gewesen.

Aber an diesem Tage herrschte große Aufregung unter den Bewohnern. Die Marschbauern waren bei der Kirche versammelt und lauschten aufmerksam den Worten des Ritters Friedhard von Bernburg, der am Morgen in das Dorf gekommen war: "Mein Herr, der Markgraf Albrecht der Bär, hat den Slawen jenseits der Elbe viel Land abgenommen. Nun braucht er Bauern, die das Land besiedeln, und Ritterschaft, die es verteidigen hilft. Aber auch Handwerker sind nötig für die Dörfer, Flecken und Städte, die im Ostland entstehen sollen. Schickt die zweiten und dritten Söhne eurer Höfe hinaus ins Brandenburger Land, damit es mit deutschen Menschen gefüllt und der Acker wieder bestellt werde."

Der Reisige machte eine kleine Pause. Mit erhobener Stimme sprach er dann weiter: "Eine Bedingung stellt allerdings unser Markgraf. Er will nur verheiratete Siedler ins Land nehmen."

Die Zuhörer dachten daran, wie oft die nachgeborenen Söhne schon gemurrt hatten, daß sie ihr Leben lang als Knechte bei ihrem ältesten Bruder arbeiten mußten. Jetzt konnte den Unzufriedenen geholfen werden. Bis zum nächsten Morgen baten sich die Bauern Bedenkzeit aus. Dann kamen sie wieder zusammen. In ihrer Begleitung befanden sich die Söhne, schlanke, blondhaarige Gestalten mit kühnen, schmalen Gesichtern.

"Dein Vorschlag gefällt uns, Friedhard von Bernburg," wandte sich der Dorfschulze an den Ritter; "in ernster Beratung haben wir ihn geprüft. Wir sind mit einer Abwanderung einverstanden. Hier stehen die Jungmannen des Dorfes, die den väterlichen Hof nicht erben. Unsere Söhne sollen aber nicht

arm in das fremde Land kommen. Jeder Hof wird seine Kinder so gut ausstatten mit Rüstung, Vieh, Saatkorn, Haus- und Feldgeräten, wie es ihm nur möglich ist." Der eisgraue Uwe fuhr bedächtig fort: "Auch eine Frau bringt jeder mit. Du hast ganz recht, Ritter. Auf jeden Hof gehört eine Bäuerin. Erst, wenn Kinder heranwachsen, wird die Mark ein deutsches Land bleiben."

Mit festem Handschlag verabschiedete sich der Bernburger. Er mußte noch weiter in andere Dörfer, um noch mehr Siedler für seinen Markgrafen anzuwerben.

Den langen Winter über wurde die Reise sorgfältig vorbereitet. In allen Marschdörfern gab es viel Arbeit. Überall waren die Männer damit beschäftigt, breite und starke Wagen zu bauen. Die Schmiede hatten Tag und Nacht zu tun, um alle Waffen, Truhen und Kästen herzustellen, die bei ihnen bestellt waren. Die Bäuerinnen webten für ihre abwandernden Kinder dicke Leinenballen und schönes Wollzeug.

Als im nächsten Frühjahr die ersten warmen Sonnenstrahlen über den fetten Marschen lagen, wurden die Pferde vor die großen Planwagen gespannt, die bis oben hin mit Hab und Gut beladen waren. Der Abschied fiel schwer. Lange schauten die Marschbauern dem Zuge nach, bis er schließlich in der Ferne verschwand.

Unterwegs trafen die Auswanderer ähnliche Wagenzüge. Die Fahrt ging über Bremen, dann durch die Lüneburger Heide. Nach vierzehn Tagen kamen die Siedler in Stendal an. Auf dem Marktplatz stand bereits Wagen an Wagen. Aus allen Teilen des Reiches, aus Friesland, Sachsen, Westfalen, Flandern und Holland waren die Jungbauern, die Rittersöhne und die Bürger hier zusammengetroffen.

Der Markgraf Albrecht war selbst erschienen. Ernst klang seine Stimme über den weiten Platz: "Nun wünsche ich euch, daß ihr euch wohlfühlt in der neuen Heimat, die ihr in wenigen Tagen erreicht. Dreierlei vergeßt niemals: euren Herrgott im Himmel, eure deutsche Sprache und Art und das gute deutsche Recht, das wir von unseren lieben Ahnen übernahmen. Bei den Städtern soll allzeit das Magdeburger Recht gelten. Ihr alle lebt in meinem Land als freie Bauern und freie Bürger. Ihr Ritter schützt mit starker Hand den märkischen Boden. Ihr dürft es jedoch niemals wagen, die Bauern zu unterdrücken. Pflug und Schwert gehören zusammen. Seid einig in Not und Gefahr. Haltet die neue Heimat fest, und steht auf der Wacht gegen alle Gefahren, die das Reich bedrohen. Und nun fahrt hin in das Havelland. Seid stets fleißig, treu und tapfer und haltet des Reiches Fahne hoch."

"Wir geloben es, Markgraf Albrecht!" riefen ihm die Neubauern zu. Dann

gingen sie zu ihren Wagen zurück. Die Reiter stiegen zu Pferde. Bald rumpelten die schweren Planwagen zum Osttor der Stadt hinaus.

Friedhard von Bernburg war der Führer des langen Zuges. Fröhlichen Herzens stimmte ein Jungbauer das Lied an:

"Naar Oostland wille wi vare,
naar Oostland wille wi mee,
well over de gröne Heyde
frisch over de Heyde, da is een betere Stee!"

Allmählich löste sich die lange Wagenreihe auf. Friedhard hatte den Friesen, die inzwischen den klugen Sven zu ihrem Sprecher gemacht hatten, einen ortskundigen Führer beigegeben, der sie in ein fruchtbares Flußtal geleitete. "Hier soll euer neues Dorf entstehen!"

Mit Sven steckte er am anderen Morgen die Straße ab. Darauf wiesen beide jedem Siedler ein Stück Land zu. Zwei Hufe war es groß, sechzig Morgen.

Nun ging es mit Macht an die Arbeit. In den Wäldern der neuen Heimat erklangen bald die Äxte. Eichenpfosten wurden in die Erde geschlagen. Nach einigen Wochen stand zu beiden Seiten der Dorfstraße Gehöft an Gehöft.

Nach dem Häuserbau begannen sie mit der Anlage der Dorfflur. Rings um die Siedlungen wurde in weitem Umkreis der Urwald ausgerodet, das Buschwerk entfernt, Heide umgebrochen, Sumpf- und Moorland entwässert und Deiche gegen Überschwemmungen gebaut. Dann holten die Siedler die schweren Eisenpflüge herbei und brachen hinter ihren Gehöften einen langen, zusammenhängenden Streifen Ackerland damit um.

Sven wurde der Erbschulze dieses neuen Dorfes. Für seine Mühe bekam er ein größeres Stück Land, ein Sechstel der Dorfflur. Außerdem erhielt er das Recht, eine Mühle und eine Schenke anzulegen.

Der Markgraf erließ den Neubauern den Zins für die ersten zehn Jahre. Aber auch Mönche, besonders vom Orden der Zisterzienser, kamen ins Land. Sie betrieben vorbildlich Acker- und Gartenbau und wurden dadurch Lehrer des Volkes. Die Ritter bauten Burgen zum Schutz gegen die Feinde.

Als die erste Ernte herankam, war die Freude der Bauern über den Ertrag groß. "Wenn es hier auch noch nicht so wächst wie in unserer alten Heimat," sagten sie zueinander, indem sie prüfend die Getreidekörner zwischen den Fingern rieben, "so wollen wir doch damit zufrieden sein. Laßt uns den Boden nur immer gut bearbeiten, dann werden wir in einigen Jahren hier ebenso reiche Ernten bekommen wie unsere Väter in den saftigen Marschen."

Sachsen

Die Mark Meißen an der Elbe und die Lausitz gab Lothar an Konrad von Wettin. Er und seine Nachfolger, die Wettiner, haben das heutige Sachsen und die Lausitz dem Deutschtum zurückerobert. Bergleute aus dem Harz gewannen das Silber aus dem Erzgebirge und förderten auch die Erzschätze in Böhmen. Leipzig wurde Haupthandelsplatz.

Böhmen

Die Herrscher Böhmens riefen deutsche Handwerker, Kaufleute und Bergleute in ihr Land. Ihre Städte, an der Spitze Prag, wurden nach deutschem Muster ausgebaut und nach deutschem Recht verwaltet. Ein großer Teil der Landbevölkerung dagegen blieb tschechisch.

Das Donaugebiet und die Alpenländer

Im Südosten erwarben sich die Herrscher der Ostmark, die Babenberger, unsterbliche Verdienste um die Ausbreitung des Deutschtums im Donauraum und in den Alpenländern. Die Siedler kamen vorwiegend aus Bayern. Unter Barbarossa entstanden hier nach der Aufteilung der Besitzungen Heinrichs des Löwen selbständige Herzogtümer. Sie wurden später unter den Habsburgern zum Staate Österreich zusammengeschlossen. Wien wurde Haupthandelsplatz und Ausgangspunkt der deutschen Kultur im Südosten.

Schlesien

Schlesien war durch Barbarossa von Polen getrennt worden. Seine Fürsten riefen deutsche Ritter, Bauern und Handwerker in das Land. In kurzer Zeit war ganz Schlesien deutsch. 1241 schlug ein Herzog von Liegnitz den Ansturm wilder Mongolenhorden ab und rettete Europa vor der Überflutung durch die asiatische Rasse.

Preußen und der Deutsche Ritterorden

a. Gründung des Ordensstaates und seine Blüte. In dem Lande zwischen Weichsel und Memel wohnten die alten Preußen. Ein Polenfürst versuchte

vergeblich, sie zu unterwerfen. Deshalb rief er den Deutschen Ritterorden zu Hilfe.
Nach den Kreuzzügen hatten die Ritterorden Palästina verlassen müssen. Unter dem Hochmeister Hermann von Salza folgte der Deutsche Ritterorden dem Rufe des Polenfürsten und zog 1230 nach Preußen. Der deutsche Kaiser hatte ihm seine Unterstützung zugesagt und ihm zugebilligt, daß alles eroberte Land unabhängiges Eigentum des Ritterordens sein sollte.

In einem fünfzigjährigen, zähen Ringen, in dem der Orden durch freiwillige Kämpfer aus allen Gauen des Deutschen Reiches unterstützt wurde, gewann er das Land zwischen Weichsel und Memel. Er legte Burgen und Städte an (Königsberg), zog deutsche Siedler in



Die Marienburg

das Land und gründete den Ordensstaat Preußen mit dem Sitz in der Marienburg a. d. Nogat (Ordensfarben schwarzweiß). Es entstanden unzählige Dörfer und viele Städte, deren Namen noch heute an die Ordenszeit erinnern. (Rastenburg, u. a.) Das ganze Gebiet wurde deutsches Land.

Nach der Unterwerfung der alten Preußen dehnte der Orden seine Macht bis Kurland, Lettland und Estland aus. Auch die Gebiete westlich der Weichsel bis Pommern gehörten zum Ordensstaat. Im 14. Jahrhundert erlangte das Ordensland unter dem Hochmeister Winrich v. Kniprode seine höchste Blüte.

b. Der Untergang des Ordensstaates. Der Orden nahm nur Ritter aus dem Reiche als Mitglieder auf. Sie durften niemals heiraten. Angehörige des preußischen Landadels waren ausgeschlossen. So fehlte den Ordensmitgliedern die Bindung an Blut und Boden. Die Städte waren neidisch auf den Handel des Ordens; sie mußten hohe Steuern zahlen. Adel und Städte wurden unzufrieden und traten in geheime Verbindungen mit dem Landesfeind, dem König von Polen. Polen hatte sich mit Litauen vereinigt. Es wurde mächtig und begann den Kampf gegen das Deutschtum. 1410 besiegte der König von Polen den Orden in der Schlacht bei Tannenberg.

Die Schlacht bei Tannenberg

Schweigend breitet sich südlich von Osterode die Ebene aus. An manchen Stellen ist sie von großen Wäldern und Seen unterbrochen.

Während die Sonne über den weiten goldenen Kornfeldern liegt, zieht von allen Seiten die Streitmacht des Ordensmeisters Ulrich von Jungingen heran. Hier kommen die Gebietiger mit ihren Fähnlein; dort die Ratsherren der preußischen Städte mit ihren Kriegern, und zwischen den Scharen und Geschützen des Deutschritterordens marschieren die vielen Tausend Söldner aus dem Reich, die Bogenschützen aus Holland und die wallonischen Spießträger.

Von Osten her wälzen sich die Heere des Feindes heran. In unübersehbaren Haufen kommen sie über die Höhen. König Jagiello, der Herrscher über Polen und Litauen, hat sie alle aufgeboten, die Litauer, Ruthenen und Ukrainer, sogar die wilden Tataren, Walachen und Sarazenen. Ihnen folgen die Heerbanne der Polen; den Schluß bilden Schwärme böhmischer und mährischer Söldner.

Die Nacht ist scheußlich. Blitz auf Blitz erleuchtet das Feldlager des Deutschritterordens taghell. Ungeheure Regenfluten strömen nieder. Der Sturm reißt alle Zelte von den Pflöcken und weht die Planen in das Land.

Aber noch ist das Polenheer weit entfernt. Da sprengt ein Reiter in das Lager und berichtet von den Greueltaten der Polen. Rachedürstend bricht das Heer auf. Stundenlang dauert der Marsch.

Erschöpft, ausgehungert, durchnäßt trifft das Ordensheer bei Tannenberg auf den Feind. Bald steht es zum Kampf bereit. Doch beim Gegner herrscht noch ein wildes Durcheinander. In Ulrich von Jungingen lebt noch der Geist seiner germanischen Vorfahren. Er will die Schwäche des Feindes nicht ausnutzen und wartet, bis Jagiellos Heer kampfbereit ist.

Endlich ertönt das Signal zum Angriff. In einer gewaltigen Staubwolke prallen die Heere aufeinander. Nach langem, schwankenden Kampf weicht endlich Witowd, der Anführer der Litauer, zurück. Weithin erschallt das Siegeslied des Ordensheeres.

Da geschieht der Verrat. Die Ritter vom Eidechsenbund verlassen das Kampffeld. Die Kulmerländische Ritterschaft schwenkt zu den Polen. In die Lücken des Ordensheeres rückten die Feinde ein. Nach kurzem Kampf liegen der Hochmeister, die Ordensgebietiger und fast alle Deutschherren auf der blutgetränkten Kampfstätte.

Nur einige Haufen der Söldner, ein Teil der Landritter und die städtischen Aufgebote entkommen. In wilder Flucht ziehen sie der Weichsel zu. Die Polen sind jetzt Herren im Ostland des Reiches.

Heinrich von Plauen

Schweiß- und staubbedeckt steht der Bote vor Heinrich von Plauen, dem jungen Komtur von Schwez. "Graf Friedrich von Zollern sendet mich. Es ist alles verloren, gnädiger Herr! Das Ordensheer ist vernichtet, der Hochmeister erschlagen. Rettet euch und euer Heer vor der Übermacht der Feinde! Zieht nach Westen ins Reich!"

Aber der Großgebietiger folgt diesem Rat nicht. Er begibt sich im Eilmarsch nach Norden. Nur dreitausend Ritter, Söldner und Kriegsknechte zählt sein Heer. Nach drei Tagen hält der Komtur seinen Einzug in die Marienburg. Sie ist der letzte Schutz des Reiches im Osten.

Schon nach wenigen Stunden reiten Boten in das Land hinaus. Am anderen Morgen fahren Bauernwagen auf Bauernwagen mit Hab und Gut vollbeladen in die Ordensburg. Ihnen folgen die Bürger der Stadt Marienburg. Als der nächste Tag graut, steht die Stadt in hellen Flammen.

Im Remter ist der Konvent versammelt. Ernst spricht der Komtur zu den Rittern: "Der König von Polen zieht mit großer Heeresmacht heran. Laßt uns dem Kampf mit starkem Herzen entgegensehen. Wir Deutschritter wollen bis zum letzten Atemzuge für unsere Fahne kämpfen, wie es uns die Regel unseres Ordens vorschreibt."

Die Ritter treten vor. Einer nach dem anderen reicht Heinrich von Plauen fest und stumm die Hand. Dann wählen sie ihn zum Nachfolger des toten Hochmeisters.

Der Kampf um die Marienburg

Zehn Tage später bringt ein Kundschafter die Meldung: "Der Feind ist im Anmarsch." Daraufhin nehmen die Ritter auf den Wehrgängen die Plätze ein. Am nächsten Morgen ist die Burg von allen Seiten von Feinden eingeschlossen, und der Sturm beginnt. Polen und Litauer, Tschechen, Ruthenen, Ukrainer, Tataren, Walachen und Sarazenen rennen gegen das Bollwerk an.

Tag für Tag wiederholen sie die Angriffe. Aber die Verteidiger halten stand. Von den Handwerkern werden nachts die Schäden wieder ausgebessert,

welche die Kanonenkugeln in die Mauern hineingerissen haben. Ruhig und entschlossen stehen die Ritter. Nicht einen Augenblick wankt ihr Mut. Auch die Bürger und Bauern in der Burg sind bereit, heldenhaft zu sterben.

Im Lager der Feinde herrscht wilde Zügellosigkeit. Im weiten Umkreis plündern ihre Kriegerhorden die Dörfer aus. Schon nach wenigen Tagen sind alle Gehöfte verwüstet. Die Beute wird verpraßt und verjubelt.

Auf der Ordensburg werden bald die Nahrungsmittel knapp. Heinrich von Plauen sinnt, ob nicht eine Rettung möglich ist. Unerschrocken begibt er sich mit einigen Ordensrittern zum polnischen König und bittet: "Schließe mit uns Frieden! Wir geben dir als Kriegsentschädigung das Kulmerland und Pommerellen." Hochmütig weist ihn der Polenkönig zurück: "Das gesamte Ordensland ist der einzige Friedenspreis. Übergebt die Burg! Danach fleht um Gnade!"

Heinrich von Plauen reißt ein wenig den Kopf in den Nacken. Stolz entgegnet er Jagiello: "Wir haben ein Gesetz, das uns befiehlt, den Tod der ehrlosen Feigheit vorzuziehen. Solange noch ein einziger Ordensritter lebt, wird euch die Burg nicht übergeben werden. Wir sind entschlossen, eher miteinander zu sterben, als die Ehre des Ordens aufzugeben. Nimmermehr werden wir uns einem schändlichen Frieden beugen." Er wendet sich um und reitet nach der Marienburg zurück.

Im Remter empfängt ihn erwartungsvoll die Ritterschaft. Der Statthalter gibt den Befehl: "Wir verteidigen die Burg bis in den Tod." Schweigend gehen die Ritter hinaus.

Wieder rennen König Jagiellos Sturmscharen gegen die Mauern an. Aber die Eingeschlossenen verteidigen sich tapfer und verbissen, obwohl Not und Nahrungsmangel ihre Kräfte schwächen. Allmählich werden auch die Lebensmittelvorräte bei den Feinden knapp; denn das umliegende Land ist weithin verwüstet.

Eines Morgens erhält der Ritterorden Hilfe. Die Stadt Königsberg hat Schiffe mit Mannschaften und Vorräten an Mehl, Brot und Fleisch gesandt. Die Ordensritter wagen einen kühnen Ausfall. Während der Schlacht gelangen die Schiffe ungehindert an die Burg. Dadurch erleidet die Zuversicht der Feinde einen heftigen Stoß. Zudem brechen in dem Lager der zügellosen, feindlichen Horden Ruhr und Pest aus, und ihre Angriffe hören bald auf.

Als noch die Nachricht in die Burg gelangt, daß der Ungarnkönig und der Landmeister von Livland in Polen eingefallen sind, steigt bei aller Not die Zuversicht der Eingeschlossenen.

Nach einigen Tagen schickt Jagiello einen Boten zu Heinrich von Plauen. "Unser König bietet dir Frieden. Du mußt aber das Kulmerland und Pommerellen an ihn abtreten!" Aber heute lehnt der Statthalter ab: "Damals schlug mir eurer König diese Friedensbedingungen ab. Jetzt gebe ich kein Land mehr heraus."

Die Feinde räumen nach fast zweimonatiger Belagerung das Feld. Ihr großes Lager geht in Flammen auf. Um die Ordensburg legt sich ein mächtiger Ring von Feuer und Rauch. Nur mit großer Mühe wehren die Verteidiger die wütenden Flammen von ihrer Burg ab.

Als am anderen Morgen der Brand erlischt, ist kein Feind mehr zu sehen. Jagiello ist in sein polnisches Reich zurückgezogen. Heinrich von Plauen aber reitet mit seinem Heer durch das weite Ordensland. In wenigen Tagen hat er die vier verräterischen Bischöfe des Preußenlandes, die treulose Kulmer Ritterschaft, den abtrünnigen Adel und die Städte Pommerellens niedergeworfen. Das Preußenland ist wieder deutsch.

Nach neuen Unruhen im Innern und neuen Kämpfen mit Polen verlor der Orden im zweiten Frieden zu Thorn 1466 Westpreußen, Danzig und Thorn an Polen und behielt nur Ostpreußen, aber auch nur als polnisches Lehen.

Zur Zeit der Reformation wurde der Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum umgewandelt. Dieses fiel 1618 durch Erbschaft an Brandenburg.

Ungarn und Polen

Die Fürsten von Ungarn und Polen wußten den Wert der deutschen Siedler zu schätzen. Nach Ungarn kamen Bauern und Handwerker aus den Gebieten von Rhein und Mosel und fanden im heutigen Siebenbürgen Wohnsitze. Hier entstanden die Städte Klausenburg und Kronstadt. Die Nachfolger dieser Zuwanderer haben ihr Deutschtum bis heute erhalten; es sind die "Siebenbürger Sachsen".

In Polen ließen sich die Deutschen vorwiegend in den Städten nieder, so in Warschau, Krakau und Litzmannstadt. Zahlreiche polnische Städte hatten deutsches Recht.

Das Erste Deutsche Reich bis zum Westfälischen Frieden (Teil 6)

Das Rittertum

Seit der Zeit Karls des Großen hatte sich aus den Gefolgsmännern der Kaiser und Fürsten ein besonderer Wehrstand entwickelt, der seinen Kriegsdienst zu Pferde leistete. Er war nach und nach an die Stelle des Heerbannes der freien Germanen getreten. Aus ihm entwickelte sich der Ritterstand.

Die Ritter wohnten abseits vom Dorf und von der Stadt in einer Burg. Diese lag entweder auf einem Berge, oder sie war im Tiefland von Wasser umgeben. Eine starke Mauer und ein tiefer Graben gaben ihr Schutz. Ritter konnte nur werden, wer aus ritterlichem Geschlecht stammte oder von einem Fürsten wegen besonderer Verdienste in den Ritterstand erhoben wurde. (Tapferkeit, Gefolgschaftstreue.) Der Ritterstand sonderte sich nach und nach vom übrigen Volk ab. Den Bauern sah er nicht als ebenbürtig an.

Zur Blütezeit des Rittertums unter den Hohenstaufen waren die Ritterburgen Pflegestätten hoher deutscher Kunst und Kultur.

Auf der Burg Lichtenstein

Wieder einmal war es Mai. Die silbernen Wellen des Gebirgsbaches plätscherten lustig bergab. In dem klaren Wasser spiegelte sich himmelblaues Vergißmeinnicht. Forellen schnellten aus der Flut empor, und Bachstelzen hüpften wippend von einem Stein zum anderen.

Hoch über den grünen Wipfeln der Buchen ragte die Ritterburg Lichtenstein auf, umglänzt von den Strahlen der Maiensonne. Dem Reiter, der aus dem Walde auf die weite Lichtung herausritt, ging bei ihrem Anblick das Herz vor Freude auf. Er war am Ziel.

Schnell nahm er seine Fiedel, die er sorgsam in seinen Reisemantel gewickelt hatte, zur Hand, und bald klangen Saitenspiel und Gesang zur Burg hinauf, begleitet von dem tausendstimmigen Chor der Waldvögel.



Eine Ritterburg.

Schon hatte des Wächters Horn vom weitausschauenden Bergfried den Gast gemeldet. An der Brustwehr des Burggrabens stand die neugierige Jugend und horchte in das Tal hinab, in dem die jungfrische Männerstimme durch den frühlingsfrohen Bergwald sang:

"Der kalte Reif tat kleinen Vögeln weh,
daß sie nicht mehr sangen.
Jetzt hör ich sie wieder lieblicher als eh',
da die Wiesen prangen."

Im Pförtnerhaus trank der große Kunz schnell in tiefen Zügen den Humpen leer. Dann eilte er zum Burgtor, vor dem der prächtige Schimmel schon ungeduldig mit den Hufen scharrte.

Rasselnd ging die schwere Zugbrücke nieder, und knarrend öffneten sich die beiden Torflügel. Im Burghof stand schon der Ritter, umringt von der erwartungsvollen Jugend. Mit anmutiger Bewegung legte der fahrende Sänger die linke Hand an den zierlichen Stoßdegen. Mit der anderen zog er höflich das Samtbarett mit der langen, nickenden Reiherfeder vom lockigen, blonden Haar und verneigte sich ehrfürchtig vor dem Hausherrn. Er sprang behende vom Pferde und zog schnell das enganliegende Lederwams glatt. Fröhlich reichte Graf Heinrich von Lichtenstein dem Ankömmling die Hand: "Welche freudige Überraschung! Seid herzlich gegrüßt auf meiner Burg, viellieber Herr Walther von der Vogelweide!"

Darauf wandte sich der Graf an die Kinder, Junker und Ritterknechte, die sich inzwischen angesammelt hatten: "Nun laßt alle Arbeit ruhen. Jägerbursche, stecke einen Frischling an den Spieß! Schenk und Kellermeister, holt ein Faß besten roten Weines aus dem Keller! Ihr, meine sangeskundigen Töchter, bringt eure Harfen, und auch Ihr, ehrwürdiger Burgkaplan, begleitet Deutschlands liebsten Sängermeister zu seinen Weisen."

Der Sänger wurde reichlich bewirtet. Nach dem Mahl trafen sich der Graf, seine Familie und die ritterlichen Damen und Herren in dem großen Rittersaal. Dann geleitete auf einen Wink des Burgherrn ein Knappe den gerngesehenen Gast hinein.



Der Minnesänger.

"Vieledler Herr Walther von der Vogelweide! Ihr seid weit im Lande herumgekommen und habt unterwegs erfahren, was in der großen Welt geschieht. Singt uns davon in euren Liedern."

Der Vogelweider entgegnete ernst: "Wenig Erfreuliches kann ich euch erzählen." Dann nahm er auf dem schön geschmückten Sessel in der Mitte des großen Raumes Platz. In den Nischen der hohen Fenster, durch welche die warme Maiensonne hineinflutete, und auf den erhöhten Sitzen verteilten sich die Zuhörer um den Sänger und wandten kein Auge von ihm. In seinem Gesicht lag Trauer. "Bruderkrieg zerreißt das deutsche Volk. Zwei Fürsten streiten um die Königskrone. Doch der Papst von Rom freut sich darüber. Anstatt Frieden zu stiften, hetzt er Deutsche gegen Deutsche. Vernehmt mein Lied."

Der Sänger schloß die Augen und griff in die Saiten seiner Harfe. Mächtig klangen die ernsten, vollen Töne durch den hohen Rittersaal:

"Ei wie christlich' wohl der Papst nun lacht,
Wenn er zu seinen Welschen sagt, ich hab's also gemacht,
Er sagt: Ich hab zwei Deutsche unter eine Krone jetzt gebracht,
Die sollen nun das Reich zerstören und verwüsten.
Derweilen füllen wir die Taschen und die Kisten.
Sie gehen an meinem Gängelband, ihr Gut ist alles mein,
Ihr deutsches Silber fließt in meinen welschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein in Freuden.
Und laß die deutschen 'Tölpel' ruhig Hunger leiden."

Die Töne verklangen. Graf Heinrich seufzte betrübt. "Es ist ein Jammer um

unser deutsches Land. Wie oft schon tobte der Bürgerkrieg durch seine Gaue."

"Laßt mich nun ein Lied zum Ruhme Deutschlands singen," bat der Sänger. Wieder schlug er die Saiten der Harfe an, und sein Lied erfüllte die Herzen der Hörer mit Glück und Stolz:

"Ich hab Lande viel gesehen,
Nahm der besten gerne wahr,
Aber übel müßte mir geschehen,
Brächt ich je mein Herz dazu,
Daß ihm besser könnt gefallen
Fremde Art und Sitte.
Deutsche Zucht geht mir vor allen.
Von der Elbe bis zum Rhein
Und von West bis Ungarland
Sollen wohl die besten sein,
Die ich in der Welt erkannt.
Und ich mag wohl recht zu schauen.
Gutes Wesen, schöne Zier. -
Nun ich schwör bei Gott, daß hier
Sind die herrlichsten der Frauen.
Deutscher Mann ist stark erzogen,
Engelrein die Frau'n und schön.
Wer sie schilt, der ist betrogen,
Anders kann ich's nicht verstehn.
Hohe Tugend, reine Minne,
Wer sie suchen will,
Komm in unser Land!
Da ist Minne viel,
Lange möchte ich leben darinne."

Jubelnder Beifall dankte Herrn Walther von der Vogelweide. Der Graf winkte. Schnell nahte ein Knappe und überreichte dem Sänger einen bis an den Rand mit edlem Wein gefüllten Becher. Sich höflich verneigend, nahm ihn der Vogelweider und rief mit lauter Stimme durch den Saal: "Heil dem ritterlichen Gastgeber!" In tiefen Zügen leerte er den goldenen Pokal und gab ihn dankend dem Edelknaben zurück. Dann ergriff er von neuem die Harfe und sang Lied für Lied von des Deutschen Reiches Not und des Deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit. Erst die hereinbrechende Nacht machte dem Jubel ein Ende.

Noch mehrere Tage blieb der Sänger auf der Burg. Dann verließ er reich beschenkt den freigebigen Herrn, um weiterzuziehen in deutschen Landen an die Höfe der Bischöfe und Fürsten.

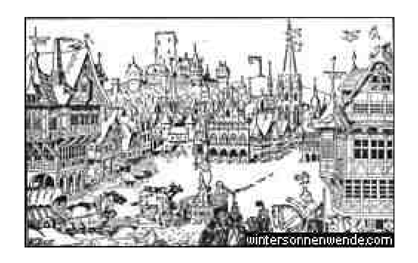
Das Städtewesen

Entstehung der Städte

An den alten Stützpunkten der Römer, an Kaiserpfalzen, Königs- und Bischofssitzen, Klöstern und wichtigen Verkehrspunkten waren Städte entstanden. Im Osten des Reiches wurden sie von den Sachsenkaisern zum Schutze gegen die Raubzüge der Slawen und Ungarn angelegt.

Die Stadt und ihre Bewohner

Alle Städte waren befestigt, ähnlich wie Burgen (Wall, Graben, Mauer, Tor), und besaßen zum Unterschied vom Dorf das Marktrecht. Handwerker und Kaufleute ließen sich dort nieder. Bewohner des Landes, die dem Grundherrn unterstellt waren, kamen in die Stadt und wurden frei. ("Stadtluft macht frei!")



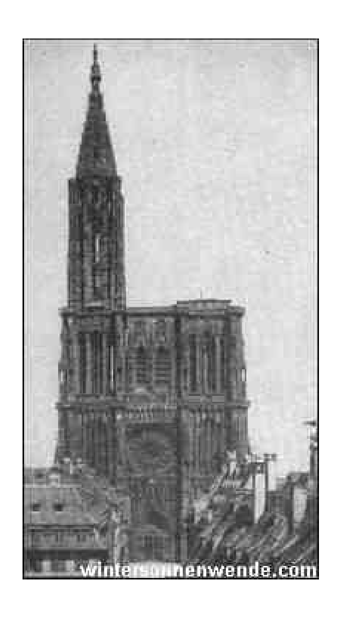
Inneres einer mittelalterlichen Stadt.

Die Städte wuchsen. Handel und Gewerbe blühten auf. Die Handwerker schlossen sich zu Zünften oder Innungen zusammen. Die Zünfte überwachten die Ausbildung der Lehrlinge, setzten die Preise fest und waren dafür verantwortlich, daß nur gute Waren angefertigt wurden.



Der Dom zu Speyer.

Die Kaufleute vereinigten sich zu Gilden. Aus ihrer Mitte gingen die Ratsherren und Bürgermeister hervor. In späterer Zeit konnten auch Mitglieder der Zünfte in den Rat der Stadt aufgenommen werden.
Die Städte wurden reich und Mittelpunkte des geistigen Lebens des deutschen Volkes (Albrecht Dürer und Peter Vischer - Nürnberg - waren Schöpfer hervorragender Kunstwerke, Hans Sachs - Nürnberg - war Dichter. Peter Henlein - Nürnberg - erfand die Taschenuhr, Johann Gutenberg - Mainz - die Buchdruckerkunst.) Herrliche Dome, Rat- und Zunfthäuser geben uns noch heute Kunde von dem hohen Stande der Baukunst. Deutsche Kaufleute



Das Münster in Straßburg.

gründeten Niederlassungen in ganz Europa und
verbreiteten dort deutsche Kultur. Die Städte waren vielfach die Stützen der Kaisermacht. Sie brauchten für ihren Handel Ruhe, Ordnung und Sicherheit auf den Landstraßen. Das aber verschaffte ihnen am besten eine starke Reichsgewalt. Darum stellten die Städte den Kaisern nicht nur Kriegsknechte, sondern unterstützten sie auch mit Geldmitteln. Als Dank dafür erhielten sie das Recht der Selbstverteidigung, das Zoll- und Münzrecht und eigene Gerichtsbarkeit. Einzelne Städte wurden sogar zu Reichsstädten erhoben, d.h. sie waren nicht einem Landesherrn, sondern nur dem Kaiser unterstellt.

In vielen Städten nisteten sich Juden ein. Sie wohnten in abgesonderten Straßen, im Judenviertel oder Ghetto. Der deutsche Bürger wollte mit ihnen nichts zu tun haben. Jedes ehrbare Handwerk war ihnen untersagt. Sie durften aber Geld gegen Zinsen ausleihen. Dieses Recht mißbrauchten sie in rücksichtslosester Weise und betrogen die Bürger. Darum machte sich die Empörung gegen die fremdrassischen Blutsauger in Judenverfolgungen Luft. Sie wurden vertrieben und suchten im Osten und Südosten Europas

Unterkunft. Da sie aber im Besitz des Geldes waren und die Fürsten stets Geld brauchten, durften sie immer wieder zurückkehren.

Die Hanse

Nach dem Untergang der Hohenstaufen fehlte dem Kaufmann der Schutz des Reiches gegen die Herrschsucht kleiner Fürsten und die Gewalt der Raubritter. Nun schlossen sich die Städte zu Bündnissen zusammen. Der mächtigste Städtebund war die Deutsche Hanse. Die Bundeshauptstadt war Lübeck. Hier hatten sich um 1250 Kaufherren der Küstenstädte von Mecklenburg und Pommern zum Schutze des Handels gegen See- und Straßenräuber verbündet.



Das Rathaus in Lübeck.

Bald traten auch andere Städte dem Bunde bei. Zur Blütezeit im 14. Jahrhundert reichte die Macht der Hanse von Nowgorod im Osten bis London im Westen, von Breslau und Köln im Süden bis Bergen in Norwegen. Der norddeutsche Kaufmann war Herr



Koggen der Hanse.

Nord- und Ostsee. Unter dem Schutze seiner Orlogschiffe holten seine Koggen aus Riga und Reval Getreide, Hanf und Flachs, und aus Nowgorod Pelze, Wachs, Honig u. a. Von Schweden brachten sie Eisen, Kupfer und

Heringe, aus Bergen Fische. In London war ein eigenes Häuserviertel, der Stahlhof, Lagerplatz für Tuche. Brügge in Flandern war Treffpunkt der nord- und süddeutschen Kaufmannschaft. Hier tauschte man Gewürze aus Indien und Seide aus China gegen Tuche, Pelze und Eisenwaren.

Es waren stolze, wagemutige Männer, die hanseatischen Kaufherren. Ihre Niederlassungen bildeten Pflanzstätten deutscher Sitte, deutscher Kultur und deutscher Kunst. Zwar mieden sie den Krieg, aber wer ihren Handel schädigte, den traf die Schärfe ihres Schwertes. Als König Waldemar von Dänemark die Stadt Wisby auf Gotland zerstörte und von den Schiffen, welche durch den Sund fahren wollten, hohen Zoll
verlangte, da eroberte die Hanse Kopenhagen und zwang Waldemar zum Frieden. Seeräuber trieben ihr Unwesen in Ost- und Nordsee. Ihr berüchtigtster Führer war Störtebeker. Hamburger Schiffe fingen ihn bei Helgoland; in Hamburg wurde er mit zahlreichen seiner Spießgesellen hingerichtet.

Als im 15. Jahrhundert die Fürsten Norddeutschlands mächtig wurden, zwangen sie ihre Städte, aus der Hanse auszuscheiden. Dänemark und Schweden gewannen nach und nach die Vorherrschaft in der Ostsee. Um 1600 schloß die Königin Elisabeth von England den Stahlhof und hob alle Vorrechte der Hanseaten auf. Nach dem Westfälischen Frieden war die Zeit der Hanse vorbei. Nur Bremen und Hamburg haben ihre Sonderstellung im Reiche bis in unsere Zeit beibehalten und den alten Unternehmungsgeist bewahrt. Von hier aus zogen später deutsche Kaufleute wieder in die Welt hinaus, gründeten Niederlassungen in fremden Ländern und arbeiteten so am Bau Deutschlands mit.

Das Bauerntum

Das deutsche Volk war im Mittelalter, wie einst in der germanischen Zeit, ein Bauernvolk geblieben. Der Bauernstand war der wichtigste Stand im Reiche. Seine Lage hatte sich jedoch grundlegend geändert. Diese Änderung hatte schon im Frankenreich begonnen.

Die Kriegszüge in ferne Gegenden führten den Bauern lange Zeit von seinem Hofe fort. Der Hof litt Not. Die Kosten für Ausrüstung und Bewaffnung konnten vom Bauern kaum noch getragen werden. Großgrundbesitzer (Grafen, Ritter, Bischöfe, Klöster) übernahmen den Kriegsdienst für den Bauern. Dafür mußte dieser sich dem Grundherrn unterstellen, ihm einen Zins zahlen und Dienste leisten. Ein Teil der Bauern wurde unfrei. Anfangs waren ihre Lasten gering. Aber im 10. und 11. Jahrhundert versuchten weltliche und geistliche Herren, die Abgaben zu erhöhen und auch freie Bauern sich untertan zu machen. Aus diesem Grunde folgten im 12.

Jahrhundert viele dem Rufe: "Nach Ostland wollen wir reiten." Nun fehlte es im Reiche bald an Arbeitskräften. Darum suchten die Grundherren ihre Leute zu halten und setzten die Lasten herab. Zu gleicher Zeit stiegen infolge besserer Bewirtschaftung die Erträgnisse des Ackers. Der Bauernstand wurde wohlhabend.

Stolz und selbstbewußt steht der freie Bauer auf seinem Hofe. Den Haustürpfosten ziert eine besondere Hausmarke, häufig eine Rune. Sie kündet, daß sein Geschlecht seit Urväter Zeiten auf eigenem Grund und Boden sitzt. Vergnügt tummelt sich das junge Volk auf dem Dorfanger. Mädchen und Frauen tragen farbenprächtige Kleider und Schmuckstücke. Auch das Wams der Männer ist mit Knöpfen und Schnallen reich verziert. Ein Kurzschwert hängt am breiten Gürtel.

Gar zahlreich waren die Feste, die zu den verschiedensten Zeiten des Jahres vom ganzen Dorfe gemeinsam gefeiert wurden. (Julfest, Fastnacht, Ostern, Pfingsten, Johannisfeuer.) Was uns von den Sitten und Bräuchen unserer germanischen Vorfahren erhalten wurde, verdanken wir dem deutschen Bauerntum.

Vom 15. Jahrhundert ab verschlechterte sich die Lage des Bauern wieder. Der Osten war besiedelt. Abwanderungen der sich stark vermehrenden Bevölkerung konnten nicht mehr erfolgen. Nun suchten die Grundherren wieder ihre Macht über die Bauern auszudehnen. Sie erhöhten die Lasten und machten viele sogar zu Leibeigenen, d. h. zu Sklaven. Die freien Bauern versuchten sie mit Gewalt in Abhängigkeit zu bringen. Ganz besonders grausam war bereits im 13. Jahrhundert der Erzbischof von Bremen vorgegangen. Im Lande Stedingen am Unterlauf der Weser hatten friesische Bauern das Sumpfgebiet urbar gemacht. Der Bremer Erzbischof verlangte von ihnen einen Zins. Als sie diesen ablehnten, zog er mit einem Ritterheer gegen sie, wurde aber geschlagen. Da verbreitete der scheinheilige Kirchenfürst über sie die übelsten Greuelgerüchte, bezeichnete sie als Ketzer und forderte zum Kreuzzug gegen sie auf. Trotz tapferster Gegenwehr wurden die Stedinger 1234 bei Altenesch besiegt und ein großer Teil von ihnen erschlagen.

Erfolgreicher waren die Schweizer in den Kantonen Schwyz, Uri und Unterwalden. Sie schlugen die Grafen von Habsburg und blieben frei.

Auch die Dithmarschen Bauern in Schleswig kämpften anfangs erfolgreich gegen den König von Dänemark. Aber im Jahre 1559 erlagen sie doch der Übermacht und mußten sich Dänemark unterwerfen.

Am trostlosesten war die Lage den Bauern in Süddeutschland. Hier gab es eine Unzahl kleiner Grafen und Ritter, die nur wenig Land besaßen, aber

üppig leben wollten. Dazu brauchten sie Geld. Der Bauer mußte zahlen; seine Lasten wurden unerträglich. Darum kam es hier zu häufigen Bauernaufständen. Am bekanntesten ist der Aufstand eines Geheimbundes im Elsaß und in Baden, der sich Bundschuh nannte (nach den Schnürschuhen der Bauern im Gegensatz zu den hohen Stiefeln der Ritter). Er wurde aber bald niedergeschlagen. Zu einer allgemeinen Erhebung kam es zu Luthers Zeit. Die Bauern hörten die Ansicht Luthers über "die Freiheit eines Christenmenschen" und verglichen damit ihre eigene, menschenunwürdige Lage. Sie forderten in 12 Artikeln unter anderem Herabsetzung der Lasten, Aufhebung der Leibeigenschaft, Rückgabe der Allmende, d. h. des Waldes, der Weide und des Wassers an die Dorfgemeinde, freies Jagd- und Fischereirecht, freie Wahl des Pfarrers und eine Reichsreform. Ihre Forderungen waren berechtigt und bescheiden und wurden auch von zahlreichen Rittern anerkannt, unter anderen von Ulrich v. Hutten und Götz v. Berlichingen. Aber die Fürsten und Herren lehnten die Forderungen ab. Darum kam es 1525 zum Bauernkrieg. Den Bauern fehlte die einheitliche Führung. Einzelne wilde Haufen stürmten die Burgen, Schlösser und Klöster, brannten sie nieder und erschlugen ihre Insassen. Da schlossen sich die Fürsten und Städte zusammen, besiegten die Bauern in blutigen Kämpfen und unterjochten sie vollständig.

Das Faustrecht und die Feme

Bald nach dem Tode Barbarossas begann in Deutschland die schlimme Zeit des Faustrechts.

Fürsten, Grafen und Ritter schalteten wie kleine Könige und bekämpften sich in blutigen Fehden. Raubritter überfielen die Kaufmannszüge, plünderten sie aus, schleppten den Kaufherrn auf ihre Burg und gaben ihn erst gegen hohes Lösegeld frei. Dem Bauern raubten sie sein Vieh und seine Habe. Niemand sorgte für Recht und Gerechtigkeit. Da griff das Volk zur Selbsthilfe. In Westfalen hatte sich noch das altgermanische Freigericht, die Feme, erhalten. Den Vorsitz führte der Freigraf; ihm zur Seite standen die Freischöffen oder Wissenden (die das Urteil weisen, finden). In der Zeit des Faustrechts dehnte die Feme ihre Macht über ganz Deutschland aus. Sie richtete über Mord, Raub und Gewalttat und forderte auch Fürsten und Ritter vor ihren Richterstuhl. Die Verhandlungen fanden an einem geheimen, nur den Freischöffen bekannten Ort statt. Vor dem Hause des Angeklagten erschien des Nachts der Bote der Feme, schlug drei Späne aus dem Tor und steckte die Vorladung in die Kerbe. Erschien der Beschuldigte nicht, so wurde er verurteilt, verfemt. 3 Freischöffen lauerten ihm auf, erhängten ihn oder stachen ihn nieder. Als Zeichen, daß hier die Feme gerichtet hatte, steckten sie ein Messer in die Erde. Gar manche Missetat wurde auf diese Weise

gesühnt, manche Gewalttat aus Furcht vor der Feme unterlassen

Es entsteht ein neues Weltbild

Seit der Einführung des Christentums waren altgermanische Auffassungen über Rechtswesen, Sitten und Gebräuche mehr und mehr zurückgedrängt worden. Das gesamte geistige Leben des deutschen Volkes war unter den Einfluß der Kirche und Roms geraten und undeutsch geworden. Der Papst wachte ängstlich darüber, daß sich daran nichts änderte. Wer es wagte, sich den Anschauungen der Kirche entgegenzustellen, wurde in den Bann getan oder als Ketzer verbrannt. Erfindungen und Entdeckungen erschütterten das alte Weltbild.
Den Chinesen und wahrscheinlich schon den alten Indern war seit Jahrhunderten das Schießpulver bekannt. Durch die Araber kam es nach Spanien und von dort weiter nach Europa. Seine Anwendung gestaltete das Kriegswesen um und führte den Untergang des Rittertums herbei.

Die Araber kannten auch den Kompaß. Ein Italiener verbesserte ihn. Nun war es kühnen Seefahrern möglich, auf den Ozean hinauszufahren und die Welt zu erforschen. Von Spanien aus versuchte Christoph Kolumbus, ein Genuese, den Seeweg nach Ostindien zu finden. Er fuhr nach Westen und entdeckte dabei 1492 Amerika neu. Der Portugiese Vasco da Gama umfuhr die Südspitze Afrikas und fand 1498 den Seeweg nach Ostindien. Aus den fernen Ländern brachten Amerika- und Indienfahrer fremde Pflanzen, Silber und Edelsteine mit. Eine neue Welt tat sich auf.

Von besonderer Bedeutung war die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg 1450. Bis dahin gab es nur geschriebene Bücher. Sie wurden meist von Mönchen gefertigt, waren sehr teuer und konnten nur von wenigen gelesen werden. Nun aber war es möglich, die Bücher billiger herzustellen, so daß sie von vielen gelesen werden konnten. Diesem Umstand war es zu verdanken, daß sich Luthers Schriften so schnell verbreiteten.

Das Erste Deutsche Reich
bis zum Westfälischen Frieden (Teil 7)

Die Reformation

Die rücksichtslose Herrschaft der Kirche, ihre Habsucht, die Genußsucht und häufige Unsittlichkeit der Päpste und höheren Geistlichen und die Unterdrückung jeder anderen Meinung hatten in allen Völkern

Unzufriedenheit hervorgerufen. Überall forderte man eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Aber der Papst verstand es, alle Besserungsversuche gewaltsam zu unterdrücken. Da erwuchs im deutschen Volke der kühne Streiter, der den Kampf gegen das Papsttum aufnahm und mit Erfolg durchführte: Dr. Martin Luther.



Dr. Martin Luther.

Luther entstammte einer thüringischen Bauernfamilie. Er wurde am 10. November 1483 zu Eisleben geboren. Sein Vater zog später als Bergmann nach Mansfeld; der Sohn besuchte dort und dann in Magdeburg die Schule. Das Studium auf der Universität Erfurt brach er ab und ging ins Kloster. Später wurde er als Lehrer an die Universität Wittenberg a. d. E. berufen; gleichzeitig war er als Prediger an der dortigen Schloßkirche tätig. Er starb 1546 in Eisleben.

Am 31. Oktober 1517 schlug Luther 95 Sätze an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg, in denen er gegen die Predigten eines päpstlichen Ablaßhändlers Tetzel auftrat. Es kam deswegen zu Auseinandersetzungen zwischen Luther und den Vertretern der Kirche. Dabei griff Luther auch Lehren der Kirche an. Er wurde darum vom Papst in den Bann getan.

Die Verbrennung der Bannbulle

Am 10. Dezember 1520 herrschte in Wittenberg auf der Straße, die zum Elstertore führte, ein außergewöhnliches Leben und Treiben. Verwundert blickten die Bürger der großen Schar von Studenten nach, die schnellen Schrittes vorwärts eilten. Einige trugen Strohbündel in den Händen, andere dicke Holzscheite, während eine kleinere Gruppe schwere, in Schweinsleder gebundene Bücher schleppte. "Kommt mit," riefen die jungen Burschen den Bürgersleuten zu, "unser Doktor Martinus Luther will dem Papst heute eine Antwort geben, die klar und deutlich ist."



Deutschland zu Luthers Zeit.

Da legte mancher brave Handwerksmeister sein Werkzeug beiseite und schloß sich dem Zuge an. Wo Dr. Martin Luther sprach, der tapfere Kämpfer für evangelische und deutsche Art, da wollten sie auch mit dabei sein. Wie gut, daß Gott endlich den rechten Mann gesandt hatte, um dem römischen Papst sein falsches Wesen zu zeigen!

Vor dem Stadttore hatten die Studenten aus Holz und Stroh einen Scheiterhaufen errichtet, um den sie sich jetzt mit den Bürgern neugierig drängten. Auf einmal erklang aus der Ferne Stimmengewirr. Es wurde stärker und lauter. "Dr. Luther kommt, Dr. Martinus Luther kommt," jubelten die Studenten, "macht Platz!"

Ehrfürchtig wich alles etwas zur Seite. Gefolgt von einem großen Teil der Professoren der altehrwürdigen Universität Wittenberg erschien der junge, kühne Mönch und Professor, der es gewagt hatte, klar und deutlich dem Papsttum alle seine Fehler zu zeigen. In seiner Hand hielt er eine Rolle, an der ein dickes Siegel hing. "Die Bannbulle, die Bannbulle", flüsterten die Studenten, und die Bürger starrten scheu das Schriftstück an, durch das der Papst Dr. Martin Luther als Ketzer in den Bann tat. Was wollte er mit diesem gefährlichen Schreiben?

Dicht vor dem Holzstoß blieb Luther stehen. Seine Stimme klang fest und klar: "Als ich als junger Mensch in das Kloster ging, glaubte ich, Gott recht damit zu dienen und versprach, dem Papst in allen Dingen gehorsam zu sein. Inzwischen mußte ich erkennen, daß ich mich von dem römischen Papst lossagen muß. Er lehrt einen Glauben, der in vielen Punkten von der reinen Lehre unseres Herrn Jesus Christus abweicht; er hat die einfache Lehre des Evangeliums eigenmächtig verändert, und er hat uns Deutsche verraten. Mit seinem Ablaßhandel zieht er Hunderttausende von Dukaten aus unserem Lande; er wird daran reich, unser Deutschland arm. Nun hat er mich in den Bann getan, weil ich viele dieser Lehren nicht glauben kann und die Irrlehren beim rechten Namen genannt habe - aber mich schreckt der römische Papst

damit nicht. Ich stehe in Gottes Hand. Vor unserm himmlischen Vater werde ich mich schon einmal verantworten. Seht her, wie wenig ich die papistische Drohung achte!"

Er nahm die Papierrolle, faltete sie weit auseinander und riß sie langsam durch. Einer der Studenten bückte sich blitzschnell und entzündete das Stroh. Eine Flamme leckte nach oben. Ruhig warf Luther die Papierfetzen hinein. Sie krümmten sich in der Glut, flackerten auf und zerfielen zu Asche. Eilig warfen jetzt die Studenten den Stoß kirchlicher Rechtsbücher in das Feuer.

Dem einen oder anderen Bürger fuhr doch ein Schrecken in die Glieder. Doch die Studenten und Professoren umringten jubelnd den mutigen Mann, drückten ihm die Hände und konnten sich von dem Feuer lange nicht trennen.

Plötzlich riß an einer Stelle die Wolkendecke auseinander. Die winterliche Sonne brach hervor, und der Platz lag im hellen Licht. Es war wie das Vorzeichen einer neuen und besseren Zeit.

Luthers 95 Sätze gegen den Ablaß und die Mißstände in der Kirche verbreiteten sich mit Windeseile über ganz Deutschland. In weiteren Schriften wandte er sich gegen das gottlose Leben des Papstes und der Geistlichen. In einer Schrift "An den christlichen Adel deutscher Nation" forderte er den Kaiser und die Fürsten auf, sich der Ausplünderung Deutschlands durch Rom entgegenzustellen und die weltlichen Herrschaftsansprüche des Papstes zu bekämpfen. Ein Sturm der Begeisterung ging durch das Reich. Einzelne Fürsten, an ihrer Spitze der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, und zahlreiche Adlige und Städte bekannten sich zu Luther. Wäre auch der Kaiser seinem Rufe gefolgt, so hätte jetzt ein einiges, von Rom freies Deutsches Reich entstehen können. Aber dem damaligen deutschen Kaiser Karl V. war deutsches Wesen fremd; seinem Herzen nach war er Spanier. Er erstrebte ein mächtiges Weltreich mit einer einheitlichen Kirche, und das sollte die bisherige Papstkirche sein. Darum stand er Luther feindlich gegenüber.



Luther vor Kaiser Karl auf dem Reichstag zu Worms.

Im Jahre 1521 berief er einen Reichstag nach Worms, vor dem Luther erscheinen sollte. Seine Freunde warnten diesen, weil sie fürchteten, daß man ihn als Ketzer verbrennen würde. Aber er antwortete unerschrocken: "Und wenn so viel Teufel in Worms wären, wie Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hingehen." Es war eine glänzende Versammlung von Fürsten, hohen Geistlichen und Rittern, an ihrer Spitze der Kaiser und ein Abgesandter des Papstes, vor die der kleine Mönch aus Wittenberg trat. Man forderte ihn mit scharfen Worten auf, seine Schriften zu widerrufen. Er erbat sich Bedenkzeit. Am nächsten Tag betrat er mutig den Saal und lehnte den Widerruf ab, da es "weder sicher noch geraten sei, etwas wider das Gewissen zu tun". Er schloß: "Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen."

Der Kaiser sprach die Acht über Luther aus. Aber der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen gewährte ihm sicheren Schutz auf der Wartburg. Hier begann er, die Bibel in die deutsche Sprache zu übersetzen.

Luther, der Deutsche

Über der schönen Stadt Nürnberg strahlte die Sonne. Sie spielte um die vielen Türmchen und Giebel und fing sich in den runden, bleigefaßten Fenstern des prächtigen Rathauses.
Im Erdgeschoß saß allein in seinem Arbeitsraum der Amtsschreiber, Herr Gotthold Finkentaler, ein weitgereister, gebildeter Mann. Aber heute glitt sein Federkiel nicht flink und gewandt über die Seiten des dicken Pergamentbandes; er stützte vielmehr den schmalen, blonden Kopf in die Hand, und seine blauen, ernsten Augen ruhten sinnend auf einer Schrift auf grauem Papier, die vor ihm auf dem schweren Eichentisch lag. Halblaut las er die Worte des Deckblattes: "An den christlichen Adel deutscher Nation."

Er lehnte sich in den geschnitzten Eichenstuhl zurück und dachte: "Ja, ehrenwerter Schuster, Meister Hans Sachs, daß ihr mir dies Schriftchen gestern beim Abendtrunk im Ratskeller zustecktet, das muß ich euch noch einmal besonders danken. Die Wittenbergische Nachtigall, so habt ihr Dr. Martin Luther genannt, der dies geschrieben hat. Es ist wahr, Meister Sachs, dieser Mann, obwohl er Mönchlein ist, hat die Not unseres Vaterlandes wohl erkannt."

Der Ratssekretär blätterte in den Seiten. Mit welchem Mut klagt dieser Mönch hier den Papst an, seine List, seine Gewalt! Wie eindringlich ruft er den Adel auf, das Joch des Papstes abzuschütteln.

Wie von innerer Erregung gepackt, stand Gotthold plötzlich auf und reckte

die Arme mit tiefem Aufatmen. "Endlich ist einer in Deutschland erstanden, der die Dinge beim rechten Namen nennt. Ist doch viel römischer Unfug in unserem deutschen Vaterlande. Wenn ich nur an die zahllosen Feiertage denke, die den Menschen die Arbeit stehlen, und an das viele, viele Geld, das aus unserer Tasche nach Rom wandert! Zwar unserem dicken Domdechanten, der überall herumschnüffelt, wird es gar nicht passen, daß die Worte des Doktor Martinus auch schon zu uns gedrungen sind - aber die Wahrheit kann man nicht aufhalten." Sorgsam rollte er die Blätter zusammen und legte sie in einen der wuchtigen Wandschränke.

Behutsam nahm er aus dem gleichen Schrankfach ein zweites Buch, das die Aufschrift trug: Neues Testament, übersetzt von Doktor Martinus Luther! "Diese Schrift, Martinus, hast du in einer Sprache abgefaßt, welche die Deutschen in allen Gauen verstehen können. Ganz allein können wir nun mit unserem Herrgott Zwiesprache halten. Wir brauchen nicht mehr die Geistlichen als Mittler." Durch die Fenster drang das Stimmengewirr der Menschen zu ihm. Der Amtsschreiber lauschte einige Augenblicke: "Wie klar und einfach Dr. Martin Luther schreibt! Jeder kann ihn verstehen. Man merkt erst, wie schön unsere Sprache ist."

Er vertiefte sich in eine Urkunde, aber er hatte erst einige Zeilen abgeschrieben, da klopfte es an die Tür, und ein junger Bursche trat ins Zimmer. "Verzeihet die Störung, Herr Ratsschreiber, aber drüben an der Mauthalle bei den Tuchständen braucht man eure Hilfe. Da sind zwei Handelsherren, der eine aus dem Bremischen, der andere aus dem Schweizerland. Beide sprechen sie deutsch, aber jeder in der Zunge seiner Heimat, und keiner versteht den anderen. Ihr seid ein sprachenkundiger Mann. 's ist ja nicht das erstemal, daß ihr helft."

Gotthold Finkentaler erhob sich, strich den dunklen Gelehrtenrock glatt, setzte das Barett auf und stand bald vor den beiden Kaufleuten. In seinem hurtigen Oberdeutsch schilderte der Schweizer die Lage, und die Worte hüpften nur so von seinen Lippen. Bedachtsam äußerte dann der Niederdeutsche in seinem ruhigen Platt seine Wünsche. Der Stadtschreiber verstand jeden; er kannte sowohl die ober- wie die niederdeutsche Mundart und erfuhr, daß der hanseatische Pelzhändler dem Tuchwirker 150 Ellen Stoff abkaufen wollte. Er übersetzte dem einen den Dialekt des anderen.

Als aber der Kaufvertrag abgeschlossen werden sollte, entstand eine neue Schwierigkeit. In welcher Mundart sollte er geschrieben werden? Schließlich einigte man sich auf Lateinisch. Die beiden reichen Kaufleute bedankten sich höflich und schritten ihres Weges.

Nachdenklich blickte der Amtsschreiber ihnen nach. "Ist's nicht ein Elend? Da standen hier deutsche Männer, redeten dieselbe deutsche Sprache und

doch nicht dieselbe, daß man meint, der eine wäre ein Türke und der andere ein Welscher. Was uns fehlt, das ist eben die deutsche Gemein- und Hauptsprache, die jeder kennt als die seine."

Er schritt die Stufen zu seinem Zimmer empor und nahm dort die Lutherschrift wieder in die Hand. "Vielleicht bringt der uns allen unsere deutsche Sprache. Er kann es wohl, denn er kennt das deutsche Herz!"

Kaiser Karl V. lag im Kampf mit Frankreich und den Türken. Diese waren auf ihrem Eroberungszug durch den Südosten Europas 1529 zum ersten Male bis Wien vorgedrungen. Nur mit Hilfe deutscher Söldner und der deutschen Fürsten konnte der Kaiser ihr weiteres Vordringen aufhalten. Die deutschen Fürsten benutzten seine Notlage, um sich immer selbständiger zu machen. Sie erhielten im Religionsfrieden zu Augsburg 1555 das Recht, die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen. Neun Zehntel aller Deutschen bekannten sich nach kurzer Zeit zur protestantischen Lehre.

Die Gegenreformation

Die alte Papstkirche stand der Ausbreitung der protestantischen Lehre nicht tatenlos gegenüber. Ein Spanier hatte den Jesuitenorden gegründet, der sich den Kampf gegen die Reformation zur Aufgabe stellte. Mit Hilfe dieses Ordens begann der Papst die Gegenreformation. Jesuiten wurden die engsten Berater des Kaisers und vieler deutscher Fürsten. Diese zwangen ihre Völker, wieder in die katholische Kirche zurückzukehren. So wurden der Süden Deutschlands, das Rheinland, Westfalen sowie große Teile Schlesiens und des Sudetenlandes wieder katholisch. Das deutsche Volk wurde in zwei Religionsbekenntnisse zerrissen, deren Anhänger sich feindlich gegenüberstanden. Diese Gegensätze führten zum Dreißigjährigen Krieg.

Der Dreißigjährige Krieg (1618-1648)

Die protestantischen Fürsten waren in der Union zusammengeschlossen, die katholischen in der Liga. Der Krieg begann in Böhmen. Hier hatten die Protestanten von ihrem König, der gleichzeitig deutscher Kaiser war, das Recht erhalten, Kirchen und Schulen zu bauen und ihre Religion frei auszuüben. Das entsprach aber nicht den Absichten der katholischen Geistlichen. Da starb 1618 der Kaiser. Sein Nachfolger, Ferdinand II., stand ganz unter dem Einfluß der Jesuiten. Nun glaubten diese, den Anhängern Luthers ihre Rechte wieder nehmen zu können. Sie schlossen eine ihrer Kirchen und rissen eine andere nieder. Darauf forderten protestantische

Adlige von den kaiserlichen Räten in Prag die Bestätigung ihrer bisherigen Religionsfreiheit. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel, in dessen Verlauf zwei Räte zum Fenster hinausgeworfen wurden. Der Kaiser lehnte ihre Forderung ab. Darum wählten die Böhmen nicht ihn, sondern den Führer der Union, Friedrich V. von der Pfalz, zu ihrem Könige. Nun verband sich der Kaiser mit der Liga und sandte ein Heer unter Tilly nach Böhmen. Dieser besiegte Friedrich 1620 bei Prag und vertrieb ihn aus dem Lande. Die Protestanten wurden grausam unterdrückt, ihre Kirchen und Schulen geschlossen, ihre Führer hingerichtet.



Wallenstein.

Um ihre Religion zu verteidigen, verbanden sich die Fürsten der Union mit dem König von Dänemark. Auf Betreiben der Liga zog Tilly gegen sie und schlug sie. - Der Kaiser wollte von der Liga möglichst unabhängig sein und ein eigenes Heer haben. Dazu fehlten ihm aber die Mittel. Da erbot sich ein böhmischer Adliger, Wallenstein, Herzog von Friedland, ihm ein solches auf eigene Kosten aufzustellen. Das Heer setzte sich aus Söldnern zusammen. Diese waren verwegene, abenteuerlustige Gesellen. Es war ihnen gleich, für wen sie kämpften. Wer ihnen hohen Sold zahlte, zu dem gingen sie. In kurzer Zeit hatte Wallenstein ein stattliches Heer zusammen und zog ebenfalls nach Norddeutschland. Die Protestanten wurden vollständig besiegt; ihre Religion wurde verboten.

Wallenstein war bis zur Ostseeküste vorgedrungen. Hier wollte er sich ein eigenes Herzogtum errichten. Gleichzeitig verfolgte er das große Ziel, den Kaiser wieder zum Herrn über Deutschland zu machen und die Macht der Fürsten zu brechen. Die Religion war ihm Nebensache. Das entsprach aber weder den Absichten der Fürsten noch denen der Jesuiten. Darum zwangen sie den Kaiser, Wallenstein abzusetzen (1630).

Da landete in demselben Jahre König Gustav Adolf von Schweden mit 30.000 Mann auf Rügen. Er wollte die Ostseeländer erobern und seinen protestantischen Glaubensbrüdern zu Hilfe eilen. Die Fürsten von



König Gustav Adolf von Schweden.

Pommern und Brandenburg, obgleich protestantisch, verweigerten ihm anfangs den Durchzug durch ihr Land, um es nicht mit dem Kaiser zu verderben. Inzwischen erstürmten die Scharen Tillys die Stadt Magdeburg und brannten sie nieder. Nun erzwang sich Gustav Adolf den Durchzug, eilte Tilly nach und besiegte ihn bei Breitenfeld in Sachsen. Er verfolgte ihn weiter nach Süden, schlug ihn noch einmal an der Donau (Tilly wurde schwer verwundet und starb) und zog in München ein.

Der Schrecken im Lager der Katholiken war groß. Nur Wallenstein konnte helfen. Auf Bitten des Kaisers stellte er in kurzer Zeit ein neues Heer auf, in dem er alleiniger Befehlshaber war. Gustav Adolf war inzwischen wieder nach Norden gezogen. Bei Lützen in Sachsen trafen die feindlichen Heere 1632 aufeinander. Die Schweden siegten; aber ihr König fiel.

Nun war Wallenstein der mächtigste Feldherr in Deutschland. Er kämpfte aber nicht weiter gegen die Schweden, sondern zog sich nach Böhmen zurück. Jetzt konnte er vielleicht seinen alten Plan verwirklichen. - In Wien wurde man mißtrauisch. Fürsten und Jesuiten hetzten erneut. Und so erhielt er den Dank Habsburgs, er wurde abgesetzt. Ein Teil seiner Söldner verließ ihn, und einer seiner Obersten stach ihn 1634 in Eger nieder.

Nun mischte sich Frankreich in den Kampf ein. Der französische Staatsmann Richelieu verlangte für Frankreich den Rhein als Landesgrenze und erstrebte die französische Vorherrschaft in Europa. Zur Erreichung seines Zieles mußte das Deutsche Reich zerschlagen werden. Der Krieg war ihm das Mittel dazu. Die Kämpfe zogen sich noch vierzehn Jahre hin. Es war kein Krieg mehr im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern Söldnerhorden aus ganz Europa zogen durch das Land, raubten und plünderten die Bevölkerung aus und verübten die furchtbarsten Greueltaten. Sie kümmerten sich nicht darum, ob es Freunde oder Feinde waren. Zahlreiche Dörfer gingen in Flammen auf. Ihre Bewohner wurden erschlagen oder entflohen in die Wälder. Deutschland

wurde vollständig verwüstet, seine Volkskraft gebrochen. Die Einwohnerzahl sank von 18 auf 7 Millionen.

Außenpolitische Folgen des Krieges

Während Deutschland verblutete, begannen die Staaten Westeuropas, sich große Kolonialreiche zu schaffen. Die Holländer wurden das erste Handelsvolk der Welt. Sie erwarben große Gebiete in Hinterindien. England legte Kolonien an der Ostküste Nordamerikas an und begann mit der Eroberung Indiens. Frankreich gewann große Ländereien in Kanada und im Flußgebiet des Mississippi.

Der Westfälische Friede

Nach Erschöpfung der Gegner kam es 1648 zum Westfälischen Frieden zu Münster und Osnabrück.

1. Politische Bestimmungen: Deutschland wurde in über 300 Staaten aufgelöst. Diese waren vollständig selbständig und erhielten das Recht, mit dem Auslande Bündnisse zu schließen.

Die Schweiz und die Niederlande schieden aus dem Reichsverbande aus.

Schweden nahm sich die wichtigsten deutschen Flußmündungen. Damit war Deutschland vom Meere abgeschnitten.

Frankreich bekam Metz, Toul und Wirten (Verdun) in Lothringen, Südelsaß und zehn Städte im Elsaß, ja sogar die Festungen Breisach und Philippsburg rechts des Rheines.

Frankreich und Schweden erhielten das Recht, die Durchführung der Friedensbestimmungen zu überwachen und in innerdeutsche Verhältnisse einzugreifen. Deutschland war auf dem tiefsten Stande seiner Geschichte angelangt.

Französische Sprache, Sitten, Gebräuche und Kunst gewannen herrschenden Einfluß in Deutschland.

Richelieus Ziel ist von allen französischen Staatsmännern bis auf den heutigen Tag verfolgt worden. Es ist die Ursache der zahlreichen Angriffe Frankreichs auf Deutschland.

2. Religiöse Bestimmungen: Die beiden Religionsbekenntnisse hatten in Zukunft die gleichen Rechte. Damit war das deutsche Volk auch in Glaubenssachen in zwei Teile gerissen.

Vom Westfälischen Frieden bis zum Ausscheiden Österreichs aus dem Deutschen Reich (Teil 1)

Brandenburg-Preußen, die Keimzelle deutscher Einheit

Die ersten Hohenzollern in der Mark

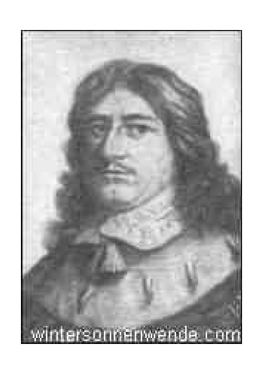
Die Mark Brandenburg war unter den Askaniern groß geworden. Ein Reichsgesetz, die Goldene Bulle, hatte sie zum Kurfürstentum erhoben. Die Nachfolger der Askanier hatten sich nicht um die Mark gekümmert. Der Adel war mächtig geworden. Kämpfe zwischen Raubrittern und Städten hatten das Land verwüstet.

1415 erhielt Friedrich I. von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, das Kurfürstentum als erbliches Lehen. Die Hohenzollern unterwarfen die Raubritter und die Städte (Berlin wurde Hauptstadt) und führten in ihrem Lande die Reformation ein. Sie vermieden es, ihr Land zu teilen und verstanden es, ihren Besitz ständig zu vergrößern. 1618 erbten sie Ostpreußen, allerdings noch als polnisches Lehen.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst (1640-1688)

Friedrich Wilhelms Regierungsantritt

Man schrieb das Jahr 1640. Im Königsberger Schlosse brannte noch bis spät in die Nacht hinein in einem Zimmer Licht. Dort saß der Kurfürst von Brandenburg, der zwanzigjährige Friedrich Wilhelm, der erst kürzlich den Thron bestiegen hatte. Vor ihm auf dem Arbeitstisch lag eine große Landkarte ausgebreitet, in der sein Land mit roten Strichen umrandet war.



Der Große Kurfürst.

Eine scharfe Falte grub sich in seine Stirn, die über den scharfen, hellen Augen und der kräftigen Nase kühn aufstieg, als er sein Reich betrachtete. Wie jämmerlich zerrissen war es! Hier in der Mitte lag sein Erbe: Brandenburg; weit im Osten Preußen, weit im Westen an der Weser Ravensburg; noch weiter am Rhein die Grafschaften Mark und Cleve. Lauter einzelne Gebiete! Erbittert lachte der junge Herrscher auf. Wenn ihm diese vier Länder wenigstens richtig gehört hätten! Aber Ostpreußen hatte er vom Polenkönig nur als Lehen erhalten, und in Cleve saßen immer noch die Holländer. Drüben in Pommern, das schon auf Grund eines alten Vertrages den Brandenburgern gehören sollte, hausten die Schweden und durchzogen sengend und plündernd Dorf und Stadt. Die Not im Lande war unbeschreiblich.

"Es hat Ihnen, Herr Vater, nichts genützt, daß Sie mit allen gut Freund sein wollten. Die Soldaten aller Nachbarstaaten sind dafür in unser Land eingefallen," dachte der Kurfürst, "zuviel Nachgeben ist Schwäche!"

Energisch schob er den Sessel zurück und trat an das Fenster. Am Himmel strahlten ruhig und hell die Sterne. Lange schaute der Herrscher sinnend in die klare Nacht, und in der Stille erwuchsen ihm die Pläne zur Rettung seines Landes. "Frieden brauche ich, Frieden und Soldaten, die mein Kurfürstentum beschützen; dann will ich es schon einig und stark machen. Ist aber erst mein Brandenburg stark, kann ich auch dem armen Deutschland besser helfen, in dem seit über 20 Jahren der Krieg tobt." Mit festem Schritt trat er an die Karte zurück. Schon morgen sollte ein Bote zu den Schweden reiten und mit ihnen einen Waffenstillstand abschließen.

Das stehende Heer

Im Gasthaus "Zum goldenen Lamm" hatte der brandenburgische Werber sein Quartier aufgeschlagen. In der niedrigen Wirtsstube saßen oder standen die märkischen Bauernsöhne, derbe, vierschrötige Burschen, und der Lammwirt hatte alle Hände voll zu tun.

Der Werber, ein Korporal, dem die schmucke Uniform gut zu Gesicht stand, strich seinen Schnauzbart glatt und begann: "Unser Allergnädigster Kurfürst hat bald nach seinem Regierungsantritt alle Offiziere und Mannschaften, die ihm den Treueid nicht leisten wollten, fortgeschickt. Er will allein in seinem Lande zu sagen haben. Nun sucht er neue tüchtige Soldaten, auf die er sich verlassen kann. Da hat er auch an seine kurmärkischen Bauern gedacht. Kommt zu ihm, Burschen, und tretet in sein Heer ein! Was habt ihr hier schon bei Muttern? Alle Tage Wassersuppe und mageren Hirsebrei! Das ist nichts für einen ordentlichen Kerl. Bei unserem Allergnädigsten Landesherrn kriegt ihr satt zu essen; ihr tragt eine feine Uniform; ihr erwerbt im Kriege unsterblichen Ruhm, und auch das Handgeld und die Löhnung sind reichlich." Dabei klimperte er mit einigen Golddukaten in der Hosentasche, und der Klang drang den lauschenden Bauernsöhnen lieblich in die Ohren.

"Gegen wen sollen wir kämpfen?" fragte eine helle Stimme. "Oho, Feinde gibt es genug. Der Kurfürst will die Schweden aus dem Lande jagen, und auch mit dem Polenkönig wird es noch einmal wegen Ostpreußen Streit geben. Aber jetzt hört genau zu, ihr Burschen. Wenn der Krieg zu Ende ist, will euch der Kurfürst nicht wieder entlassen, wie es bisher Sitte war. Nein, er wird euch auch in Friedenszeiten als stehendes Heer in den Kasernen behalten, damit unser Brandenburg immer einen Schutz hat. Denn jedes Land ist verloren, das sich nicht zu jeder Stunde selbst helfen kann. Kein Feind wird dann unser Gebiet zu überfallen wagen. Darum laßt euch anwerben. Es ist euer Glück."
Ein erregtes Stimmengewirr brach los. Auch in Friedenszeiten Soldat sein? Das war etwas ganz Neues und mußte gründlich überlegt werden. Der eine Bauer war dafür, der andere dagegen. Da wurde die Tür aufgerissen, und ein schmuckes Bauernmädchen trat ein. Suchend glitten seine Blicke umher, dann stieß das Mädchen einige Männer beiseite und fiel einem langen Burschen um den Hals. Weinend und jammernd flehte sie: "Geh nicht zu den Soldaten, Stoffel; sie werden dich Spießruten laufen lassen und dich krumm und lahm schlagen." Sie bettelte so lange, bis der junge Mensch mit ihr die Wirtsstube verließ. Der Werber fluchte und wetterte: "So ein schlapper Lümmel! Hat eine Weiberschürze lieber als den Soldatenrock!" Aber er konnte es nicht hindern, daß noch einige andere Männer verstohlen davonschlichen. Vor den harten Strafen hatten sie Angst.

Von neuem begann der Korporal alle Vorzüge des Soldatenlebens zu preisen, und wirklich, am Abend hatten sich zehn kräftige Kerle als Rekruten anwerben lassen.

In den Garnisonen trafen aber nicht nur junge Männer aus dem Kurfürstentum Brandenburg, sondern aus allen Teilen des Reiches ein: Bayern, Sachsen, Hessen, Friesen; sogar aus der Schweiz und Holland schleppten die Werber die Rekruten heran. Es war eine bunt zusammengewürfelte Schar.



Der Große Kurfürst in der Schlacht von Fehrbellin.

Unermüdlich mußten die Soldaten exerzieren und wurden ein vortreffliches Heer. Ihren Mut bekamen besonders die Schweden zu spüren, als sie 1675 wieder einmal raubend in die Mark einfielen. Da zeigten die brandenburgischen Soldaten, daß sie zu kämpfen verstanden. In Eilmärschen rückten sie heran, durch Sumpf und Rohr. Der Kurfürst selbst führte sie an. Bei Fehrbellin wurden die Schweden so gründlich geschlagen, daß sie sich nicht mehr ins Land trauten. Damit war nicht nur des Kurfürsten Land, sondern ganz Deutschland von einem furchtbaren Feinde befreit.

Der Polenkönig mußte dem Kurfürsten Ostpreußen ganz überlassen, nachdem ihn das brandenburgische Heer bei Warschau besiegt hatte.

Friedrich Wilhelms Plan, ein stehendes Heer zu schaffen, hatte sich glänzend bewährt. Die Kosten für den Unterhalt der Soldaten brachten die Stände auf: der Adel, die Bürger und die Geistlichen, die der Kurfürst allmählich dazu zwang. Bei seinem Tode zählte das stehende Heer 28.000 Mann.

Friedrich Wilhelms Sorge für Landwirtschaft, Gewerbe und Handel

In das durch den Krieg entvölkerte Land rief der Kurfürst Bauern aus dem ganzen Reich. Er ließ die verwüsteten Dörfer aufbauen und Landwirtschaften nach holländischem Muster anlegen. Oranienburg bei Berlin wurde Musterwirtschaft. Der Bauer mußte vor seiner Heirat sechs Obstbäume veredelt und sechs Eichbäume gepflanzt haben.

Zur Förderung von Handel und Verkehr baute er Fabriken (Papiermühlen, Tuchwebereien) und legte den Oder-Spree-Kanal an. Eine Schnellpost wurde von ihm eingerichtet, die vom Rhein bis Memel fuhr.

Die Hugenotten wurden aus Frankreich wegen ihres protestantischen Glaubens vertrieben. Der Kurfürst nahm sie in seinem Lande auf und siedelte sie hauptsächlich in und bei Berlin an. Sie waren im Gartenbau sehr geschickt und förderten als erfahrene Fachleute auch die Seiden- und Samtindustrie.

Die Niederlande, England und Frankreich eroberten in dieser Zeit weitere Ländereien in fremden Erdteilen. Der Große Kurfürst erkannte die große Bedeutung von Kolonien. Durch einen Niederländer ließ er eine Kriegsflotte bauen und erwarb eine Kolonie in Westafrika (Großfriedrichsburg).

Friedrich Wilhelms Kampf gegen die Stände

Die Sonne lachte in die behagliche Wohnstube des Bürgermeisters Roth zu Königsberg. Sie guckte durch blütenweiße Vorhänge, malte einen breiten, goldenen Streifen auf die weißgescheuerten Dielen, hüpfte über die glänzenden Zinnteller, die Krüge und Leuchter, die an den breiten Wandbrettern hingen, und ließ das dunkle Holz der schweren Eichenschränke und Truhen heller erscheinen. Alle Gegenstände im Raum verrieten Reichtum, und es wäre dort recht gemütlich gewesen, wenn die beiden Menschen darin frohere Gesichter gemacht hätten.

Aber der Hausherr blickte ingrimmig auf den Marktplatz hinaus, und seine Frau schluchzte leise in ein Tüchlein. "Ich sage Ihnen, mein Gemahl, es gibt noch einmal ein Unglück, wenn die ostpreußischen Stände immer weiter gegen den Kurfürsten arbeiten und ihm wie bisher die Steuern verweigern", wagte sie nach langem Schweigen zu sagen.

Mit einem Ruck fuhr der Bürgermeister herum: "Papperlapapp! Dummes Weibergeschwätz! Hast du alle Vorrechte vergessen, die unser Adel, die

geistlichen Herren und wir Bürger den früheren Landesherren abgetrotzt haben? Wenn unser Kurfürst Geld braucht hat er uns erst höflich darum zu bitten, und wir entscheiden, wieviel er bekommen soll. So hielten es die Väter, so wollen wir es auch halten."

"Aber Friedrich Wilhelm scheint mächtiger zu sein als seine Vorgänger. Ich flehe Sie an, geben Sie nach!" Die Bürgermeistersfrau ließ sich durch die zornige Stimme ihres Gatten nicht beirren und redete eindringlich weiter: "Wofür will er denn das Geld haben? Doch nur für Soldaten, die das Land beschützen sollen." - "Das Land! Ha, ha, ha!" Roth brach in ein Hohngelächter aus. "Was kümmert mich sein Cleve dahinten am Rhein?! Oder soll ich mich darum sorgen, ob es den Ravensbergern gut oder schlecht geht? Mich geht nur unser Ostpreußen an, sonst nichts. Schließlich kommt der Fürst noch her und macht es bei uns wie in seinem Brandenburg. Da wird jede Kuh besteuert, jede Tonne Salz, jeder einzelne Scheffel Weizen. Diese Verbrauchersteuer, Akzise nennt er sie, fehlt uns gerade noch. Nein, nein, tausendmal nein, wir Stände bewilligen das Geld nicht."

Die Bürgermeisterin senkte den Kopf; sie fand des Kurfürsten Pläne vernünftig. Wenn die Feinde ins Land einfielen und das Vieh abschlachteten, wenn sie die Frauen wegschleppten und den Männern den schrecklichen Schwedentrunk eingossen, wenn sie den roten Hahn auf die Dächer setzten, so war das alles viel, viel schlimmer. Aber sie schwieg, um den Mann nicht unnötig zu reizen.

"Mit uns Bürgern gehen geschlossen Adel und Geistlichkeit," fuhr der Königsberger Bürgermeister fort, "doch daß der Herr von Kalkstein mit dem Polenkönig verhandelt, Frau, das finde ich, ehrlich gesagt, ja auch nicht recht. Die polnische Herrschaft war nicht gut für unser Land. Womöglich hält uns der Kurfürst für Landesverräter." Das befürchtete er schon lange. Er seufzte schwer.

"Nun, wir wollen uns nicht streiten, Weib. Ich habe die Ratsherren zusammengerufen. Wir werden doch sehen, wer stärker ist." Er griff nach dem schweren Tuchmantel und wollte gerade das Barett aufsetzen, da brauste über den Markt eine Schwadron Reiter, brandenburgische Soldaten. Vor dem Bürgermeisterhaus hielten sie an. Die Ehegatten, die hinausgeschaut hatten, erbleichten; die Frau stieß einen Schreckensschrei aus.

Schwere Schritte polterten auf der Treppe. Die Tür öffnete sich nach kurzem Klopfen, und ein baumlanger Offizier trat herein, sechs Reiter folgten.

"Sind Sie der Bürgermeister Roth?" - "Jawohl, der bin ich." Unerschrocken trat der Mann vor. "Sie sind auf Befehl des Kurfürsten verhaftet, wegen

Hochverrates. Sie kommen sofort mit!" Roth zuckte zusammen; aber gefaßt reichte er seiner Frau die Hand. Sie weinte bitterlich und wußte, daß seine Sache verloren war.

Einige Zeit später erfuhr die Bürgermeisterin, daß der Kurfürst den Herrn von Kalkstein hatte verhaften und hinrichten lassen. Furchtbare Angst erfüllte ihr Herz.

Da aber der Schöppenmeister Hieronymus Roth sonst ein ehrenwerter Mann war, verurteilte der Fürst ihn nur zu längerer Haft. Die ostpreußischen Landstände bekamen einen gewaltigen Schrecken und brachten fortan willig die notwendigen Gelder auf.

So brach der Kurfürst Friedrich Wilhelm ihren Trotz und setzte das Wohl seines Landes höher als das Wohl des einzelnen. Während der Kaiser sich um Deutschland wenig kümmerte, vergaß Friedrich Wilhelm niemals das geliebte deutsche Vaterland. Seine Zeitgenossen nannten ihn den "Großen Kurfürsten".

Die Angriffe der Franzosen auf das Deutsche Reich

Der Kampf des Großen Kurfürsten gegen Ludwig XIV. und die Schweden

Ludwig XIV. von Frankreich wollte deutscher Kaiser werden, dadurch Deutschland mit Frankreich vereinen und so das Reich Karls des Großen wieder aufrichten.
Die deutschen Fürsten aber wählten ihn nicht. Nun versuchte er, Teile des Reiches mit Gewalt zu erwerben. Er fiel in die Niederlande ein und bedrohte deutsche Gebiete am Rhein.
Der Große Kurfürst stellte sich ihm im Bunde mit dem Kaiser entgegen. Frankreich hetzte die Schweden auf, in Brandenburg einzufallen. Der Große Kurfürst schlug sie bei Fehrbellin 1675 und eroberte Vorpommern. Im Winter 1678/79 vertrieb er sie aus Ostpreußen. Er wurde jedoch vom Kaiser im Stich gelassen und mußte unter dem Druck Frankreichs alle Eroberungen zurückgeben. Nun beteiligte er sich nicht mehr am Kampf gegen die Franzosen.

Frankreich raubt Gebiete in Lothringen und im Elsaß

Ludwig XIV. setzte Männer ein, die feststellen sollten, welche Dörfer und Städte einmal zu den Bistümern Metz, Toul und Wirten gehört hatten (Wiedervereinigungskammern). Diese Orte verlangte er für Frankreich. 1681 raubte er mitten im Frieden die alte deutsche Stadt Straßburg.

Er wollte auch die Pfalz erobern. Seine Truppen fielen in das Land ein, brannten Dörfer und Städte nieder und verwüsteten es furchtbar. Die Kaisergräber in Speyer wurden geschändet und das Schloß in Heidelberg eingeäschert.

Deutschland, England und einige kleinere Staaten vereinigten sich zum Kampf gegen Ludwig XIV. England eroberte während dieser Zeit Gibraltar und weite Gebiete in Amerika. Es fürchtete, der deutsche Kaiser könnte auf dem Festland Europas zu mächtig werden und trat vom Bündnis zurück. Nun mußte Frieden geschlossen werden. Frankreich behielt Straßburg.

Die Türkenkriege

Während ihres Kampfes gegen das Deutsche Reich veranlaßten die Franzosen auch die Türken, zu gleicher Zeit Deutschland von Südosten her anzugreifen. Die Türken drangen 1683 bis Wien vor und belagerten es. Truppen aller deutschen Länder befreiten Wien und retteten damit Deutschland vor der Unterwerfung unter ein fremdrassisches Volk.

Der Kaiser schloß mit Ludwig XIV. einen Waffenstillstand und wendete sich später erneut gegen die Türken. Führer des kaiserlichen Heeres, in dem die Soldaten der meisten deutschen Fürsten kämpften, wurde Prinz Eugen von Savoyen.

Prinz Eugen

Seine Heimat war Frankreich. Als junger Prinz hatte er einst in das französische Heer eintreten wollen, war aber von Ludwig XIV. höhnisch abgewiesen worden. Priester solle er werden, hatte der stolze Herrscher der Franzosen zu ihm gesagt. Darüber aufs tiefste gekränkt, verließ er sein Vaterland und bat den deutschen Kaiser um Aufnahme in seine Armee.



Prinz Eugen.

Kaiser Leopold erfüllte die Bitte des Prinzen. Der junge Edelmann durfte sofort in das Heer seines Vetters, des Prinzen Ludwig von Baden, als Freiwilliger eintreten. Er erlebte 1683 die Belagerung Wiens durch die Türken mit. Als Reiteroffizier war er mit dabei, als Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, der Verteidiger Wiens, die Türken endlich zurückjagte. Für seine Tapferkeit und Umsicht wurde der Savoyer zum Obersten eines Dragonerregimentes ernannt. Mit 30 Jahren war er Feldmarschall. Als 1697 die Türken wieder tief nach Ungarn eindrangen, übertrug der Kaiser dem Prinzen den Oberbefehl über sein ganzes Heer. Durch blitzartiges Zugreifen vernichtete Eugen bei Zenta (an der Theiß) das türkische Heer. Der Sultan mußte sich zum Frieden bequemen. Im Spanischen Erbfolgekriege zeigte sich der "kleine Kapuziner", wie ihn die Soldaten wegen seines schlichten Rockes nannten, als der größte Feldherr seiner Zeit. Ob er in Italien, Frankreich, in den Alpen, den Niederlanden oder an der Donau stritt, immer heftete er den Sieg an seine Fahnen. Hart traf sein Schwert den französischen Übermut. Der Sonnenkönig mag oft bereut haben, daß er dieses Feldherrngenie von sich gestoßen hatte.

Die Eroberung von Belgrad (1717)

Die österreichische Armee lagert vor Belgrad. Zelt steht an Zelt. Neben den angepflockten Pferden ruhen die Reiter auf der Erde und vertreiben sich an den flackernden Lagerfeuern die Zeit. In einem gewaltigen Siegeslauf hat ihr Feldherr, Prinz Eugen, das Heer der Ungläubigen aus Österreich und Ungarn vertrieben. Nun will er den Türken auch Belgrad entreißen.

In das Zelt des Generalfeldmarschalls, vor dem stolz das kaiserliche Banner im Winde flattert, führt ein Soldat einen zerlumpten Kerl. Es ist ein Spion, den Prinz Eugen ausgesandt hat. "Der Großwesir hat fast 300.000 Krieger, darunter viel Reiterei, zusammengezogen," meldet er noch ganz erschöpft, "mit denen er der Besatzung von Belgrad zu Hilfe eilt."

"Dann muß noch diese Nacht der Sturm auf die Stadt erfolgen," wendet sich

Eugen an seine Generale; "wir wollen die Türken in der Nacht überrumpeln." Durch das ganze Lager läuft der Befehl. Die Soldaten können den letzten Kampf gegen die Mohammedaner kaum erwarten.

Die Nacht senkt sich über das Land. In den Schanzen stehen die Kanoniere neben ihren Kartaunen mit der glimmenden Lunte in der Hand. Die Reiter sitzen bewegungslos auf ihren Pferden. Das Fußvolk steht sturmbereit.

Punkt Mitternacht gellen die Signalhörner. Die Kanonen brüllen auf. Die Reiter brausen wie der Sturmwind vorwärts, und an der Spitze des Fußvolkes stürmt der greise Feldmarschall mit gezogenem Degen gegen das türkische Heer. Doch die Muselmanen haben nicht geschlafen. Der Großwesir schickt alle seine Krieger in den Kampf. Die wilde Janitscharenmusik feuert die Asiaten an. Ihre krummen Säbel blitzen im Mondlicht, und ein Pfeilhagel überschüttet die Angreifer.

Aber die Deutschen bleiben Sieger. Prinz Eugen, der edle Ritter, hat die Türken so gründlich geschlagen, daß sie niemals wieder das Abendland bedrohen.

In die fast entvölkerten Gebiete an der Donau und Theiß wurden deutsche Bauern aus dem ganzen Reiche gerufen. Sie besiedelten das ganze Land und legten deutsche Dörfer und Städte an. Ihre Nachkommen leben noch heute dort. Sie heißen Banater Schwaben.

Preußen wird Königreich

Der Nachfolger des Großen Kurfürsten, Friedrich I., erhob 1701 sein mächtig gewordenes Kurfürstentum zum Königreich und nannte sich "König in Preußen". Seine Hauptstadt Berlin ließ er von dem Baumeister Andreas Schlüter durch prachtvolle Bauten verschönen. (Schloß, Zeughaus.) Er war ein prunkliebender Mann, umgab sich mit einem glänzenden Hofstaat und stürzte sein Land dadurch in hohe Schulden.

Vom Westfälischen Frieden bis zum Ausscheiden Österreichs aus dem Deutschen Reich (Teil 2)

Friedrich Wilhelm I. (1713-1740)

Der Regierungsanfang

König Friedrich I. war gestorben. Im Sterbezimmer erhob sich nach langem Gebet sein Sohn Friedrich Wilhelm von den Knien. Er wandte sich zur Vorzimmertür und öffnete sie.

Das leise Murmeln der vielen prunkvoll gekleideten Hofdamen verstummte jäh. Die weißgepuderten Perücken senkten sich tief. Die Seide der kostbaren Uniformen knisterte; die zierlichen Degen funkelten. Friedrich Wilhelm, der neue König, blickte stumm über alle hinweg.

Er ließ ihnen gar keine Zeit, ihm ihr Beileid auszusprechen. "Man warte!" und durch das Gedränge der Höflinge ging der König in sein Arbeitszimmer.

Hier atmete er tief auf. Endlich konnte er jetzt in die verbummelte Wirtschaft Ordnung bringen! Der Hofmarschall wurde von dem Kammerdiener herbeigerufen und brachte den Plan des königlichen Haushaltes mit. "Erkläre Er!" befahl der König.

Mit geschmeidiger Stimme las der elegante Herr die Reihe der Hofbeamten herunter: Kammerherren, Hofjunker, Pagen, Herolde, Lakaien, Schweizergardisten, Bratenwender, Haarkräusler... die Liste wollte kein Ende nehmen.

Das Gesicht des Königs verfinsterte sich immer mehr. "Kosten?" Zögernd wies der Hofmarschall auf eine lange Zahl in der Spalte. "Wie? Fast eine Million Mark?" Die blauen Augen funkelten so wütend, daß der Marschall erbleichte. Energisch tauchte Friedrich Wilhelm die Gänsefeder in ein großes Tintenfaß und machte durch alle Namen einen dicken Strich. "Brauche diese Müßiggänger nicht! Steht bloß einer dem anderen im Wege. Sind alle entlassen!"
Von den Hofbeamten schlief in dieser Nacht kein einziger.

Seinen Vater ließ der neue König noch mit allem Prunk bestatten. Doch schon am nächsten Morgen ging es an die Arbeit.

Als der Hofmarschall nach einigen Tagen die Liste der neuen Hofbediensteten holte, traute er seinen Augen kaum. Nur zwanzig Personen erlaubte der König!

Und die Gehälter? Besorgt suchte er die Zahlen. Vor Schreck mußte er sich setzen. Sein eigenes Gehalt war von 2.000 Talern auf 400 herabgesetzt worden. Es war nur ein Trost, daß es allen anderen auch so erging!

Inzwischen prüfte Friedrich Wilhelm ein Rechnungsbuch nach dem anderen, und seine Stimmung wurde dabei nicht besser. Sein seliger Herr Vater war ein prachtliebender, freigebiger Herr gewesen; aber dafür fand er jetzt Schulden über Schulden! Es mußte an allen Ecken gespart werden.

Eine Inspektionsreise

Vor dem königlichen Schlosse hielt der Wagen. Noch war die Sonne nicht aufgegangen. Friedrich Wilhelm wollte eine mehrtägige Besichtigungsreise durch sein Land unternehmen.

Die Pferde zogen an, und die königliche Karosse rollte über das holperige Pflaster der Hauptstadt. Neben dem Wagen ritten einige Soldaten und ein Offizier. Ein Beamter des Hofes saß dem Herrscher gegenüber. "Reiche Er mir den Plan über das Havelländische Luch," sagte der König nach einiger Zeit, "ein Oberjägermeister hat behauptet, das Sumpfgebiet ließe sich entwässern. Will sehen, wie der Kerl sich das denkt!"

Als der Beamte seinem König alles näher erklärte, nickte der befriedigt mit dem Kopf. "Der Plan gefällt mir. Wird gemacht; wird zwar tüchtig Geld kosten; aber bei wichtigen Dingen soll man nicht knausern. Guter Ackerboden fehlt mir." Er ließ seinen Blick durch das Fenster gleiten über den gelben Sand der Mark, über die kargen Kiefern.

Seine Gedanken wanderten von da nach Ostpreußen, wo vor Jahren die Pest viele Menschen dahingerafft hatte. "Hat Er den Bericht über die Ansiedlung der vertriebenen Salzburger Protestanten mitgenommen?" Eilig suchte der Beamte in dem dicken Aktenbündel. "Vorlesen!" befahl der König.

"An Saatgut an die vertriebenen Emigranten geliefert..." es folgte eine hohe Zahl. "Gut, weiter!" - "An Ackergerät geliefert, an Vieh, an Holz, an Bausteinen..." Als der Beamte schließlich endete, nannte er eine riesige Summe.

"Bin mit allem bestens zufrieden. Dafür haben sie mir auch zwölf Städte und

300 Dörfer neu aufgebaut,"" bemerkte er, "tüchtige Leute sind darunter. Bauern und Handwerker kann ich gut gebrauchen."

Plötzlich hielt der Wagen. Die Reisenden standen vor dem Tore einer märkischen Stadt. Der König steckte seinen Kopf zum Fenster hinaus. Vor dem Stadttor hielten viele Bauern mit Wagen und Karren; auch eine elegante Kutsche wartete geduldig. Als die Leute den König erblickten, rissen sie ehrfurchtsvoll die Kappen vom Kopf. "Herr Leutnant, erkundige Er sich, warum wir alle hier warten müssen!"
Der Leutnant ritt davon. "Majestät," meldete er nach kurzer Weile, "das Stadttor ist noch geschlossen, und der Stadtschreiber, der es öffnen soll...," er stockte. "Nun?" fuhr ihn Friedrich Wilhelm barsch an. "Der Stadtschreiber schläft noch." Des Königs Gesicht färbte sich dunkelrot. Er riß die Wagentür auf und war trotz seiner Dicke erstaunlich schnell am Tor. Mit seinem Krückstock donnerte er dagegen.

Von jenseits antwortete eine zänkische Frauenstimme, ein Schlüssel quietschte, und das Tor öffnete sich langsam. Die Frau des Stadtschreibers, noch in der Nachthaube und den Pantoffeln, sank zitternd in die Knie. "Der König", stammelte sie entsetzt.

Aber König Friedrich Wilhelm stampfte schon zornbebend die Stiege zur Pförtnerwohnung empor, und ehe der verdutzte Schreiber noch recht zur Besinnung kam, prügelte ihn der König blau und braun. "Ich werde Ihm Pünktlichkeit und Fleiß schon beibringen", schrie er dazwischen.

Wie der Blitz hatte sich die Kunde von der Anwesenheit des Landesfürsten in der Stadt verbreitet. Der Bürgermeister flog nur so in seine Kleider. Sein Blick ging zur Uhr. Sieben Uhr morgens; gottlob, seine Bücher waren in Ordnung.

Der König, immer noch ärgerlich, begrüßte ihn kurz und ließ sich sämtliche Rechnungen und wichtigen Akten vorlegen. Seite für Seite prüfte er haargenau. "Ich lese da: Vorschuß zur Vergrößerung der Tuchfabrik in der



König Friedrich Wilhelm besichtigt seine Riesengarde.

Webergasse: 1.000 Taler; ein Webstuhl: 150 Taler. Wie bewährt sich die Sache?" - "Eure Majestät werden zufrieden sein. Das Geschäft wächst, und das Tuch ist gut. Hier ist eine Probe!"

Friedrich Wilhelm rieb und zerrte den Fetzen kräftig zwischen den Fingern. Er hielt schön. "Gut so," lobte er, "im Laufe der Zeit sollen noch mehr Webstühle aufgestellt werden. Ich will kein Geld für ausländische Ware ausgeben; wir können das selber noch besser."

Dem Bürgermeister fiel ein Stein vom Herzen. "Wenn ich Majestät zu einem kleinen Frühstück einladen dürfte", wagte er nach einiger Zeit zu sagen. "Wenn wir fertig sind, meinetwegen; aber daß Er mir nicht das teure ausländische Zeug, den Kaffee oder den Tee, auf den Tisch bringt", brummte er.

Nun, die Bürgermeisterin war klug. Auf dem Tisch standen goldgelber Honig, frische Butter, kräftiges Landbrot und ein guter Humpen Bier. Der König langte kräftig zu; es schmeckte ihm sichtlich. Lange hielt er sich jedoch nicht auf. "Ich will mal sehen, ob die Rangen in der Schule ihre Pflicht tun."

Dem Lehrer blieb beinahe die Sprache weg. Die Schulkinder rissen die Augen auf; aber sie schnurrten ihre Sprüchlein und Gesangbuchverse ordentlich herunter. Das kleine Einmaleins saß auch. Der König wurde zusehends guter Stimmung. "Na, Junge, was willst du denn später einmal werden?" fragte er den längsten. "Soldat, Herr König!" schmetterte der Junge. "Bravo, mein Sohn! Wenn du so weiter wächst, kommst du zu meiner Riesengarde. - Na, ihr habt eure Sache gut gemacht. Immer fleißig sein, sonst...!" Er hob ein wenig den Stock. "Na, guten Tag!" - "Guten Tag!" schrien die Kinder aus vollem Halse.

"Nun zeige Er mir, wo in der Stadt gebaut wird!" Voller Stolz wies der Bürgermeister auf einige stattliche Gebäude. Neben dem Haus des Apothekers lag ein wüster, freier Platz. "Nächstes Jahr steht dort ein Haus. Der Kerl von Pillendreher hat Geld, muß bauen." - "Zu Befehl!" erwiderte der Bürgermeister. Die neue Straße wurde auch noch begutachtet. "Halte Er mir die Juden kurz!" ermahnte der König schließlich noch. Dann fuhr er ab; und alle sahen ihm erleichtert nach. Der König aber war schon wieder mit neuen Arbeiten beschäftigt.

Der Soldatenkönig

"Stillgestanden!" Wie eine Mauer war das Regiment der langen Kerle in Potsdam ausgerichtet. Langsam schritt der König über den Exerzierplatz, neben sich den Kronprinzen, hinter sich das Gefolge.
Dem Obersten schlug das Herz. Er eilte heran und erstattete Meldung. Der König trat vor die Front, stemmte die Arme in die Hüften und blickte wohlgefällig, beinahe liebevoll seine "lieben blauen Kinder" an. Sein Herz lachte beim Anblick der riesigen Männer. Nicht einer unter ihnen war kleiner als 1,80 Meter.

Dann begann die genaue Musterung. Gehorsam schritt der junge Kronprinz nebenher. Die scharfen Augen des Königs glitten prüfend an jedem einzelnen hinab. Gut, die hohe Blechmütze saß richtig über den sorgsam gedrehten Locken. Auf der Montierung, dem blauen Rock mit roten Aufschlägen, an denen die Silberlitze funkelte, lag kein Stäubchen. Die gelben Westen und Beinkleider sahen wie neu gewaschen aus. Das war alles in Ordnung. Und die weißen Gamaschen? Der König bückte sich ein wenig ächzend. Auch die Knöpfe daran blitzten blankgeputzt. Kerzengerade, unbeweglich standen die Soldaten.

Glied für Glied musterte der Herrscher. Er fand nichts zu tadeln. Seine Potsdamer Riesengarde war im Schuß. "Nun zeige Er mir, was die Kerle können!" befahl er. Kommandos gellten über den Platz. Mit einem Schlage setzten sich die 2.400 Mann in Bewegung. Nicht einer wich auch nur einen Zoll aus der Reihe. Die Beine flogen gleichmäßig wie am Schnürchen. "Halt!" Ein Ruck. Alle standen auf die Sekunde. "Laden!" Schlag auf Schlag folgten die Bewegungen, haargenau. Zum Schluß zeigten die Soldaten einen Bajonettangriff. Wie eine eherne Mauer, das Bajonett mit beiden Fäusten vor sich gestreckt, marschierte das Regiment über den Platz, unaufhaltsam, unbeirrbar!

Der König war begeistert. Derb schlug er den Kronprinzen auf die Schulter. "Da sehe Er hin! Mit solchen Soldaten kann Er die Welt erobern." Der Kronprinz schrak zusammen. Er war mit seinen Gedanken bei seiner Flöte gewesen und fand die ganze Besichtigung höchst langweilig. Aber er stotterte eilig: "Zu Befehl!" Als Friedrich Wilhelm nachher einige Soldaten ausfragte, ob sie mit der Wohnung und dem Essen zufrieden wären, hörte der Kronprinz etwas aufmerksamer zu.

Ehe der König fortreiten wollte, bat noch einmal der Oberst um Gehör. "Majestät, ich könnte im Braunschweigischen wieder einen langen Menschen anwerben, aber..." Blitzschnell überlegte der König; im vergangenen Monat 1.300 Taler für einen Hessen! Ach was, bei seinen langen Kerlen sparte er

grundsätzlich nicht. "Lasse Er sich 1.300 Taler auszahlen; aber, daß mir bei der Herbeischaffung nicht wieder Dummheiten gemacht werden. Versteht Er? Guten Morgen!"

Aufatmend wandte sich der Oberst. Er wollte dieses Mal schon aufpassen. Der Schreck vom vergangenen Winter saß ihm noch in den Knochen. Im Anhaltischen waren seine Werber in ein Dorf gekommen, in dem ein mächtig langer Tischlergeselle lebte. Aber trotz aller Versprechungen und des vielen Geldes, das ihm der Korporal bot, wollte er auf keinen Fall in Potsdam Soldat werden. Da hatten seine verschlagenen Werber List angewandt. "Gut, mein Sohn, dann bleibe hier," erklärte der Korporal gleichmütig, "aber paß in Zukunft besser auf deine Arbeit auf. Der Sarg, den du hier gleich fertig hast, ist ja viel zu lang." - "Oho," wehrte sich der ahnungslose Gehilfe, "der Sarg ist schon nicht zu groß." Aber die Werber reizten ihn weiter mit spöttischen Reden, bis dem Tischler schließlich die Geduld riß und er sich zur Probe hineinlegte. Wie die Raben stürzten sich da die Werber auf den Sargdeckel und schlossen schleunigst damit den Sarg zu, schleppten ihn auf ihren Wagen und jagten der Grenze zu. Der Eingeschlossene mochte toben und schreien, wie er wollte.

Aber, oh Schrecken. Als sie den Sarg, in Preußen angekommen, öffneten - Gottsdonner, der Oberst fluchte leise vor sich hin - da war der große Kerl tot, mausetot. Dieser Krach! So etwas sollte nicht mehr geschehen. Das schwur er sich.

Zehn Minuten später jagte er das Regiment schon wieder hin und her, daß den langen Kerlen die Puste wegblieb.

Friedrich Wilhelm erwarb von den Schweden Stettin, Vorpommern bis zur Peene und die Inseln Usedom und Wollin. Damit kam endlich die so wichtige Odermündung in preußischen Besitz.

Bei seinem Tode hinterließ er seinem Nachfolger einen geordneten Staat mit einem starken Heere einer mustergültigen Verwaltung, einem pflichttreuen Beamtentum, einem sparsamen, fleißigen Volke und einer gefüllten Staatskasse.

Vom Westfälischen Frieden bis zum Ausscheiden Österreichs aus dem Deutschen Reich (Teil 3)

Friedrich II., der Große

Friedrichs II. Jugendjahre

Friedrich II. wurde von seinem Vater von Kindheit an streng erzogen. Er sollte stets fleißig und pünktlich sein und ein tüchtiger Offizier und frommer Christ werden. Täglich mußte er exerzieren und seinen Vater bei seinen Besichtigungen begleiten. Aber dem lebhaften Jüngling gefiel das militärische Leben nicht. Viel lieber vertauschte er den engen Soldatenrock mit bequemen Kleidern nach französischer Mode. Seine Mutter unterstützte ihn. Aber der Vater war darüber aufs heftigste empört. "Fritz ist ein Querpfeifer und Poet; er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben", schalt er. Zornig zerbrach er die Flöte und warf den seidenen Schlafrock in den Kamin. Er beschimpfte und schlug ihn sogar, obwohl er schon Offizier war. Da faßte der Kronprinz den Plan zu entfliehen.

Die Flucht sollte auf einer Reise, die der Vater mit ihm nach Süddeutschland unternahm, ausgeführt werden. Aber als er und sein Freund Katte im Morgengrauen die Pferde besteigen wollten, wurden sie verhaftet. Der König geriet in höchsten Zorn. Friedrich wurde in die Festung Küstrin gebracht, sein Freund Katte zum Tode verurteilt. Von seiner Zelle aus mußte der Kronprinz mit ansehen, wie das Urteil vollstreckt wurde. Das erschütterte ihn bis ins innerste; er brach ohnmächtig zusammen.

Der Gefängnisgeistliche nahm sich seiner an. Er zeigte ihm, wie der Vater bei all seiner Strenge doch nur das Wohl des Staates im Auge habe. Fritz ließ sich überzeugen und änderte seine Ansichten. Er arbeitete fleißig bei der Regierung in Küstrin und erwarb sich langsam die Zufriedenheit des Königs. Nach einem Jahre durfte er nach Berlin zurückkehren. Er wurde Oberst eines Regimentes in Neuruppin und wohnte im Schloß zu Rheinsberg.

Die Erwerbung Schlesiens

Friedrich II. kam 1740 zur Regierung. In demselben Jahre starb der deutsche Kaiser. Seine Tochter Maria Theresia wurde Kaiserin. Das schien für den jungen Preußenkönig eine günstige Gelegenheit zu sein, die Provinz Schlesien von Österreich zu verlangen, die nach einem alten Erbvertrag



Friedrich II., der Große.

schon lange hätte zu Brandenburg kommen müssen. Da Maria Theresia die Forderung ablehnte, kam es zu den drei schlesischen Kriegen. In den beiden ersten siegte Friedrich und nahm das Land in Besitz. Die Kaiserin aber konnte den Verlust nicht verschmerzen. Sie schloß im geheimen ein Bündnis mit Rußland, Frankreich, Schweden und den meisten deutschen Fürsten, um Preußen zu überfallen. Friedrich erfuhr davon, kam seinen Feinden zuvor und rückte 1756 in Sachsen ein. Damit begann der dritte schlesische Krieg, der Siebenjährige Krieg.
Friedrich besiegte die Österreicher 1757 bei Prag und schlug die Franzosen und das Reichsheer im November desselben Jahres bei Roßbach. Inzwischen waren die Österreicher in Schlesien eingedrungen. Der König eilte mit seinem siegreichen Heere dorthin, und es kam zur Schlacht bei Leuthen.

Leuthen

Trab, trab, trab... gleichmäßig klapperten die Pferdehufe. Ein kalter Dezemberregen peitschte über die schlesische Ebene. Der lange Bredow, Leutnant bei den Seydlitz-Kürassieren und Führer der Patrouille, neigte sich zu seinem neben ihm reitenden Begleiter: "Verdammte Kälte! Als wir vor drei Wochen die Franzosen bei Roßbach besiegten, war es gemütlicher, Kamerad." Der Angeredete lachte: "So einen Kampf möchte ich wieder einmal erleben. In knapp zwei Stunden die Schlacht glänzend gewonnen! Kennen Sie das nette Verschen, das unsere Kerls gedichtet haben?

Und wenn der große Friedrich kommt
und klopft nur auf die Hosen,
dann läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

"Ich würde für unseren König den Teufel aus der Hölle holen!" rief Bredow leidenschaftlich aus. "Maria Theresia, die hochmütige Kaiserin von Österreich, und ihre sauberen Bundesgenossen, die Russen, Franzosen, die

Schweden und die Sachsen und die Reichsarmee - die werden noch staunen! In zwei Kriegen schon hat Friedrich gesiegt - er wird wieder siegen; auch wenn eine ganze Welt gegen ihn steht. Gewiß, hier in Schlesien mußten bislang unsere Soldaten zurückgehen; aber hinter uns rückt der König schon mit dem Fußvolk heran. Ich glaube, Kamerad, hier wird er wieder zeigen, daß er der größte Feldherr unseres Jahrhunderts ist."

Der Kürassier achtete nicht mehr auf die Kälte. Er brannte vor Begeisterung.

In der Ferne glühten Lichter auf. Vorsichtig näherte sich die Patrouille. Gottlob, es war preußische Infanterie! Die Reiter waren am Ziel. Herzlich wurden sie empfangen.

Die Stimmung im Lager war gedrückt. Mit einem leisen Neidgefühl blickten die Offiziere zu den Ankömmlingen hinüber. "Die Glücklichen haben gesiegt," dachten sie, "und wir sind zurückgewichen. Stimmt wohl, die Übermacht war riesig; aber wir kommen uns wie Verbrecher vor. Wäre nur der Augenblick erst vorbei, in dem wir vor den König treten müssen."

Nach zwei Tagen erschien der König Friedrich II. In Eilmärschen war er herangekommen. Wie aus Erz gegossen standen die Truppen. In ihren Gesichtern, in ihren Augen las der König die Not der letzten Wochen; sie waren nicht aus Feigheit zurückgegangen.

Langsam ritt der große Preußenherrscher näher. Den Soldaten stockte der Atem. "Guten Tag, Kinder!" Hell und gut klang ihnen Friedrichs Stimme entgegen, "ihr habt viel gelitten, aber alles soll gut werden." Die Soldaten wußten sich vor Glück kaum zu fassen. "Vivat Fridericus! Vivat Fridericus!" jubelten sie ihm zu.

Kurze Zeit später, Anfang Dezember 1757, stand der König mit seinen Truppen bei Leuthen in der Nähe von Breslau. 35.000 Preußen gegen 65.000 Österreicher! Dieser Kampf war ein gewaltiges Wagnis; aber der Feind mußte aus dem Lande geworfen werden.



Friedrich der Große vor der Schlacht bei Leuthen

Vor der Schlacht rief Friedrich seine Generale zu sich. Gealtert von unaufhörlichen Sorgen, von Gicht gebeugt, im abgenutzten blauen

Soldatenrock, so stand er vor ihnen, doch seine Augen blitzten wie Stahl: "Ihr werdet eine beinahe dreimal stärkere Armee angreifen. Ich muß diesen Schritt wagen - oder es ist alles verloren. Wir müssen siegen oder uns alle von den feindlichen Batterien begraben lassen. - Ist aber einer unter Ihnen" - einen nach dem anderen blickte der König an -"der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu bekommen." Nicht einer trat vor.



Am Abend der Schlacht von Leuthen.

Gegen Abend ritt Preußens König ins Lager zu seinen Truppen. Er sprach mit ihnen von der bevorstehenden Schlacht, und sie waren guten Mutes. "Nun, ich werde sehen, was ihr könnt. Legt euch nieder und schlaft wohl." -"Gute Nacht, Fritz!" riefen ihm die Soldaten nach.

Sie kämpften alle bei Leuthen wie die Löwen. Die Österreicher wurden in die Flucht geschlagen.

Über das Schlachtfeld senkte sich die Nacht. Die Lagerfeuer loderten. Stumm, abgekämpft, todmüde, im Herzen jedoch voller Stolz und Dankbarkeit saßen die Soldaten daran. Friedrich, ihr König hatte gesiegt!

Ergriffen stimmte ein alter Graubart ein Lied an. Ein Kamerad fiel ein, dort noch einer, und auf einmal sang das ganze Heer: "Nun danket alle Gott." Der Wind trug den Choral zum Zelt des Königs. Er lauschte; ja, Preußen war gerettet.
Nicht immer war Friedrich das Kriegsglück hold. 1757 wurde er bei Kolin, 1758 bei Zorndorf und Hochkirch besiegt. Die schwerste Niederlage erlitt er 1759 bei Kunersdorf. Hier wurde er völlig geschlagen und der größte Teil seiner Armee vernichtet; alles schien verloren. Aber trotzdem gab der König den Kampf nicht auf. Er konnte 1760 neue Siege bei Liegnitz und bei Torgau an seine Fahnen heften. 1761 vermochte er sich nur mit Mühe gegen seine Feinde zu behaupten. Da starb 1762 zu seinem Glück die Kaiserin von Rußland. Ihr Nachfolger stellte den Kampf ein. Nun sahen auch die andern Gegner ein, daß sie Friedrich nicht besiegen konnten und schlossen 1763 mit ihm den Frieden zu Hubertusburg. Schlesien blieb bei Preußen.

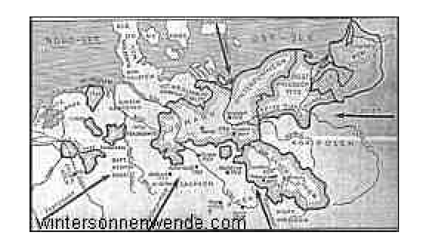
Die Erwerbung Westpreußens

Der polnische Staat war schon lange innerlich zerfallen. Adlige und Geistliche hatten die Macht an sich gerissen, die leibeigenen Bauern unterdrückt, sich auch häufig selbst bekämpft.

Zur Zeit Friedrichs gewann Rußland starken Einfluß in Polen. Es bestand die Gefahr, daß ganz Polen an Rußland kam. Das aber wollte Friedrich der Große auf jeden Fall verhindern. Darum kam es auf seinen Vorschlag 1772 zur ersten Teilung Polens. Preußen erhielt Westpreußen ohne Danzig und Thorn, Ermland und das Netzegebiet. In späteren Teilungen bekam es auch Danzig und Thorn und den heutigen Gau Wartheland mit Posen.

Friedenstätigkeit: ein Arbeitstag Friedrichs des Großen

Der Kammerdiener blickte auf die Uhr. 4 Uhr morgens; auf die Minute! Er schüttelte ärgerlich den Kopf. Nun sollte er den König schon wieder wecken; dabei hatte dieser noch bis spät in die Nacht hinein gearbeitet. Aber Befehl - war Befehl!



Preußen unter Friedrich dem Großen.

Schon kurz darauf saß Friedrich am Schreibtisch. Wie immer trug er die schlichte Soldatenuniform und die langen Stiefel. Ein Page brachte den Korb, der bis zum Rand mit den eingegangenen Schriftstücken gefüllt war. Jedes Blatt nahm der König einzeln vor: Bittgesuche, Rechnungen, Baupläne, Berichte! Jedes prüfte er, und gar manches versah er am Rande mit seinen Anmerkungen.

Stirnrunzelnd las er das Schreiben der Bauern, die sich über die schlechte Behandlung durch ihre Gutsherren beklagten. Den vornehmen Herren würde er das schleunigst verbieten. Flink raschelte die Feder über das Papier.

Um 8 Uhr klopfte es leise an der Tür. Der Sekretär erschien mit höflichem Gruß. "Stelle Er mir bis 4 Uhr nachmittags einen genauen Bericht darüber auf, wieviel Geld bisher nach Schlesien zur Linderung der Kriegsnot



Friedrich der Große bei seinen Bauern.

ging. Man soll hier gründlich helfen. - Wie weit sind die Arbeiten im Oder- und Warthebruch gediehen?" - "Sie stehen kurz vor der Vollendung. Zahlreiche Bauern aus den verschiedensten Teilen des Reiches sind bereits angesiedelt." Zufrieden nickte der König. "Da habe ich mitten im Frieden eine ganze Provinz gewonnen. - Hat Er die Meldungen über den Anbau der Kartoffel und der Lupine mit?" - "Zu Befehl!" Der Beamte reichte seinem Landesherrn den Bericht. Friedrich überflog ihn: "Verflixte Dickköpfe!" schalt er, "keiner will recht an den Anbau der beiden fremden Pflanzen. Da werde ich mal ein paar Soldaten in die Dörfer legen müssen; die sollen dafür sorgen, daß vor allem mehr Kartoffeln angepflanzt werden."

Doch seine Miene erheiterte sich wieder, als er an Hand eines anderen Berichtes feststellte, wieviel Geld die zahlreichen Spinnereien und Webereien, die Lederfabriken und die neue Porzellanmanufaktur durch Verkauf ihrer Waren ins Land gebracht hatten. Langsam wurden die Schäden des Krieges überwunden.

"Wenn jetzt meine Herren Minister kommen, wünsche ich nicht gestört zu werden!" Damit war der Sekretär entlassen.

"Versteh Er mich recht," sagte er kurz nachher zu dem Justizminister, "ich wünsche, daß vor Gericht alle gleich behandelt werden, ohne Ansehen der Person. In meinem Lande muß Gerechtigkeit herrschen. Entwerfe Er deshalb mit der größten Sorgfalt die Gesetze so, daß keinem Menschen Unrecht geschieht." Der Minister verneigte sich.

Ein anderer legte eine Zeichnung vor. Es war der Plan eines Kanals. Aufmerksam hörte sich der Herrscher den Vortrag über die Vorteile des neuen Wasserweges an. Er stimmte dem Bau zu. "Über den Stand meiner Forsten und über die oberschlesischen Kohlengruben berichte Er mir morgen; jetzt will ich erst einer Übung meiner Soldaten beiwohnen."

Mehrere Stunden weilte König Friedrich draußen in Potsdam. Gegen fünf Uhr nachmittags kehrte er, von seinen Generalen begleitet, nach Berlin zurück. In den Straßen drängten sich die Menschen; alle Fenster waren

besetzt. Jeder wollte seinen König sehen. Der saß auf einem weißen Pferde und ritt ganz allein voran.

Wenn die schmale, gebeugte Gestalt sich näherte, verstummte jedes Flüstern. Die Mützen flogen vom Kopf. Wohin auch der König blickte, überall sah er Liebe, Vertrauen und tiefste Verehrung in den leuchtenden Augen. Die Ehrfurcht ließ alle schweigen.

Nur die Gassenjungen tollten nach ihrer Art. Jubelnd liefen sie neben dem König her, wischten ihm den Staub von den Stiefeln und waren glückselig, ihren "Alten Fritzen" wieder in Berlin zu haben.

Lächelnd ließ sie der König gewähren. Die Erwachsenen aber grüßte er, indem er fortwährend höflich den Dreispitz abnahm. Wen seine hellen, strahlenden Augen trafen, der konnte diesen Blick nie vergessen.

Am Abend endlich konnte Friedrich auch an sich denken. Gäste waren im Schloß. Flöten erklangen. Gedichte wurden vorgelesen. Manchmal dichtete der König auch selbst.

Kunst und Wissenschaft fanden in Friedrich einen eifrigen Förderer. Berlin und Potsdam schmückte er mit herrlichen Bauwerken. Bei Potsdam erbaute er sich das Schloß Sanssouci.

In Sanssouci

Der strahlende Maientag lockte alle Menschen ins Freie. Auf der Terrasse von Sanssouci schob der Leibhusar des großen Königs Lehnstuhl in die warme Sonne. Sorgsam legte er Friedrich II. die dicke Wolldecke über die Knie und zog sich dann in den Hintergarten zurück, ohne die schmächtige, zusammengesunkene Gestalt im blauen Soldatenrock und dem Dreispitz aus den Augen zu lassen.



Schloß Sanssouci.

Die Vögel jubilierten in den Bäumen; Schmetterlinge tanzten um die dunklen,

seltsam verschnittenen Taxushecken. Auf den Wegen tollten zwei Windspiele, silbergraue, zarte Hunde. Neben dem Sessel sonnte sich ein dritter. Von Zeit zu Zeit erhob er sich, schnupperte an der Decke und legte seinen edlen, schmalen Kopf auf des Königs Knie. Der strich dann behutsam und zärtlich über das seidenweiche Fellchen, und in seine Augen kam ein gütiger Ausdruck. Sonst barg er die gichtverkrümmten Hände unter der Decke oder nahm mit steifen Fingern eine Prise Schnupftabak. Ach, tat die Frühlingssonne wohl!

Behaglich lehnte sich der König zurück und ließ seinen Blick über Schloß und Park gleiten, die der Künstler anmutig nach seinen Angaben geschaffen hatte. Hier in Sanssouci, hier war es schön!

Aber er war jetzt ein alter Mann. Seine Gedanken glitten in die Vergangenheit. Die Kindheit - ungern erinnerte er sich daran - ungern auch an den harten, polternden Vater, an die Jahre voll Zwang und Strenge. Sicher, der Vater hatte das Beste gewollt, doch die Seele des Kindes hatte er nicht verstanden. An die kluge Mutter dachte er, an die Lieblingsschwester Wilhelmine, an Katte, den unvergeßlichen Freund, und an seine Getreuen aus den drei schlesischen Kriegen. Alles tot - er war einsam, ganz einsam geworden!
Ein Hustenanfall schüttelte ihn. Der Husar wollte ihn stützen. "Laß er nur! Es ist nichts!" Ja, so war sein Leben! Arbeit, Arbeit!

Eine alte Landkarte fiel ihm ein, in der sein Vorfahr, der Kurfürst Friedrich Wilhelm 1640 mit roten Strichen die Grenzen des brandenburgischen Staates eingezeichnet hatte. Der Vorfahr konnte in Frieden ruhen. Er, Friedrich, hatte sein Werk fortgesetzt. Heute stand Preußen unbesiegbar, achtunggebietend da. Heute war die Grenze gezogen um ein großes Land, und er selbst hatte Schlesien und Westpreußen dazugewonnen. Er hatte seine Pflicht getan und war allzeit der erste Diener seines Staates gewesen.

Schon einige Monate später war Friedrich II. tot. In der Garnisonkirche zu Potsdam wurde er beigesetzt - neben seinem Vater. Die Glocken tönten dumpf. Die Menschen weinten.

Der Alte Fritz war Preußens größter König und seinem Volk wie ein Vater gewesen.

Maria Theresia und Joseph II.

Maria Theresia

Die große Gegnerin Friedrichs II., Maria Theresia, regierte als deutschbewußte Frau mit großer Klugheit ihre verschiedenen Völker. Sie war bestrebt, zunächst den Adel all ihrer Länder für das Deutschtum zu gewinnen und zog ihn nach Wien. Im Gegensatz zu Potsdam wurde an ihrem Hofe deutsch gesprochen. Sie gründete deutsche Volksschulen und versuchte, das Los ihrer Bauern zu bessern. In Ungarn siedelte sie zahlreiche Deutsche an. Sie war Mutter von 16 Kindern.



Maria Theresia.

Joseph II., 1780-1790

Ihr Sohn und Nachfolger Joseph II. verfolgte das große Ziel, den habsburgischen Völkerstaat in einen deutschen Staat umzugestalten. Deutsch wurde die Amtssprache für alle seine Völker, Wien die gemeinsame Hauptstadt. Die Vorrechte der katholischen Kirche wurden aufgehoben, zahlreiche Klöster aufgelöst. Die Protestanten erhielten die gleichen Rechte wie die Katholiken. Joseph II. hob die Leibeigenschaft der Bauern auf. Dem Beispiele Friedrichs des Großen folgend, wollte er der erste Diener, aber auch der alleinige Herr seines Staates sein.

Adlige und Geistliche setzten seinen Bestrebungen heftigen Widerstand entgegen. Ein früher Tod machte all seinen großen Plänen ein jähes Ende.

Napoleon und der Zusammenbruch Deutschlands und Preußens (Teil 1)

Die französische Revolution

Zur Zeit Friedrichs des Großen hatten sich in Nordamerika die englischen Kolonien gegen ihre Unterdrücker erhoben und sich unabhängig gemacht. An ihren Freiheitskämpfen nahmen zahlreiche deutsche Männer entscheidend teil (General Steuben). Es entstanden die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In ihrem ersten Gesetz sicherten diese jedem ihrer Bewohner das Recht auf Freiheit und Glück zu; denn alle Menschen seien gleich. Das nannten sie die "allgemeinen Menschenrechte".

Diese Gedanken wurden besonders in Frankreich mit Begeisterung aufgenommen. Das französische Volk war seit längerer Zeit mit seiner Regierung unzufrieden. Die Könige führten ein üppiges, verschwenderisches Leben und brauchten viel Geld. Adlige und Geistliche, die beiden ersten Stände im Staat, taten es ihnen nach. Der dritte Stand, die Bürger und besonders die Bauern, mußten hohe Steuern zahlen und waren völlig rechtlos.

Im Jahre 1789 forderten die Bürger eine Änderung der bisherigen Ordnung. Nicht der König allein, sondern das ganze Volk sollte regieren. Aus der Monarchie (Alleinherrschaft des Königs) sollte eine Demokratie (Volksherrschaft) werden. Es kam zur französischen Revolution. "Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" war die Losung. In Paris rissen einige Gewaltmenschen die Macht an sich. Sie hetzten den Pöbel zu Raub und Mord auf und begingen selbst die größten Grausamkeiten. Der König wurde 1793 hingerichtet, Burgen und Schlösser der Adligen wurden von Bauern niedergebrannt und ihre Bewohner erschlagen. Im ganzen Lande wütete der Bürgerkrieg. Zahlreiche Adlige flohen und fanden in Deutschland eine neue Heimat.

Die Nachbarstaaten England, Preußen und Österreich wollten dem Morden ein Ende bereiten und rückten mit Truppen in Frankreich ein. Da erhob sich das ganze französische Volk zur Verteidigung. Seine junge Wehrmacht besiegte die feindlichen Heere und eroberte das Land bis zum Rhein. Deutschland verlor das linke Rheinufer.

Während der Revolutionskämpfe riß ein junger General, Napoleon Bonaparte, die Macht an sich. Er besetzte Italien und zog nach Ägypten, um die Engländer zu besiegen und ihnen Indien zu entreißen. Das französische

Volk war von seinen Ruhmestaten begeistert und wählte ihn 1804 zum Kaiser der Franzosen.

Napoleon träumte von einem gewaltigen Reiche, wie es einst Karl der Große besessen hatte. Er unterwarf die Niederlande und Spanien und besiegte 1805 die vereinigten Österreicher und Russen in der Schlacht bei Austerlitz.

Der Untergang des Ersten Deutschen Reiches

Entscheidend griff Napoleon in die deutsche Innenpolitik ein. Für den Verlust des Landes links des Rheines wurden die deutschen Fürsten durch Gebiete rechts des Rheines entschädigt. Sie erhielten die Länder, die bis dahin von Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten regiert wurden, dazu noch vorhandene freie Reichsstädte (Reichsdeputationshauptschluß 1803). Damit verschwanden zahlreiche kleine Staaten in Deutschland.

Unter Napoleons Schutz bildeten 16 deutsche Staaten in West- und Süddeutschland den Rheinbund. Sie lösten sich vom Deutschen Reich. Ihre Fürsten wurden aus Selbstsucht zu Verrätern am deutschen Volke. Damit war das Ende dieses fast tausendjährigen, einst ruhmreichen Deutschen Kaiserreiches gekommen. Der deutsche Kaiser Franz II. legte 1806 die Kaiserkrone nieder und nannte sich nur noch Kaiser von Österreich.

Die Niederlage Preußens

Nach dem Siege über Österreich und dem Untergang des Deutschen Reiches wandte sich Napoleon gegen die zweite deutsche Großmacht, Preußen. Der König von Preußen hatte geglaubt, seinen Staat dadurch sichern zu können, daß er neutral blieb. Napoleon kümmerte sich jedoch nicht darum. Infolgedessen kam es zum Kriege von 1806 bis 1807.

Die Franzosen besiegten die Preußen in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt in Thüringen am 14. Oktober 1806. Nun brach die einst so stolze, sieggewohnte Armee des großen Preußenkönigs ohne nennenswerten Widerstand zusammen. Es fehlten ihr fast überall die pflichttreuen, todesmutigen Führer. Wo solche aber noch vorhanden waren, da gab es kein feiges Waffenstrecken, da wurde der Ehrenschild des preußischen Soldaten blank gehalten.

Blücher

In der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstedt führte der General Blücher 18.000 Mann. Mit ihnen hatte er sich bis in die Gegend von Lübeck unter steten Kämpfen durchgeschlagen. Dort aber geriet er in eine verzweifelte Lage.

In der niedrigen Pfarrstube in Ratkau bei Lübeck sitzen die Männer: der preußische General Blücher, sein Quartiermeister und zwei französische Generale.

Der alte Blücher hat sein grimmigstes Gesicht aufgesetzt, und sein Antlitz unter dem grauen Haar glüht nicht nur von dem Fieber, das ihn quält, sondern auch von dem unterdrückten Zorn. Die hohen französischen Offiziere sind sehr höflich, aber was hilft das? Bei aller Liebenswürdigkeit sind sie schon dabei, die Bedingungen für die Übergabe der preußischen Truppen zu stellen, die unter seiner Führung das unbefestigte Lübeck verteidigt haben.

Der Quartiermeister, ein Leutnant, führt die Verhandlungen, denn sein General ist stockheiser. Hin und her wird verhandelt. Aufmerksam verfolgt Blücher jedes Wort. Manchmal fährt er vom Stuhle hoch und poltert ein wütendes: Nein! Dann wird über diesen Punkt heftiger als zuvor gestritten, und manchmal nickt der Alte zum Schluß zufrieden, wenn die Forderung nach seinem Willen geändert worden ist. Schließlich sind sich die Gegner einig.

Schon längst flackert eine müde Kerze im kleinen Raum. Der eine französische General verbeugt sich respektvoll: "Gestatten Sie, Herr General, daß ich wiederhole?" Der Alte macht eine bejahende Handbewegung. Es ist ein langes Schreibwerk. Am Schluß stehen die Sätze: "Die preußischen Truppen, etwa 6.000 Mann, werden morgen aus Lübeck an den Franzosen vorbeiziehen. Da sie sich unter der großartigen Führung des Generals Blücher unübertrefflich geschlagen haben, werden sie in allen Kriegsehren ihre Waffen, Kanonen und blutgetränkten Fahnen bei diesem Ausmarsch mitführen. Erst dann werden Waffen und Vorräte abgeliefert. Die Männer selbst sind Gefangene."

Blücher blickt düster vor sich hin. Auch er ist in den Händen der Feinde. "Bitte, unterschreiben Sie, General Blücher."

Das Schriftstück liegt auf dem Tisch. Langsam liest der Graukopf es noch einmal durch. Plötzlich steht er auf. Die Augen funkeln. Aus heiserer Kehle grollt er: "Ich verlange, daß ich den Grund meiner Übergabe beifügen kann." Es wird ihm bewilligt. Da kratzt die Feder über das Papier. In steilen,

ungelenken Buchstaben malt der General, der das Schwert besser führen kann als die Feder, auf das weiße Blatt: "Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe." Ein dicker Punkt bildet den Abschluß. So, jetzt weiß der König wenigstens, daß nicht Feigheit, sondern Not ihn zur Übergabe zwang; jetzt wissen die Franzosen, daß Blücher wieder kämpfen will, wenn er erst frei ist.

Die französischen Generale aber sagen auf dem Heimritt: "Das ist noch einer der Soldaten vom alten Schlage. Wie gut, daß der König Friedrich Wilhelm jetzt so wenig Männer von dieser Art hat, sonst ständen wir nicht so weit im preußischen Lande."

Der Kommandant von Graudenz

Man schreibt das Jahr 1807. Eisig und kalt pfeift der Ostwind um die Mauern von Graudenz. Seit Tagen fällt ununterbrochen Schnee aus grauen und tiefhängenden Wolken, und dicke Eisschollen treiben auf den hohen Fluten der Weichsel. Vor Wochen hat eine französische Belagerungsarmee den Fluß überschritten und die Festung eingeschlossen.
Am eisernen Ofen der Wachstube des Osttores wärmen sich ein halbes Dutzend Soldaten die erstarrten Glieder. Sie sind eben von der Wache abgelöst worden. "Die Franzosen haben es wieder nicht gewagt, uns diese Nacht anzugreifen. Die Ausfälle, die wir in der vergangenen Woche verschiedentlich machten, scheinen ihnen doch Respekt eingeflößt zu haben," lacht der bärtige Korporal Jochen Brieser; "sie sollen sich geirrt haben, die Franzmänner, wenn sie glauben, daß wir die weiße Fahne aufziehen. Wenn der Franzosenkaiser Napoleon im vergangenen Herbst auch unser preußisches Heer bei Jena und Auerstedt völlig geschlagen hat, an unserer Festung soll er sich die Zähne ausbeißen."

Da ertönen plötzlich draußen scharfe Kommandoworte. Die Soldaten reißen neugierig die Tür zur Wachstube auf und sehen, wie ein französischer Offizier, begleitet von einem Adjutanten mit weißer Fahne, in die Festung hineingelassen wird.

Wenige Augenblicke später steht der französische Stabskapitän in dem Dienstraum des Festungskommandanten dem eisgrauen General von Courbière gegenüber. "Herr General," beginnt der Franzose; "die preußische Armee ist bis auf geringe Reste, die sich nach Ostpreußen zurückgezogen haben, vernichtet. Ihr König kann Ihnen keine Hilfstruppen mehr schicken. Ihr Widerstand ist zwecklos. Durch eine heldenhafte Verteidigung von Graudenz können Sie das Schicksal Preußens doch nicht mehr ändern. Übergeben Sie deshalb die Festung. Falls Sie sich weigern, werden wir die Stadt in Grund

und Boden schießen. Bis jetzt haben wir noch gar nicht ernst gemacht; das soll ja erst kommen...!"

"Bei mir auch, Herr Kapitän," brummt Courbière vor sich hin, "ich werde die Festung bis zum letzten Mann halten. Ich werfe die Flinte nicht ins Korn."

"Herr General," wendet der Stabsoffizier ein, "Ihr Kampf gegen unsere Übermacht ist aussichtslos. Sie opfern Ihre braven Soldaten umsonst. Sie wissen anscheinend hier in Ihrer Grenzfestung noch nicht, wie es um Ihren König und um Preußen bestellt ist. Die kümmerlichen Reste des preußischen Heeres zählen doch gar nicht mehr. Es gibt keine preußische Armee und keine preußischen Festungen mehr. Hameln hat kapituliert, Magdeburg, Ihre stärkste Festung, hat sich mit einer Besatzung von 24.000 Mann und 19 Generalen ohne Schwertstreich ergeben; der Kommandant von Stettin übergab die Stadt gleich bei der ersten Aufforderung; in Erfurt stieg die weiße Fahne hoch; Küstrin öffnete die Tore ohne Widerstand; Breslau, Schweidnitz, Brieg und Neisse konnten sich nur wenige Tage halten...!"

"...und nun glauben Sie, Herr Kapitän, Graudenz sollte sich auch ergeben. Herr, solange es noch einen König von Preußen gibt, streckt Graudenz die Waffen nicht!"

"Dann müßte Graudenz jetzt sofort die Waffen strecken - es gibt keinen König von Preußen mehr."

Der alte Kommandant zuckt mit keiner Wimper; er sieht dem französischen Parlamentär lange in die Augen und sagt dann mit kühler Ruhe: "Bedaure, Herr Kamerad, er ist noch König von Graudenz!"

Und Graudenz hielt durch, bis der Friede von Tilsit geschlossen war.

Nettelbeck: Kolberg ist wehrlos

Ein grauer Novemberhimmel hängt 1806 über der deutschen Ostseeküste.



Joachim Nettelbeck. [Ausschnitt, Postkarte 449 a. d. Serie "Das Große Jahrhundert"]

Der alte, 68jährige Joachim Nettelbeck geht mit weit ausgreifenden Schritten um die Wälle seiner Heimatstadt Kolberg. Der Sturm zerrt an seinen grauen Haaren und beißt in die Haut. Nettelbeck achtet nicht darauf. Die scharfen Seemannsaugen prüfen die Beschaffenheit der Verschanzungen und Pallisaden. Das wettergebräunte Gesicht verfinstert sich mehr und mehr. Alles, alles ist verfallen und verkommen. Er rüttelt an einer Holzplanke: sie fällt ihm morsch vor die Füße. Er sucht die Laufgräben: sie sind versandet und zu Abfallgruben geworden. Und die Geschütze, die in drei Kriegen die Stadt verteidigt haben und nun die heranrückenden Franzosen zurückjagen sollen? Er sieht nichts von ihnen. Plötzlich stolpert er. Da, auf dem Erdboden, verrostet und vom Unkraut überwuchert, liegt ein Kanonenrohr. Wo war die Lafette, auf der das Eisen ruhen sollte? Verfault ist sie - unbrauchbar. Drei Kanonen entdeckt er nach langem Suchen, die noch einigermaßen in Ordnung sind.

Ungestüm macht Nettelbeck kehrt. Die Wache vor dem Zimmer des bejahrten Kommandanten will den zornigen Mann abweisen, aber Nettelbeck schiebt den Soldaten beiseite und tritt ein. Der Festungskommandant, ein behäbiger bequemer Herr, reißt verwundert die verschlafenen Augen auf; da poltert der Alte auch schon los: "Herr Kommandant, unsere Stadt ist in Gefahr. Nach dem schimpflichen Fall von Stettin rücken die Franzosen gegen uns; aber wir wollen uns nicht ergeben. Noch gibt es tapfere und treue Männer!" Er schildert in leidenschaftlichen Worten den Verfall der Festungsanlagen. "Herr Oberst," fleht Joachim Nettelbeck, "noch haben wir Zeit; wir Bürger wollen Ihnen helfen; lassen Sie uns alles tadellos instand setzen. Glauben Sie mir: Kolberg hält sich." "Mein lieber Nettelbeck," unterbricht ihn lässig der Offizier, "wozu die Aufregung! Was wollt ihr guten Bürgersleute schon helfen?! Es wird schon nicht so ernst werden. Und was kommen soll, das kommt." Damit war Joachim Nettelbeck entlassen. "Jämmerlicher Feigling!" flucht er auf dem Heimwege.

Bürger und Soldaten

Am Abend sitzen im Ratsweinkeller viele angesehene Bürger und horchen auf, als der alte Nettelbeck sie alle zur Verteidigung der Heimatstadt aufruft. "Keiner dünke sich zu gut. Jeder greife an! Wir wollen Getreidespeicher bauen, die Befestigungswerke erneuern, vor den Mauern Wälle anlegen. Ich selber schanze mit! Wer folgt?" Wie ein Mann stehen die Gäste auf. Ein Spendenteller für die anzuwerbenden Arbeiter geht herum; mancher Gulden fällt darauf.
Bald blitzen vor der Stadt die Spaten; Äxte und Hämmer erklingen. Wagen mit Mehl, Vieh und Stroh poltern über das Kopfpflaster der engen Straßen. Nein, Kolberg soll sich dem Franzosenkaiser nicht ergeben. Dafür will

Nettelbeck sorgen. Überall ist der Graubart zu finden. Er schanzt mit den anderen. Im größten Sturm steuert er die Lebensmittelschiffe in den Hafen; er tröstet und ermuntert; und fast sein ganzes Vermögen geht darauf für Sold und gekaufte Waren. Eines Tages trifft eine Abteilung Schillscher Reiter zu Kolbergs Unterstützung ein. Da wächst der Verteidigungswille noch mehr.

Unterdessen sind die Franzosen an die kleine Festung herangerückt. Sie wollen sie so "im Vorbeigehen" erobern, aber die zähe und tapfere Verteidigung durch die Soldaten und Bürger zwingt sie zu regelrechtem Kampfe. Wieder ist Joachim Nettelbeck von früh bis spät auf dem Posten, und der Wille des Alten reißt die anderen mit. Nur der Kommandant bleibt langweilig wie bisher. Da faßt Nettelbeck einen kühnen Entschluß: er schreibt an den König Friedrich Wilhelm III. und bittet um einen neuen Obersten. Seine Bitte wird erfüllt. Eines Tages erscheint der neue Befehlshaber: Neithart von Gneisenau.

Nun sehen die Bürger die beiden Männer oft zusammenstehen: den klugen, kühnen Soldaten und den schlichten, treuen Bürgersmann. Ihr Vorbild entflammt jeden Kolberger zur größten Tapferkeit und Opferbereitschaft.

So vergehen Wochen und Monate. Der erbitterte Kampf wogt hin und her. Die Geschütze richten in den eng aneinanderliegenden Häusern großen Schaden an. Auch Nettelbecks Haus wird zerschossen. Kein Wort der Klage kommt über seine Lippen. Die Franzosen verwünschen die kleine Festung, die ihnen soviel Arbeit macht.

Kolberg bleibt unbesiegt

Ende Juni 1807 wird in Tilsit zwischen Preußen und Frankreich Waffenstillstand geschlossen. Doch die Kolberger erfahren nichts davon. Sie sind abgeschnitten von aller Welt. Gegen alles Völkerrecht versuchen die Franzosen noch, die Stadt während des Waffenstillstandes durch ein furchtbares Geschützfeuer zur Übergabe zu zwingen. Als jedoch der König Friedrich Wilhelm einen preußischen Offizier ins französische Lager sendet, müssen die Feinde ihren Plan aufgeben.

Die Kolberger, Nettelbeck an der Spitze, können sich erst gar nicht erklären, warum das gegnerische Feuer am 1. Juli mit einem Schlage aufhört. Sie vermuten eine Kriegslist - aber um so größer ist der Jubel, als sie die Wahrheit erfahren. Magdeburg, Stettin, Breslau, solch große Festungen hatten sich ergeben - das kleine Kolberg hatte sich gehalten.
Bald nimmt Gneisenau Abschied von der Ostseestadt. Bewegt drückt er dem alten Nettelbeck die Hand. "Ihnen habe ich es zu danken, daß Kolberg

ausgehalten hat. Nehmen Sie als Dank mein Bild. Unser allergnädigster König sendet Ihnen neben einem Handschreiben einen hohen Orden."

Die klaren Augen des Alten leuchten beglückt; aber schlicht sagt er: "Ich habe doch nur meine Pflicht getan."

Preußens Königin Luise bemühte sich vergeblich, den Eroberer milde zu stimmen. Napoleon zwang Preußen 1807 zum schmachvollen Frieden zu Tilsit. Er nahm ihm alles Land westlich der Elbe und bildete daraus das Königreich Westfalen mit der Hauptstadt Kassel. Das ganze Nordseegebiet mit Hamburg schlug er zu Frankreich. Preußen durfte nur 42.000 Mann Soldaten halten und mußte in allen wichtigen Städten französische Besatzungen dulden. Es hatte sehr hohe Kriegskosten an Frankreich zu zahlen; außerdem wurden von den Besatzungstruppen noch ungeheure Geldsummen aus dem Lande herausgepreßt.

Napoleon und der Zusammenbruch Deutschlands und Preußens (Teil 2)

Die Befreiung Deutschlands von der Herrschaft Napoleons

Führende deutsche Männer bereiteten die Befreiung vor

Die Unterdrückung durch Napoleon rief überall in Deutschland Empörung hervor. Führende deutsche Männer forderten in Reden und Schriften zum Widerstand und zum Freiheitskampf auf und erweckten ein starkes deutsches Nationalgefühl.

Fichte, ein Lehrer an der Universität Berlin, hielt seine "Reden an die deutsche Nation".

Schiller schrieb sein nationales Drama "Wilhelm Tell".

Ernst Moritz Arndt weckte durch seine Schriften und Lieder den Kampfeswillen ("Der Gott, der Eisen wachsen ließ").

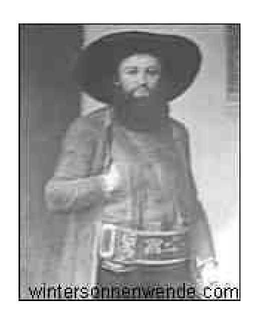
Turnvater Jahn gründete Turnvereine auf völkischer Grundlage und bereitete die Jugend körperlich und seelisch auf den Freiheitskampf vor.

Der Buchhändler Palm aus Nürnberg gab eine Schrift heraus: "Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung." Da er dem französischen Kriegsgericht den Namen des Verfassers nicht nannte, wurde er zu Braunau von den Franzosen erschossen.

Einzelne tapfere Männer und ihre Anhänger versuchten sogar, gegen Napoleon mit Gewalt vorzugehen.

Andreas Hofer: der Freiheitskampf der Tiroler

Die Weiden an den Gebirgsbächen stecken die ersten goldgelben Kätzchen heraus. Die Bergwasser gurgeln zu Tal, und die Matten und Almen schmücken sich mit dem ersten zarten Grün.



Andreas Hofer: der Freiheitskampf der Tiroler

Durch die Dörfer des Tiroler Landes marschieren in langen Kolonnen bayerische Soldaten. Die Wagen knarren. Fluchend peitschen die Fahrer auf die Pferde ein, welche die schweren Kanonen und Bagagewagen die steinigen Bergwege hinaufziehen müssen. Wie ausgestorben sind die Dörfer. Keine Haustür steht auf, und die Fensterläden sind dicht geschlossen. Die Bäuerinnen sitzen mit ihren Kindern und Mägden in den Küchen der Höfe.

"Bleibst wohl hier, Toni," schilt die Lechleitnerin ihren dreizehnjährigen Jungen, "brauchst den Soldaten nicht nachzugaffen. Du weißt doch, daß es Bayern sind, die uns der Franzosenkaiser Napoleon auf den Hals gehetzt hat, damit sie unserem lieben Kaiser Franz unser Heimatland wegrauben." Beschämt setzt sich der Toni wieder auf die Ofenbank. Lange Zeit spricht niemand ein Wort. Nur der Lärm der die Dorfstraße entlangziehenden Truppen dringt herein.

Nach einer Weile bricht die Großmagd die Stille: "Bei der Sandwirtin Hofer ist gestern der Rudi Hintermoser aus dem Eisacktal eingekehrt. Er brachte keine gute Botschaft. Von Süden her, aus Italien, dringen die Franzosen in unsere Täler ein und jetzt von Norden dazu noch die Kerls da draußen, die Bayern. Unsere Männer und Brüder werden einen schweren Stand haben." Sie seufzt vor sich hin. Ihr Bräutigam ist auch bei den Tiroler Schützenhaufen, die das Land verteidigen.

Die Bäuerin streicht bekümmert ihrer elfjährigen Resi über das dunkle Lockenhaar. "Wieviel Unheil hat dieser Napoleon schon in die Welt gebracht. Alle Länder um unser liebes Österreich und Tirol hat er schon besiegt. Viele deutsche Fürsten, der von Bayern, der von Württemberg, die von Baden, Sachsen und Hessen haben sich ihm unterworfen, ohne auch nur einen Büchsenschuß abzugeben. Nun müssen sie ihm alle Hilfstruppen stellen; Deutsche kämpfen jetzt für Napoleon gegen ihre deutschen Brüder. Aber in uns Tirolern täuscht sich der Franzosenkaiser. Wie ein Mann ist unser Volk aufgestanden. Euer Vater ist auch dabei. Andreas Hofer führt unsere Freiheitskämpfer auch dieses Mal."

Auf der Dorfstraße ist das Klappern der Hufe verstummt. Die Bäuerin erhebt sich. Sie öffnet einen Fensterladen. "Die verhaßten Blauröcke sind nicht mehr zu sehen. Kommt an die Arbeit!"

Am 24. Mai 1809 dröhnten abermals die Sturmglocken durch die stillen Bergtäler, und wieder traten die Bauern zum Kampfe an. Am Berge Isel standen am anderen Morgen 7.000 Tiroler 9.000 Bayern gegenüber. Unermüdlich führte Andreas Hofer seine tapferen Landsleute an. Jeder Schuß aus seiner Flinte traf. Es gelang der bayerischen Übermacht nicht, den Berg zu stürmen. Der Kampf blieb unentschieden.

Wenige Tage später wurden die von Süden heranrückenden Franzosen aus dem Lande getrieben. Aber bald kam der französische General mit einem Heer von 50.000 Franzosen, Italienern, Sachsen, Bayern, Badenern und Württembergern zurück. Er wollte die Aufständischen niederwerfen.

Wochenlang wehrten sich die Bergbauern verzweifelt. Im August fiel Innsbruck trotz tapferer Gegenwehr in französische Hände. Doch der Freiheitswille der Tiroler war noch nicht gebrochen. Wieder wurden die Feinde von Andreas Hofer und seinen Getreuen verjagt. Mit einem so starken Widerstand hatte Napoleon nicht gerechnet. Ergrimmt schickte er noch ein drittes Heer in die Tiroler Berge. Obwohl Wochen verstrichen, tobte der Kampf noch immer. Gegen Ende November war jedoch die Kraft der Gebirgler gebrochen. Viele flüchteten über die Grenzen ihres Heimatlandes.

Andreas Hofers Gefangennahme

Eine dunkle Novembernacht lag über den Bergen Tirols. Durch den heulenden und tobenden Schneesturm kämpften sich Andreas Hofer und sein Schreiber Dörninger mühsam bis zu der armseligen Almhütte, die hoch oben im Gebirge lag, durch. Ab und zu blieben sie keuchend stehen, um sich den eisigen Schnee aus dem Gesicht zu wischen. Nach stundenlangem Aufstieg standen die beiden vor der eingeschneiten Behausung. "Gott sei es gedankt!" rief der Passeier Wirt aus, "wir sind in Sicherheit!" Die beiden Flüchtlinge warfen die vollen Rucksäcke auf den klobigen Holztisch, und Dörninger zündete schnell mit steifen Fingern ein Feuer an.

Hier oben in der Einöde vermutete kein französischer Häscher den Freiheitskämpfer. Nur einmal in der Woche wagte sich vorsichtig einer der vertrautesten Freunde hinauf in die rauhe Felseneinsamkeit, um den beiden Männern Nahrungsmittel und Briefe zu bringen.

Jedesmal rieten die Freunde ihrem Führer: "Fliehe nach Österreich, sonst spürt man dich eines Tages doch noch hier oben auf." Aber Hofer schüttelte stets den Kopf: "Für mich gibt es keinen Fleck von größerer Sicherheit; denn kein Tiroler wird mich je verraten."

Unten im Dorfe gingen die Vertrauten dann zu Hofers Frau, die Abend für Abend sehnsüchtig auf sie wartete, um von den treuen Freunden etwas von ihrem Mann zu erführen. Sie litt furchtbar darunter, daß ihr Andreas so allein dort oben in der Einsamkeit hauste, und eines Tages packte sie kurz entschlossen ihre Habseligkeiten und stand unvermutet vor ihrem erstaunten Mann. Ihr erwachsener Sohn war auch mitgegangen. Innig schloß Hofer sein treues Weib in seine Arme.

Bald setzte wieder starker Schneefall ein. Dadurch wurde für lange Zeit jede Flucht unmöglich gemacht. Wie durch Zufall kam eines Mittags der Bauer Raffl aus Passeier auf die Hütte. Andreas stutzte, als Raffl so unerwartet vor ihm stand. Den verschuldeten Trunkenbold hatte im Dorf keiner leiden mögen. Ein böser Verdacht stieg in dem Sandwirt auf. "Was willst du hier oben?" herrschte er ihn an. "Nichts weiter," erwiderte der Bauer mit hämischem Grinsen, "ich verfolgte die Spur einer Gemse. Daß ich dich hier oben treffen würde, hätte ich nicht vermutet." - "Du lügst, Raffl," Hofer trat dicht an ihn heran, "du hast mir nachspioniert. Aber du darfst mich nicht an die Franzosen verraten. Unser Tirol braucht mich noch einmal. Warte!"

Hofer wandte sich ab und kramte aus der Ecke unter einem Berg Brennholz einen Lederbeutel hervor. Er öffnete ihn, und Goldstücke funkelten dem Trinker entgegen. "Nimm das Geld. Aber schweige und verrate mein Versteck

nicht." Der Bauer spielte den Entrüsteten. "Hofer! Was traust du mir zu! Behalte dein Geld; ich werde dich schon nicht verraten!" Er griff zu seinem Gewehr, rückte zum Gruß die Mütze und verschwand. Besorgt blickten die Zurückbleibenden ihm nach.

So kam die Nacht von dem 27. auf den 28. Januar 1810. Hell leuchtete der Mond über den Bergen, als der Schreiber Dörninger aus der Dachluke hinausschaute, weil er Schritte in dem gefrorenen Schnee gehört hatte. Entsetzt fuhr er zurück. Doch zur Flucht war es zu spät. Die Sennhütte war bereits von mehreren hundert Soldaten mit blinkenden Waffen umstellt. Der Bauer Raffl hatte sie hergeführt.

"Hofer, wir sind verloren!" tief der Schreiber in den Raum. Schon dröhnten Gewehrkolben an die Tür; krachend flog sie auf, und die Krieger drangen ein. In der Verwirrung blieb nur Hofer ruhig. Einige Soldaten banden ihm die Hände auf den Rücken und hieben auf ihn ein, warfen ihm einen Strick um den Hals und rauften ihm den Bart aus. Andere durchsuchten währenddessen die Hütte. Sie fanden ein hartes Brot und gedörrtes Fleisch, zwölf Gewehre, zwei Pistolen und mehrere tausend Gulden.

Mit harten Schlägen stießen die Franzosen die vier Menschen ins Freie. Dem Sohn Hofers und dem Schreiber erlaubten sie nicht einmal, ihre Stiefel und Oberkleider anzuziehen; mit bloßen Füßen mußten sie über Eis und Schnee nach St. Martin hinabsteigen.

Bis nach Meran wurden die Verhafteten geschleppt. Dort war großes Verhör. "Ich habe nach dem Willen und Befehl meines Kaisers gehandelt. Vom Friedensschluß der Österreicher mit Frankreich wußte ich nichts. Was man mir antut, will ich geduldig leiden; aber daß ich mein Heimatland verteidigt habe, kann ich niemals bereuen", antwortete er mutig.

Während Hofers Frau und Sohn freigelassen wurden, brachte eine Abteilung schwer bewaffneter Soldaten den Sandwirt und seinen treuen Gefährten Dörninger in einer Kutsche nach der Festung Mantua.

Andreas Hofers Tod

Das Kriegsgericht verurteilte Andreas Hofer zum Tode. Innerhalb vierundzwanzig Stunden sollte er erschossen werden. Der General bewunderte im stillen den aufrechten Mann und wollte ihn gerne retten. Deshalb riet er ihm: "Tritt in französische Kriegsdienste." Aber Hofer wies den Vorschlag ohne jedes Zögern zurück: "Ich bleibe meinem Kaiser treu. Tirol wird doch einmal wieder österreichisch."

Dann kam der Morgen des 20. Februar 1810. In der halbdunklen Zelle erschienen ein Priester und zwei Gefängnisknechte und holten den Freiheitskämpfer ab. Auf den Gängen drängten sich die Tiroler Bauern, die gekommen waren, um Abschied zu nehmen. Sie stürzten auf ihren Anführer zu und faßten seine Hände.

Hofer blickte sie bewegt an. Gern hätte er jedem die Hand gedrückt. "Landsleute," dankte er ihnen, "mir hat es wohlgetan, daß ich euch noch einmal vor meinem letzten Gange gesehen habe! Geht zurück in unsere Berge. Wenn ihr mir noch etwas zuliebe tun wollt, werft eine Schaufel Tiroler Erde auf mein Grab."

Der Zug, von mehreren Offizieren angeführt, setzte sich wieder in Bewegung. So schritt der Tiroler Freiheitsheld, gefolgt von einer Schar Soldaten, durch die Reihen der französischen Grenadiere hinaus auf den Richtplatz.

Dort bildeten die Soldaten ein Rechteck. Hofer trat hinein. Der Tambour reichte ihm ein weißes Tuch; damit sollte er sich die Augen verbinden. Er wies es zurück: "Das brauche ich nicht. Es ist nicht das erstemal, daß ich dem Tode ins Auge schaue."

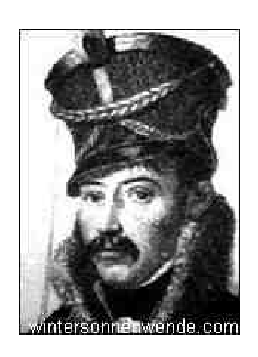
"Kniet nieder!" forderte der Offizier Hofer auf. Der Sandwirt schaute ihn ruhig an: "Ich stehe vor dem, der mich geschaffen hat, und will ihm stehend meinen Geist zurückgeben." Darauf trat er zurück mit der Mahnung: "Trefft gut, Korporal!" Bewundernd staunten die Soldaten den Helden an. Dann ertönte das Kommando.

Die ersten sechs Kugeln trafen schlecht. Hofer sank aufs Knie. Die nächsten sechs streckten ihn zu Boden. Aber trotzdem wollte er sich noch einmal aufrichten. Erst der dreizehnte Schuß, den der Korporal selbst abgab, machte seinem Leben ein Ende.

So starb Andreas Hofer, zweiundvierzig Jahre alt. Sein Leichnam ruht heute in der Hofkirche zu Innsbruck.

Schill: vorwärts gegen den Unterdrücker

Der Morgen des 28. Mai 1809 dämmert fahl und kühl herauf. Auf einer weiten Waldlichtung stehen die Husaren des Majors Schill, die vor einer Stunde zu einer Felddienstübung in die märkische Heide ausgerückt sind. Die Pferde stampfen unruhig, schnauben und schlagen mit den Köpfen, denn sie sind ausgeruht und wollen weiter. Die jungen Soldaten aber schauen gespannt auf ihren Führer. Die schlanke, straffe Gestalt des erst 33 Jahre alten Majors, dem die schwarze, silberverschnürte Husarenuniform besonders gut zu Gesicht steht, reckt sich auf.



Ferdinand von Schill.
[Bilderarchiv Scriptorium]

"Kameraden! Soldaten meiner Freischar! Ihr wißt, wie unser ganzes Deutschland unter Napoleons Joch seufzt. Unerträgliche Leiden hat er über uns gebracht; aber auch seine Tage sind gezählt. Überall erheben sich die geknechteten Völker gegen ihn. So haben unsere Brüder in Österreich wieder zu den Waffen gegriffen; in Westfalen gärt und rumort es auch. Deshalb ist in meiner Seele ein kühner Plan aufgetaucht: wir wollen es ihnen gleich tun und in allen deutschen Landen den Aufstand gegen den Korsen entfachen. Glaubt mir, Kameraden, viele Gebiete warten nur auf unsere Tat. Wir wollen die Ersten sein im Freiheitskampf! Nicht 'Zurück nach Berlin!' heißt mein Befehl, sondern 'Vorwärts gegen den Unterdrücker!'"

Erschreckt stieben die Krähen von dannen, als tosende Jubelrufe aus 600 jungen Kehlen zu den dunklen Kieferwipfeln emporsteigen. Bald trabt das Schillsche Freikorps nach Westen.

Der Leutnant Brünnow reitet neben Schill. "Was wird der König zu unserem Plan sagen?" meint er nachdenklich. Über das Gesicht des Majors legt sich ein Schatten. "Ich hoffe, er wird von unserer Begeisterung mitgerissen und sagt sich von Napoleon los." - "Gott geb's!" fügt Brünnow ernst hinzu.
Gehetzt wie ein wildes Tier

An die Tür der Bürgermeisterei zu Güstrow in Mecklenburg schlägt zwei Wochen später ein französischer Soldat ein grellrotes Plakat an. Es dauert nicht lange, da stehen viele Männer davor, um zu erfahren, was Kaiser Napoleon nun wieder angeordnet hat. "Lies mal vor, Jochen!" drängen sie den Bürgermeister, "du kannst es am besten."

Der hagere Mann erbleicht, als er hastig das Plakat überfliegt. Er murmelt eine Verwünschung vor sich hin, und seine Stimme bebt heiser vor Zorn. "Auf Anordnung Sr. Majestät, des Kaisers Napoleon, hat jeder Untertan den preußischen Major von Schill, der sich mit sogenannten Freischaren wie ein gemeiner Räuber gegen Sr. Majestät erhoben hat, gefangenzunehmen, wenn er seiner ansichtig wird, und der französischen Militärbehörde auszuliefern. Auf seinen Kopf ist eine Belohnung..." Der Rest der Worte erstickt in dem empörten Gemurmel der Zuhörer. "Jetzt werden die Franzosen den armen Schill und seine Husaren jagen wie ein wildes Tier", zischt der alte Petersen. Die anderen nicken. "Ich habe gehört," flüstert einer, "daß die Westfalen nicht mitgemacht haben." - "Der König von Preußen war auch nicht zufrieden", meint Jens Klate. Der Bürgermeister seufzt: "Ja, einer allein vermag gegen Napoleon nichts. Erst wenn alle mitmachen, jagen wir ihn aus dem Lande - aber unsere Fürsten haben Angst." -"So ist es", bestätigen die anderen.

Der harte Schritt eines französischen Posten nähert sich; sofort verstummen die Männer. Sie werfen ihm einen argwöhnischen, forschenden Blick zu, ob er auch nichts verstanden habe, und gehen bedrückt heim.

Sie wissen, Schill ist verloren.

Schills Tod

Bis nach Stralsund hat sich Schill durchschlagen können; viele seiner tapferen Husaren sind schon tot. Die Übermacht Napoleons, der sogar Dänen und Holländer gegen den Major schickt, ist zu groß. Nur noch 1.560 Mann versuchen, Wälle und Befestigungen der alten Fest mit ihren letzten Kräften zu verstärken. - Da - am 31. Mai - unternimmt plötzlich der Feind einen Sturmangriff. Wohin sollen sich schwarzen Husaren zuerst zur Verteidigung wenden? Über Wälle stürmen die Belagerer heran; durch alle Tore drängen sie die Stadt. Dänen, Holländer, viele Deutsche, dazwischen französische Truppen, um die Freiheitskämpfer zu vernichten. Schill sieht: das das Ende. Aber lebend soll ihn keiner bekommen. Er kämpft wie Rasender. "Wollt ihr sterben, Kameraden, so sterbt mit mir!" ruft er seinen Husaren zu.

Da blitzen die Säbel; mancher Feind sinkt vom Pferde. Es gibt dieser Stunde in Stralsund keine Stelle, an der kein Kampf tobt, der kein Blut fließt. Schon ist Schill dicht umzingelt; aber er ergibt sich nicht. Schlag auf Schlag folgt. Da saust ein feindlicher Degen herab und trifft Schills Kopf. Der Major schwankt. Sofort feuert ein Holländer seine Pistole ab; der Schuß trifft tödlich.

Elf Schillsche Offiziere werden später in Wesel erschossen; viele Husaren in Galeeren, großen Frachtschiffen, angeschmiedet. Napoleons Rache war grausam.

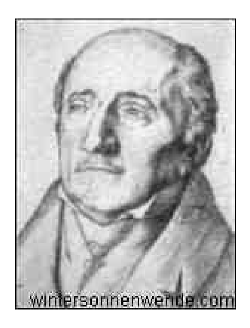
Erzherzog Karl von Österreich rief das deutsche Volk zum Kampf gegen Napoleon auf. Er besiegte Napoleon 1809 bei Aspern, unterlag aber sechs Wochen später bei Wagram, da deutschen Fürsten noch nicht den Mut zum Freiheitskampf aufbrachten und ihn allein ließen.

Napoleon und der Zusammenbruch Deutschlands und Preußens (Teil 3)

Preußens Wiedergeburt

Freiherr vom Stein

Der Freiherr vom Stein stammte aus einer alten hessen-nassauischen Adelsfamilie. Doch noch mehr als seine enge Heimat liebte der Freiherr das ganze deutsche Vaterland, und um ihm mit seinen Kräften dienen und helfen zu können, trat er 1804 in preußische Dienste, weil dieses Land der mächtigste und geachtetste Staat



Freiherr vom Stein.

in Deutschland war. Bald aber bemerkte er, daß in diesem großen Lande mancherlei Übelstände herrschten.

Mitten im heißen Juli war er von einem adligen Herrn, der ein riesengroßes Rittergut in Pommern besaß, eingeladen worden. Stein fuhr gern hin; er wollte das preußische Land gründlich kennenlernen.

Der Graf ritt mit seinem Gast über die Felder. Es war früh am Morgen, aber schon drückend heiß. Die Luft zitterte flimmernd über der harten Erde. Sie kamen an niedrigen Bauernhäusern vorbei, die oft so elend und ärmlich aussahen, daß der Freiherr staunte. Mit Verwunderung bemerkte er auch, daß in all diesen Häusern kaum ein Mensch zu sehen war, nur ab und zu humpelte eine alte Frau über einen Hof, oder kleine Kinder balgten sich im Staube. Lebten hier keine Menschen?

Der Gutsherr hatte auf seinen Feldern vor allem Roggen angebaut, und die Ernte war in vollem Gange. Hier wimmelte es von Menschen. Sensen blitzten, hochbeladene Wagen schwankten heran, viele, viele Männer und Frauen banden Garben und stellten sie auf. Als die beiden Reiter nahten, rissen die Männer die Mützen vom Kopf, und die Frauen knixten tief. Ein Verwalter rannte eiligst herbei. - "Alle angetreten, Meier?" fragte der Gutsherr. "Jawohl, gnädiger Herr! Nur..." Der Mann zögerte ein wenig. - "Was gibt's?" - "Der alte Häusler Franke möchte zwei Tage daheim bleiben, seine Frau..." - "Dummes Zeug," unterbrach ihn der Gutsherr, "nur Drückebergerei. Wenn seine Frau krank ist, wird sich schon jemand finden, der sie pflegt. Der Mann bleibt hier." Dienstfertig verbeugte sich der Verwalter.

Woher bekommen Sie die vielen Arbeitskräfte, Herr Graf?" fragte nach einer Weile der Freiherr vom Stein. - "Das sind alles meine Hörigen", war die Antwort. "Hörige?" Stein kannte den Ausdruck nicht. Der Graf blickte den Gast erstaunt an. - "Hörige sind fast alle Bewohner, alle Bauern meines Dorfes. Sie sind mir gutsuntertänig. Der Acker, den sie bebauen, gehört mir. Dafür müssen sie mir Frondienste leisten. Sie müssen Gespanne liefern, meinen Gutsacker bestellen, die Ernte einbringen, kurz, überall, wo und wann ich sie brauche, für mich arbeiten." - "Und ihr eigenes Ackerland?" - "Das können sie ja bestellen, wenn sie dann noch Zeit haben", meinte recht hochfahrend und geringschätzig der Gutsherr. - Stein schwieg. Nun wunderte er sich auch nicht mehr, daß fast alle Häuser so jämmerlich aussahen, daß manche Felder so dürftig bebaut waren.

"Haben Sie sonst noch Rechte über die Dorfleute, Herr Graf?" - erkundigte er sich nach einem Weilchen. "O ja, eine ganze Menge. Ohne meine Erlaubnis darf keiner aus dem Dorfe fortziehen. Zu jeder Verheiratung muß meine Genehmigung erbeten werden. Wenn ich es nicht gestatte, darf keiner ein Handwerk erlernen; - nun, und tüchtig verprügeln oder ins Gefängnis werfen darf ich sie auch. Da kann mir keiner dreinreden."

Mit immer größerem Erstaunen hatte Stein zugehört. Nun brach es aus ihm

heraus. "Aber, Herr Graf, das ist ja Leibeigenschaft, das ist ja menschenunwürdig!" - Der Graf maß den Entrüsteten mit einem kühlen Blick. "Ist es bei Ihnen in Westdeutschland anders?" - "Gott sei Dank, ja!" rief Stein. - "Nun, bei uns in Brandenburg und Pommern, in Schlesien und Ostpreußen besteht die Erbuntertänigkeit, und wir Adligen sind ganz gut dabei gefahren. - Warum soll es anders werden?" - "Weil bei solchen Zuständen in den Bauern keine Liebe zum Vaterlande aufkommen kann, weil ihnen alles gleichgültig sein muß." - "Darum kümmere ich mich nicht", bemerkte der Gutsherr, und Stein fühlte, daß ihm das Gespräch lästig war.

Nach wenigen Tagen schon reiste Stein wieder ab. Er hatte genug gesehen. Die schwere Postkutsche rumpelte der Stadt Berlin zu. In einer Ecke des Wagens saß der Freiherr vom Stein. Er schaute kaum zum Fenster hinaus. Seine Gedanken weilten bei den Bauern. Was er auf dem Gut gesehen hatte, ergrimmte ihn tief. Das also war aus den Nachkommen jener freien Bauerngeschlechter geworden, die einst im Mittelalter vertrauensvoll ihre fränkische, norddeutsche oder thüringische Heimat verlassen hatten, um im Osten zu siedeln, um das Deutschtum in slawisches Land zu bringen? - Das Schicksal der unterjochten Bauern mußte anders werden! Ohne einen freien, tüchtigen, stolzen Bauernstand konnte Deutschland nicht blühen und gedeihen, das sah er klar. In seinem Geist entstanden Pläne zur Befreiung der Bauern. In einer großen Denkschrift legte er sie nieder.

Bald merkte er bei seiner Arbeit auch, daß auch die Bürger in den kleinen und größeren Städten dem Geschick des Vaterlandes teilnahmslos gegenüberstanden. Er fand bald die Ursache: die Bürger wurden von allen Dingen, die ihre Stadt angingen, fern gehalten, sie hatten nur zu gehorchen, durften bei keiner noch so kleinen Angelegenheit einmal ihre eigenen Wünsche und Pläne äußern. - Man muß ihr Interesse an dem Wohl ihrer Stadt erwecken, indem man ihnen die freie Bestimmung über ihre eigenen städtischen Angelegenheiten gewährt, dann werden sie sich allmählich auch für das Wohl des ganzen Volkes interessieren. Zu dieser Überzeugung war er nach langem Nachsinnen gekommen.

Doch ehe der Freiherr seine Pläne, die jeden Preußen zur Anteilnahme am Wohl des ganzen Staates erziehen sollten, dem König vorlegen konnte, überfiel Kaiser Napoleon das preußische Gebiet und stürzte es im Unglückskrieg 1806-07 in tiefes Elend.

Nach dem Frieden von Tilsit aber fanden sich tüchtige Männer zusammen, um dem Lande zu helfen. König Friedrich Wilhelm III. hatte zwar zu Beginn des Jahres 1807 den Freiherrn vom Stein aus seinen Diensten entlassen, weil er ihm zu eigenwillig war. Nun aber berief er ihn auf Bitten der Königin Luise wieder zu sich, und Stein legte ihm die ausgearbeiteten Pläne zur Bauernbefreiung und Selbstverwaltung der Städte vor.

Der König war damit einverstanden, und schon am 9. Oktober 1807 erschien ein Erlaß, der die Gutsuntertänigkeit der Bauern aufhob und sie zu freien Menschen machte. - Zuerst gab es zwar manche Schwierigkeit zu überwinden, aber im Laufe der Zeit entstand in Preußen wieder ein gesundes Bauerntum, 1813 eilten die Bauern freiwillig und begeistert zu den Waffen, denn jetzt verteidigten sie die eigene Scholle.

Die Selbstverwaltung der Städte brachte ein Gesetz im Jahre 1808. Jede Stadt mußte jetzt von sich aus Straßen, Schulen und Krankenhäuser bauen und eine Feuerwehr sowie andere Einrichtungen schaffen.

Auch die Verwaltung des preußischen Staates wurde geändert. Das alte Generaldirektorium, das seit König Friedrich Wilhelm I. bestand, wurde beseitigt. An seine Stelle traten verantwortliche Fachminister. Das letzte Ziel des Freiherrn vom Stein war aber nicht die Schaffung eines starken Preußen. Er wollte die Grundlagen für ein Reich, in dem alle Deutschen zusammengeschlossen waren.

Der Freiherr vom Stein, der sein deutsches Vaterland so liebte, war ein erbitterter Feind Napoleons. In vielen Briefen an seine Freunde riet er zu Empörung gegen den Gewaltherrscher. Einer dieser Briefe fiel Napoleon in die Hände. Da mußte Stein fliehen, denn der Franzosenkaiser wollte ihn gefangen nehmen lassen. Später kehrte er wieder nach Deutschland zurück und hatte wesentlichen Anteil an der Vorbereitung und Durchführung des Befreiungskampfes.

Scharnhorst

Die Königin Luise von Preußen hüllte sich fester in den Wollschal. Sie fröstelte. Seit der Flucht nach Ostpreußen und den schrecklichen Tagen in Tilsit, in denen sie den hochmütigen Eroberer Napoleon vergeblich um einen milden Frieden gebeten hatte, war ihre Gesundheit erschüttert. Das Unglück Preußens hatte ihre Kraft gebrochen.

Sie richtete die klaren, blauen Augen auf ihren Gatten, den König Friedrich Wilhelm III., der ihr gegenüber an einem schlichten Schreibtisch saß und sichtlich nervös bald mit einem Federkiel spielte, bald hastig in den Akten blätterte. Er erwartete seinen Kriegsminister Gerhard von Scharnhorst zum Vortrag.

"Warum zögerst du noch, Lieber, die Pläne des Herrn von Scharnhorst anzunehmen? Du hast mir so oft gesagt, er wäre der tüchtigste und beste Offizier deines Heeres. In der Schlacht bei Preußisch-Eylau hat im

vergangenen Jahre nur seine Kühnheit unsere Verbündeten, die Russen, vor der Vernichtung bewahrt. Selbst der alte Feuerkopf, der Haudegen Blücher, hat sein Lob in den höchsten Tönen gesungen. - Soviel ich weiß, Friedrich, hat er schon vor dem Kriege geklagt, daß unsere Armee veraltet sei. Nun will er unser Heer umgestalten. Vielleicht wäre es besser gewesen, wir hätten schon damals seinen Rat befolgt."

Der König hob den Kopf. "Gewiß, Luise, ich schätze den General von Scharnhorst ungemein. Sein Rat ist mir unersetzlich, nur...!" Er stockte. Die Königin sah ihren Gemahl fragend an. "Luise, seine Pläne sind mir zu umstürzlerisch, zu gewagt. Sie verändern mein Heer vollständig. Solche kühne Umstellungen liegen mir nicht. Unser großer Ahn, Friedrich II...!" Luise unterbrach ihn sanft: "Mein königlicher Gemahl, wir sind auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen." Der König schwieg. Man hörte nur das leise Ticken der Uhr.

Schritte erklangen. Der König wandte fragend den Kopf. "Der Kriegsminister von Scharnhorst", meldete der Kammerdiener. "Lasse ihn hier eintreten," bat die Königin, "ich möchte gerne hören, wie sich Scharnhorst die Umgestaltung des preußischen Heeres denkt." Friedrich Wilhelm atmete erregt. Schließlich nickte er.

Durch die geöffnete Tür trat kurz darauf der Kriegsminister. Er verneigte sich ehrerbietig, und die Blicke der Königin ruhten voll Herzlichkeit auf dem



Scharnhorst.

schlanken Mann, der eher einem Gelehrten glich, und dessen dunkle Haare ein wenig in die Stirn fielen. Aber in den schönen Augen glühte das Feuer der Begeisterung. Die Königin von Preußen wußte, daß Scharnhorst seinen Offizieren ein Vorbild war an Fleiß, Treue und Ehrlichkeit.

"Majestät," begann der General auf ein Zeichen des Königs, "ich habe die endgültigen Pläne für die Heeresreform mitgebracht. Ich möchte hier in kurzen Worten noch einmal die Grundgedanken erläutern. - Wir wollen abgehen von dem alten Brauch, in anderen Ländern Soldaten zu werben. Das neue preußische Heer, Majestät, wird ein Volksheer, in dem nur ihre

eigenen Landeskinder dienen. Jeder gesunde deutsche Mann muß nach meinem Plan Soldat werden. Das ist keine Härte, mein Fürst, nein, es ist höchste Pflicht, höchste Ehre! Es gibt kein größeres Glück, als mit der Waffe in der Hand sein Volk und seine Heimat verteidigen zu dürfen. So hielten es in Vorväterzeiten unsere Ahnen; so soll es wieder werden. Heeresdienst ist Ehrenpflicht für jeden Preußen! Unter unseren ruhmreichen Fahnen, Majestät, dienen von jetzt ab die Söhne aller Stände: Bauern, Handwerker, Arbeiter, Fischer, Gelehrte, Schulmeisterskinder und Kaufleute. Im Heer lernen sie sich alle kennen und verstehen. Unser preußisches Volk wird einiger durch die Dienstpflicht. Ich hoffe, daß ihm diese Einigkeit in Notzeiten Kraft gibt.

Doch wenn wir erreichen wollen, Majestät, daß diese jungen Menschen gern ihren Dienst erfüllen, dann muß in erster Linie die Behandlung der Soldaten besser werden. Sie wissen, daß ich ein einfacher Bauernsohn bin; aber ich ließ meinen väterlichen Hof im Hannoverschen im Stich, weil ich den Soldatenrock mehr liebte als Stall und Weide. Doch die Behandlung der Soldaten fand ich vom ersten Tage an entwürdigend. Im künftigen preußischen Heere gibt es kein Spießrutenlaufen mehr. Von unseren Soldaten dürfen nur noch die geschlagen werden, die in die zweite Soldatenklasse versetzt sind. Bei den anderen werden Arreststrafen genügen. Denn" - seine Augen leuchteten strahlend - "neben seinem Volke ist die Ehre des Soldaten höchstes Gut. Wir dürfen die Verteidiger des Vaterlandes nicht durch schimpfliche Strafen entehren."

Die Königin wandte kein Auge von dem schlichten Manne, der mit tiefer Begeisterung weitersprach: "Auch die Uniformen werden bequemer. Fort mit Zopf und Puder; fort mit den Gamaschen! Zum zweiten müssen Eure Majestät das Offizierkorps ändern. Auch hier muß ein anderer Geist einziehen. Alle die feigen und untüchtigen Offiziere, die 1806/07 so jämmerlich vor dem Feinde versagten, habe ich schon aus dem Heere entfernt. Mut, Entschlossenheit, Verantwortungsgefühl und Gehorsam, das sind die Eigenschaften, die jeder preußische Offizier besitzen muß, oder wir können ihn nicht gebrauchen. Deshalb aber," - seine Stimme wurde eisern - "bitte ich, daß auch jeder Bürgerliche, der dazu taugt, Offizier werden darf. Nicht mehr die Geburt darf entscheidend sein. Ich bin mir darüber klar, daß der Adel über diese Neuerung empört sein wird; denn ich habe es ja selbst zur Genüge erlebt, wie herablassend der Bürgerliche von ihm behandelt worden ist. Aber es hilft nichts. Nur dann wird unser Heer ein rechtes Volksheer. Majestät," Scharnhorsts Stimme klang beschwörend, "unterzeichnen Sie den Plan. Das Schicksal hat unseren preußischen Staat zu höheren Aufgaben bestimmt. Mit einem solchen Volksheer werden wir sie lösen. Glauben Sie mir, unsere Bürger und Bauern, jeder Mensch wartet darauf, den verhaßten Napoleon, dessen Soldaten unser Preußen aussaugen, aus dem Lande zu jagen. Ist es einmal so weit, treiben wir die

Franzosen zu Paaren wie die Hasen."

"Mit 42.000 Soldaten? Mehr dürfen wir ja nicht haben. Diese Zahl schrieb uns Napoleon vor." Der König zuckte hoffnungslos mit den Achseln.

Scharnhorst schwieg einige Augenblicke. Die Königin fühlte, daß er überlegte, ob er seine letzten, kühnen Pläne verraten sollte. Als der Kriegsminister in ihre erwartungsvollen Augen blickte, gab er sich einen Ruck.

"Der Plan, den ich Eurer Majestät noch unterbreiten möchte, ist verwegen."

"Noch einen Plan?" - "Ich schaffe Ihnen mehr als 42.000 Soldaten; aber Napoleon wird nichts davon merken." Der König starrte den Sprecher verständnislos an. "Aus jedem Regiment des Heeres schicke ich nach kurzer Ausbildungszeit einige Leute wieder heim und stelle dafür neue ein. So haben wir immer nur 42.000 Mann unter den Waffen; aber im Lande wächst uns ein Reserveheer."

Der König sprang auf. "Nein! Unmöglich!" rief er laut und durchmaß erregt den Raum mit großen Schritten. Die Gedanken durchjagten seine Seele. Ja: die Faust Napoleons lag schwer auf seinem Preußen!

Die Königin und Scharnhorst folgten ihm gespannt mit den Blicken. Wie würde er entscheiden? Da blieb er stehen und faßte die Hand seiner treuen Gemahlin: "Was meinst du, Luise?" Die blonde Frau entgegnete leise: "Der Franzosenkaiser hat keine Gnade gekannt."

Sie stand langsam auf und streckte Gerhard von Scharnhorst beide Hände entgegen: "Ich danke Ihnen, Scharnhorst; nun kann ich ruhiger sterben, denn Sie schaffen ein Heer, das Preußens Ruhm wieder erstrahlen lassen wird, auch wenn ich es nicht mehr erlebe." Dann ging sie aus dem Zimmer. Einige Tage später unterzeichnete der König die Urkunde.

Von diesem Tage an arbeitete der Kriegsminister von Scharnhorst rastlos an dem Aufbau des Heeres. Die Festungen wurden wieder hergestellt, Kanonen gegossen und fieberhaft auf den Exerzierplätzen geübt. Trotz aller französischer Spionage gelang es ihm, die Umbildung des Heeres geheimzuhalten, und seine Soldaten, denen er Vaterlandsliebe und Mut neu ins Herz gepflanzt hatte, warteten ungeduldig auf den Freiheitskampf.

Den deutschen Freiheitskampf erlebte der große, treue Feldherr jedoch nicht mehr. Zwar fühlte er in den Märztagen 1813, als sich alles zu den Waffen drängte, die Freiheitsstunde nahen. Doch schon im Mai traf ihn bei einem Gefecht die tödliche Kugel.

Das preußische Volksheer, dessen Schöpfer Gerhard von Scharnhorst war, aber heftete in den Befreiungskriegen unauslöschlichen Ruhm an seine Fahnen.

Hardenberg verfälscht Steins Werk

Der Nachfolger Steins in Preußen wurde der Freiherr v. Hardenberg. Die Bauern waren durch Stein zwar persönlich frei geworden, aber der Grund und Boden war noch nicht ihr Eigentum, auch die Frondienste waren noch nicht abgeschafft. Hardenberg hob die Dienste auf. Die größeren Bauern mußten ein Drittel bis die Hälfte ihres Landes an den Grundherrn abtreten. Der übrige Teil wurde ihr Eigentum. Die kleinen Bauern behielten nichts und waren brotlos. Viele Tausende von ihnen verließen ihre alte Heimat und gingen in die Stadt, in die neu entstandenen Fabriken. Sie wurden Arbeiter. Zahlreiche andere wanderten aus und fanden besonders in Amerika eine neue Heimat.

Hardenberg gab den Juden die Staatsbürgerrechte und stellte sie den Preußen gleich. Sie durften Grund und Boden erwerben und Beamte werden. Der Unterschied zwischen Juden und Deutschen bestand nach Hardenbergs Ansicht nur in der Religion, nicht in der Rasse. Darum waren auch Ehen zwischen ihnen erlaubt. Die Juden mißbrauchten ihre Gleichberechtigung in den folgenden Jahrzehnten. Sie bereicherten sich auf Kosten des deutschen Volkes und gewannen auf sein ganzes Leben einen unheilvollen Einfluß. Erst Adolf Hitler hat durch die Judengesetze von 1935 ihre Macht gebrochen.

Napoleons Feldzug gegen Rußland

Bei seinem Kampf um die Herrschaft über Europa stieß Napoleon überall auf den Widerstand Englands. Mit Waffengewalt konnte er dieses nicht besiegen. Darum versuchte er, es wirtschaftlich zu schädigen und so langsam auf die Knie zu zwingen. Er verbot allen Völkern des Festlandes den Handel mit dem Inselreich. (Festlandssperre.) Rußland weigerte sich, diese Festlandssperre mitzumachen. Um es zu zwingen, zog Napoleon 1812 gegen Rußland. Eine halbe Million Soldaten, hauptsächlich Truppen der unterworfenen Völker, darunter sehr viele Deutsche, folgten ihm. Preußen mußte 20.000, Österreich 30.000 Mann stellen.

Napoleon besiegte die Russen, eroberte das Land und zog in Moskau ein. Die Russen zerstörten in ihren geräumten Landesteilen alle Siedlungen und steckten sogar die eigene Hauptstadt in Brand. Infolgedessen sah sich

Napoleon gezwungen, im strengen Winter den Rückzug anzutreten. Fast die ganze Armee wurde durch Frost, Hunger und Verfolgung durch die Russen vernichtet. Napoleon floh nach Frankreich. ("Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen.")

Die Freiheitskriege

Der Sturm bricht los

Yorck spricht vor den ostpreußischen Ständen.

Nach der großen Niederlage Napoleons war die Stunde der Befreiung für Deutschland gekommen. Yorck, der Führer des preußischen Korps im Russenfeldzug, schloß auf eigene Verantwortung am 30. Dezember 1812 ein Bündnis mit den Russen (Tauroggen). Die Franzosen



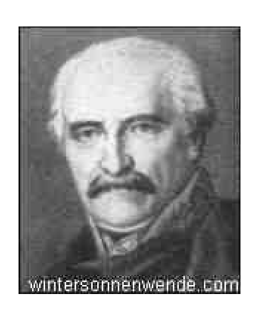
Yorck spricht vor den ostpreußischen Ständen

räumten Ostpreußen. Yorck stellte dort die erste Landwehr auf und marschierte zusammen mit den Russen nach Westen. Der König von Preußen erließ von Breslau aus im März 1913 ein Aufruf "An mein Volk!". Es bildeten sich Freikorps (Lützow); fast alle Turner wurden Soldaten; die Bevölkerung opferte ihre letzten Schätze ("Gold gab ich für Eisen").
Anfangs kämpften nur Preußen und Russen gegen Napoleon. Nach einem kurzen Waffenstillstand traten auch Österreich und Schweden dem Bunde bei. Als Napoleon Schlesien erobern wollte, schlug ihn Marschall Blücher an der Katzbach.

Die Schlacht an der Katzbach

Seit Tagen regnet es. Schwer und grau liegt der Himmel über dem Land an der Katzbach, deren reißende Fluten an den steilen Ufern nagen. Der Fluß trennt die beiden feindlichen Heere, aber hüben und drüben bereitet sich jede Truppe auf einen Angriff vor.
General Blücher, der Führer der Schlesischen Armee, ruht nicht eine Minute. Im weiten Mantel, die Feldmütze auf dem eisgrauen Haupte, so reitet er an

den marschierenden Kolonnen entlang und kümmert sich



Blücher.

wenig darum, daß er bis auf die Haut naß wird. Wo er auftaucht, erhellen sich die Gesichter der todmüden Soldaten, die sich mit Mühe durch den morastigen Boden schleppen. "Nicht schlapp machen, Kinder", ruft er ihnen ermunternd zu. "Nein, Vater Blücher!" schallt es ihm entgegen, und lächelnd trabt er weiter.

Unaufhörlich rieselt der Regen. Bald aber tobt der Kampf zwischen beiden Heeren.

Der Feind ist an mehreren Stellen über die Katzbach gekommen. So paßt es in Blüchers Kriegsplan. "Laßt nur genug herüber," befiehlt er, "wir jagen sie bald zurück."

Wirklich, als es am preußischen Ufer schon von Rothosen wimmelt, brechen schlesische Fußsoldaten mit gefälltem Bajonett hervor. Die Franzosen sind überrascht und wollen auf die Heranstürmenden feuern; aber - o Schreck - ihre Gewehre versagen bei dem anhaltenden Regen, denn die Feinde verwenden noch loses Pulver. Da brausen auch schon von der Seite Reiter heran; General Blücher, den Degen in der Faust, führt sie selbst an. Da gibt es kein Halten mehr. Entsetzt wendet der Feind; aber hinter ihm lauert die Katzbach. Doch es gibt keinen anderen Rettungsweg vor den preußischen Gewehrkolben und den Reitern, vor General Blücher. Die Feinde stürzen die steilen Hänge hinab in kopfloser Verwirrung, aber die lehmigen Wogen reißen alles mit sich: Pferde, Menschen, Waffen. Tausende von Franzosen ertrinken.

Der Sieg an der Katzbach ist gewaltig; aber er muß ausgenutzt werden. Deshalb zieht Blücher mit seinen Tapferen über die Brücken dem Feinde nach. Kaum vermögen die Grenadiere ihre müden Glieder noch zu schleppen; aber der zähe Graukopf kann ihnen keine Ruhe gönnen. "Vorwärts, Soldaten, vorwärts!" Immer wieder ruft er es ihnen zu: "Vorwärts, vorwärts!"

Und es gelingt: viele Feinde werden noch gefangengenommen. Da endlich

gibt es Raststunden. Müde sinken die Soldaten ins Stroh, todmüde, aber glücklich. Sie wissen, sie haben gesiegt.

Da erklingt von fern lautes Jubelrufen. Die Müden raffen sich wieder auf und eilen hinaus. Ihr General reitet durch das Lager, um nach seinen Treuen zu sehen. Viele, viele Hände winken ihm zu. Rauhe Soldatenkehlen grüßen ihn. "Marschall Vorwärts, Marschall Vorwärts!" schallt es ihm entgegen, und unbegrenzte Liebe und Hochachtung liegt darin.

Im Herzen des alten Generals aber steigt tiefe Freude auf. "Marschall Vorwärts!" Dieser Soldatengruß gilt ihm mehr als der höchste Orden.

Die Völkerschlacht bei Leipzig und Deutschlands Befreiung

Ein zur Eroberung Berlins vorgeschicktes französisches Heer wurde von Bülow bei Groß-Beeren geschlagen.

Die Entscheidung fiel in der Völkerschlacht bei Leipzig am 16., 18. und 19. Oktober 1813. Hier hatte Napoleon seine gesamte Armee von 160.000 Mann zusammengezogen. Am 16. Oktober wandte er sich mit seiner Hauptmacht gegen die Österreicher im Süden; der Kampf blieb unentschieden. Dagegen gelang es Teilen der Blücherschen Armee unter General v. Yorck, die Franzosen nördlich von Leipzig bei Möckern zu schlagen und auf die Stadt zurückzuwerfen. Der 17. Oktober war ein Sonntag; die Waffen ruhten. Am 18. entbrannte die Schlacht von neuem. Die Verbündeten



Blüchers Rheinübergang bei Kaub am 1. Januar 1814.

waren überall siegreich und erstürmten am 19. Leipzig. Die Franzosen mußten sich in wilder Flucht zurückziehen; nur 80.000 Mann vermochten sich nach Westen durchzuschlagen. Die Rheinbundtruppen gingen zu ihren deutschen Brüdern über. Deutschland war bis zum Rhein frei.

Der habsburgische Minister Fürst Metternich fürchtete, daß Preußen und Rußland zu mächtig werden könnten und bot Napoleon einen günstigen Frieden an. Zum Glück für Deutschland lehnte dieser die Bedingungen ab. Nun wurde Marschall Blücher der Führer der deutschen Freiheitskämpfer. Er überschritt in der Neujahrsnacht von 1813-1814 bei Kaub den Rhein und eroberte nach mehreren Schlachten Paris. Napoleon mußte abdanken und wurde nach der Insel Elba verbannt.

Napoleons Rückkehr und Sturz

Die Vertreter der siegreichen Mächte kamen zum Wiener Kongreß zusammen, um über die Neugestaltung Deutschlands und Europas zu beraten. Bei den Verhandlungen dachte jeder Staat nur an sich selbst und versuchte, möglichst viel Land zu erhalten. Daher kam es bald zu bedenklichen Gegensätzen zwischen ihnen. Napoleon erfuhr davon und hoffte, sie trennen zu können. Er kehrte heimlich nach Frankreich zurück, wurde von seinen alten Soldaten begeistert begrüßt und stellte sofort eine neue Armee auf. Der Krieg begann von neuem. Nun trat auch England auf die Seite der Verbündeten. Blücher und Gneisenau stellten sich zusammen mit den Engländern Napoleon entgegen und besiegten ihn bei Belle-Alliance 1815. [Scriptorium merkt an: Waterloo!] Die deutschen Truppen zogen zum zweitenmal in Paris ein. Napoleon wurde abgesetzt und nach der Insel St. Helena im Atlantischen Ozean verbannt. Dort starb er 1821.

Im zweiten Pariser Frieden mußte Frankreich das eroberte Land zurückgeben. Elsaß-Lothringen aber wurde ihm gelassen.

Der Wiener Kongreß

Nach dem Siege über Napoleon kamen die Vertreter aller europäischen Staaten - auch Frankreichs - wieder in Wien zusammen. Hier wurde über die Neugestaltung Deutschlands folgendes beschlossen:

1. Österreich erhielt weite Gebiete im Donauraum und in Italien; es wurde ein Völkerstaat, kein vorwiegend deutscher Staat.

2. Preußen bekam den Rest von Vorpommern mit der Insel Rügen, Teile von Sachsen, die Rheinprovinz, Westfalen und als Gebiet mit Teilen eines fremden Volkes nur Posen. Es wurde ein rein deutscher Staat.

3. Der Deutsche Bund. Die deutschen Freiheitskämpfer erhofften ein einiges großdeutsches Reich. Das Ausland, besonders England und Frankreich, wollten aber im Herzen Europas kein starkes Deutschland entstehen lassen. Der Eigennutz Habsburgs unter seinem Minister Fürst Metternich und die Selbstsucht der deutschen Fürsten kamen den Absichten des Auslandes entgegen. So entstand ein deutscher Bund aus 39 Staaten. Seine Vertretung war der Bundestag in Frankfurt am Main unter dem Vorsitz Österreichs. Der Deutsche Bund war politisch und wirtschaftlich uneinig und militärisch ohnmächtig wie das 1806 aufgelöste Reich. Die Hoffnungen der Freiheitskämpfer wurden bitter enttäuscht.

Des deutschen Volkes Ringen um seine Einheit

Einheitsbestrebungen nach 1815

Das ganze deutsche Volk war mit der Neugestaltung Deutschlands durch den Wiener Kongreß nicht einverstanden. Darum setzte sofort nach 1815 der Kampf für ein besseres Deutschland ein. Führer in diesem Kampf waren die Professoren und Studenten der Hochschulen und die Turner. Die Studenten der einzelnen Landeshochschulen schlossen sich zu einer alldeutschen Studentenvereinigung zusammen, der Burschenschaft. Ihre Farben waren "Schwarz-Rot-Gold". 1817 kamen sie zum Wartburgfest zusammen. Es galt der Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig und an den Beginn der Reformation durch Luther. Auf dem Fest wurden begeisternde Reden für ein einiges großdeutsches Reich gehalten und mißliebige Bücher, Zopf und Korporalstock als Zeichen einer vergangenen Zeit verbrannt. Die Fürsten erblickten darin eine Gefahr für ihre Vorrechte und die bestehenden alten Zustände. Sie gingen mit Gewalt gegen alle aufrichtigen Männer vor, die für die Einigung des ganzen deutschen Volkes in einem starken Reiche eintraten, allen voran Fürst Metternich. Viele Professoren wurden ihrer Ämter entsetzt (Arndt, Gebrüder Grimm, auch Jahn), zahlreiche Studenten ins Gefängnis geworfen. Viele gute Deutsche gingen nach Amerika.

Der Zollverein, die wirtschaftliche Vorstufe der staatlichen Einigung

Zum Deutschen Bund gehörten 39 selbständige Staaten. An den einzelnen Landesgrenzen wurden Zölle erhoben. Die Erfindungen von Maschinen (Spinn- und Dampfmaschine) führten zur Entwickelung von Industrien und zum Aufblühen von Handel und Verkehr. Eisenbahn und Dampfschiff gestalteten den gesamten Verkehr um. Die zahlreichen Landesgrenzen erschwerten ihn, und die Zölle verteuerten die Waren. Darum war es notwendig, daß die Zollgrenzen fielen und Deutschland ein einheitliches Wirtschaftsgebiet wurde.

Den Anfang dazu machte Preußen. Zunächst beseitigte es die noch im eigenen Lande bestehenden Binnenzölle. Dann trat es mit den Nachbarstaaten in Verhandlungen und erreichte nach vielen Mühen, daß sich 1834 die meisten deutschen Staaten zum Zollverein zusammenschlossen. Metternich fürchtete, daß der wirtschaftlichen Einigung Deutschlands unter Preußens Führung die politische folgen könnte und bekämpfte darum den Zollverein.

Vorkämpfer eines einheitlichen deutschen Wirtschaftsgebietes war der Tübinger Professor Friedrich List. Während der Festlandssperre hatten die Engländer in ihren neuen Fabriken viel billige Waren hergestellt, aber nicht verkaufen können. Nach 1815 überschwemmten sie damit ganz Europa.



Friedrich List.

Zahlreiche deutsche Handwerker und neugegründete Fabriken gerieten in Not. List verlangte, daß sich alle deutschen Länder zu einem Wirtschaftsgebiet zusammenschließen und auf die englischen Waren einen hohen Zoll (Schutzzoll) legen sollten, damit sich auch die deutsche Industrie erst einmal entwickeln könnte. Davon aber wollten die deutschen Landesfürsten nichts wissen. Die württembergische Regierung warf List sogar ins Gefängnis und verwies ihn später des Landes. Wie so viele Deutsche der damaligen Zeit, ging er nach Amerika. Hier entdeckte er ein Kohlenlager und wurde bald ein reicher Mann. In seinem Betriebe erkannte er

die große Bedeutung der Eisenbahn für den Verkehr. Obwohl es ihm in Amerika gut ging, zog es ihn doch nach der Heimat zurück. Deutschland gehörte sein ganzes Herz. Als amerikanischer Konsul ließ er sich in Leipzig nieder. Diese große Handelsstadt sollte nach seinem Plane Ausgangspunkt eines Eisenbahnnetzes werden, das sich nach und nach über ganz Deutschland spannen sollte. Aber auch diesmal stieß er wieder auf große Schwierigkeiten. Weder Behörden, noch Post, noch Fuhrunternehmer wollten von dem neuen Verkehrsmittel etwas wissen. Schließlich wurden aber doch die ersten Bahnen eröffnet: 1835 die Strecke Nürnberg-Fürth, 1838 Berlin-Potsdam, 1839 Leipzig-Dresden. Für letztere hatte List sein ganzes Vermögen geopfert. Als sie in Betrieb genommen war, erhielt er nichts. Verzweifelt über die Zustände in Deutschland und die eigene Lage, nahm er sich 1846 das Leben.



Die erste deutsche Eisenbahn zwischen
Nürnberg und Fürth.

Die Umsturzversuche des Bürgertums

1840 war in Preußen Friedrich Wilhelm IV. Zur Regierung gekommen. Er setzte die einst entlassenen preußischen Professoren, darunter Arndt, wieder in ihre Ämter ein und berief die Gebrüder Grimm, die vom König von Hannover abgesetzt worden waren, als Lehrer an die Universität Berlin. Die Bürger Preußens erhofften von ihm, daß er die Wahl von Volksvertretern zulassen würde, welche gemeinsam mit dem Könige des Landes regierten. 1847 berief er auch die Vertreter der Provinzen zum Vereinigten Landtag nach Berlin. Bei den Verhandlungen zeigte es sich aber bald, daß viele Abgeordnete, unter ihnen besonders die Juden, im Sinne der französischen Revolution Rechte forderten, die der König im Interesse des Staates nicht bewilligen konnte. Darum wurde der Landtag aufgelöst.
1848 vertrieben die Franzosen ihren König; Frankreich wurde Republik. Nun kam es auch in vielen deutschen Städten zu Unruhen. Metternich wurde aus Wien vertrieben. In Berlin versprach der König eine neue Verfassung.

Darüber herrschte große Freude. Das Volk zog zum Schloß, um dem Könige zu danken. Da fielen plötzlich zwei Schüsse. Niemand wußte woher. Obwohl keiner verletzt war, schrien Hetzer: "Verrat! Man schießt auf das Volk!" Militär ging daran, den Platz zu räumen. Da griffen Arbeiter, Studenten und Bürger zu den Waffen. Es kam zu Straßenkämpfen, gab Tote und Verwundete. Der König war aufs tiefste erschüttert. Um das Volk zu beruhigen, erklärte er sich bereit, das Militär zurückzuziehen. Eine Bürgerwehr übernahm es, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Bald zeigte es sich, daß sie dazu nicht in der Lage war. Darum kehrte das Militär zurück and stellte die Ordnung wieder her.

Der König gab dem Volke die versprochene Verfassung. Es wurde eine Volksvertretung gebildet, der Landtag. Dazu gehörten das Abgeordnetenhaus und das Herrenhaus.

Versuche zur Einigung Deutschlands

Bei Ausbruch der Unruhen 1848 erlaubten die deutschen Fürsten, daß im ganzen Reiche Vertreter für eine Nationalversammlung gewählt wurden. Diese wollten das deutsche Reich neu gestalten. Sie kamen in Frankfurt (Main) in der Paulskirche zusammen. Bei den Verhandlungen zeigte es sich, daß die Abgeordneten sich über das Ziel nicht einig waren. Ein Teil wollte ein Großdeutsches Reich unter der Führung Österreichs, ein anderer ein Kleindeutsches Reich unter der Führung Preußens. Schließlich siegte die kleindeutsche Richtung. Vertreter der Nationalversammlung unter Führung eines Juden boten dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 1849 die Kaiserkrone an. Dieser lehnte sie aus doppelten Gründen ab. Einmal war sie ihm nicht von den deutschen Fürsten angeboten worden. Sodann waren Österreich und mit ihm Rußland und England dagegen. Hätte er die Kaiserkrone angenommen, so wäre es mit diesen Mächten zum Kriege gekommen. Dazu aber war Preußen zu schwach.

Nun versuchte Friedrich Wilhelm IV. zusammen mit norddeutschen Fürsten die Neugestaltung des Reiches. Aber auch diesmal erhoben Österreich und Rußland Einspruch. Im Vertrage zu Olmütz mußte er auf seine Bestrebungen verzichten. Es wurde wieder der alte, ohnmächtige Deutsche Bund gebildet.

Preußens Kampf um die Führung in Deutschland

Kaiser Wilhelm I.

Wilhelm I.

Wilhelm I. folgte 1861 seinem Bruder in der Regierung Preußens. Aus den



Kaiser Wilhelm I.

Kämpfen um die deutsche Einigung hatte er erkannt, daß nur ein starkes Preußen mit einem starken Heere seine Aufgabe im Deutschen Reich lösen konnte. Er wollte darum das Heer vergrößern und reformieren. Sein Berater und treuer Helfer war der Kriegsminister von Roon. Die Mittel für die Heeresreform mußte der Landtag bewilligen. In diesem hatten die Freisinnigen, geführt von Freimaurern, die Mehrheit. Sie waren gegen eine starke Macht des Königs, bewilligten die Geldmittel zunächst nur für zwei Jahre und lehnten sie dann ganz ab.

Bismarck ergreift das Steuer Preußens

Reichskanzler Otto von Bismarck.

Der König jedoch wollte lieber die Krone niederlegen als auf die Heeresreform verzichten. Er berief 1862 Otto von Bismarck zum preußischen Ministerpräsidenten. Bismarck löste den widerstrebenden Landtag auf und führte die Reform mit Zustimmung des Königs und des Herrenhauses durch.



Reichskanzler Otto von Bismarck.

Der König jedoch wollte lieber die Krone niederlegen als auf die Heeresreform verzichten. Er berief 1862 Otto von Bismarck zum preußischen Ministerpräsidenten. Bismarck löste den widerstrebenden Landtag auf und führte die Reform mit Zustimmung des Königs und des Herrenhauses durch.

Otto von Bismarck wurde am 1. April 1815 auf dem Gute Schönhausen an der Elbe geboren. Er entstammte einer alten, märkischen Adelsfamilie. Nach beendetem Studium übernahm er die Verwaltung eines verschuldeten, väterlichen Gutes in Pommern. Durch seine Tüchtigkeit wurde es bald schuldenfrei. In den Jahren 1847/48 war er Abgeordneter in Berlin. Er trat für die Erhaltung der uneingeschränkten Königsmacht ein. Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn zum preußischen Gesandten beim deutschen Bundestag in Frankfurt (Main). Hier erkannte er bald, daß Österreich sich mit allen Mitteln gegen die Gleichberechtigung Preußens in Deutschland stellte und ein friedlicher Ausgleich zwischen beiden Mächten nicht möglich war. Später wurde Bismarck preußischer Gesandter in Rußland und dann in Frankreich.

Die Rückgewinnung Schleswig-Holsteins

Schleswig und Holstein wurden seit 1460 vom König von Dänemark regiert. Holstein war Mitglied desDeutschen Bundes. Beide Herzogtümer wollten "upp ewig ungedeelt" bleiben. Versuche, 1848 Schleswig dänisch zu machen, scheiterten am Widerstand der Schleswig-Holsteiner und des deutschen Volkes. Entgegen eingegangenen Verpflichtungen vereinigte der König von Dänemark 1863 Schleswig doch mit seinem Lande. Bismarck erhob Einspruch, ließ preußische Truppen in Holstein einmarschieren und bewog auch Österreich zur Teilnahme am Kriege. Am 18. April 1864 erstürmten die Preußen die Düppeler Schanzen (Pionier Klinke). Im Juli gingen sie nach der Insel Alsen über. Dänemark mußte Frieden schließen und Schleswig-Holstein abtreten.

Die Schleswig-Holsteiner wollten ein selbständiges Herzogtum bilden. Sie wurden darin vom Deutschen Bund und den Österreichern unterstützt. Bismarck aber war gegen einen neuen, selbständigen Kleinstaat im Norden Preußens. Er verlangte für Preußen den Oberbefehl über das Heer, die Abtretung Kiels als Kriegshafen und eines Landstreifens zum Bau eines Nordostseekanals und den Eintritt in den Zollverein. Die Schleswig-Holsteiner lehnten seine Bedingungen ab. Nun wurden die Herzogtümer geteilt. Preußen erhielt Schleswig, Österreich Holstein. Österreich aber begünstigte im geheimen die Bestrebungen der Schleswig-Holsteiner. Der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich wurde immer größer.

Bismarck schloß mit Italien ein Militärbündnis, unterstützte Rußland bei einem Aufstand der Polen und stellte sich freundschaftlich zu Frankreich. Er forderte vom Bundestag die Einberufung einer Volksvertretung, die über die Neugestaltung Deutschlands zu beraten hatte.

Der Bruderkrieg

Nun beantragte Österreich, daß der Deutsche Bund über die Zukunft von Schleswig-Holstein entscheiden sollte. Als Antwort darauf ließ Bismarck preußische Truppen in Holstein einrücken.

Österreich griff zu den
Waffen und rief den Deutschen Bund zu Hilfe. Die süddeutschen Staaten, ferner Hannover, Sachsen und Kurhessen traten auf seine Seite.



Helmuth von Moltke.

Preußen rückte mit drei Armeen in Böhmen ein. Den Kriegsplan hatte Generalstabschef Helmuth von Moltke entworfen. Bei Königgrätz in Böhmen wurden die Österreicher am 3. Juli 1866 trotz tapferer Gegenwehr entscheidend geschlagen. Eine vierte Armee nahm die Hannoveraner gefangen und ging auch siegreich gegen Süddeutschland vor.

Bismarck wollte keine Demütigung des deutschen Brudervolkes durch den Einmarsch der Preußen in Wien, dachte vielmehr schon jetzt an ein späteres Bündnis mit Österreich. Auch fürchtete er das Eingreifen Frankreichs. Darum kam es bereits im August zum Frieden von Prag:

a) Österreich schied aus dem Deutschen Bunde aus.

b) Preußen erhielt Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Hessen-Nassau und Frankfurt am Main.

c) die Norddeutschen Staaten einschließlich Sachsens bildeten den Norddeutschen Bund unter Führung Preußens.

d) die Süddeutschen Staaten schlossen mit dem Norddeutschen Bund ein Schutz- und Trutzbündnis. Im Falle eines Krieges wollten sie ihre Truppen unter den Oberbefehl des Königs von Preußen stellen.

Damit waren Nord- und Süddeutschland wirtschaftlich und militärisch geeint.

Von 1841 bis Adolf Hitler (Teil 1)

Heinrich Hoffmann von Fallersleben

Man schreibt das Jahr 1841. Über die Insel Helgoland flattert die englische Fahne. Ein schwacher Westwind treibt die Wellen gegen die Klippen. Die roten Felsen leuchten im warmen Schein der Mittagssonne. Im heißen Sand des Strandes spielen flachshaarige Kinder. Auf dem grünen Oberland stehen die Häuser der friesischen Fischer.

Vor einer kleinen Wirtschaft sitzen eine Anzahl Herren. Es sind zumeist englische Kaufleute und Offiziere. Doch auch einige Deutsche befinden sich in der Gesellschaft, unter ihnen Heinrich Hoffmann aus Fallersleben, der derzeitig Professor an der Universität zu Breslau ist. Er hört kaum zu, als die Engländer prahlerisch von ihrem Weltreich sprechen. In allen Erdteilen sind sie zu Hause.

Er aber, der geborene Hannoveraner, denkt mit tiefer Bitterkeit daran, daß er vor einigen Tagen innerhalb von vierundzwanzig Stunden seinen Geburtsort verlassen mußte. Noch klingen ihm die Worte des königlichen hannoverschen Beamten in den Ohren: "Auf Grund dreier Vergehen sieht sich Seine Majestät, der König von Hannover, gezwungen, Sie des Landes zu verweisen: Sie haben öffentlich für die sieben Professoren aus Göttingen, die die Regerung unseres Landesfürsten getadelt haben, Partei ergriffen; Sie haben aufreizende Spottlieder gedichtet auf die Regierungen, und endlich haben Sie in Wort und Schrift die Jugend für eine deutsche Einheit begeistert. Sie mußten als Professor wissen, daß dieses Ziel nur erreichbar ist, wenn die von Gott eingesetzten



Heinrich Hoffmann von Fallersleben
[Bilderarchiv Scriptorium]

Obrigkeiten, unsere Landesfürsten, verschwinden." Wie aus einem Traum wacht Hoffmann aus seiner Versunkenheit auf. Er kann die Reden der stolzen und selbstbewußten Engländer nicht mehr mit anhören. Mit einem kurzen Gruß verabschiedet er sich.

Bald sieht man den bisher schweigsamen Professor mit langen Schritten an der Steilküste entlang wandern. Heinrich Hoffmann redet laut mit sich selbst. Hier kann er sprechen von des Vaterlandes Not. Kein Polizist schnüffelt auf der stillen Nordseeinsel umher, um ihn wegen eines unbedachten Wortes ins Untersuchungsgefängnis zu schleppen, wie es überall in den vierunddreißig deutschen Ländern, den Königreichen, den Großherzog- und Herzogtümern, den Fürstentümern und Freien Städten, die seit dem verruchten Wiener Kongreß Deutschland bilden, geschieht.

Diese schmähliche Behandlung ist der traurige Dank der vielen "Landesväter" für den Einsatz im Freiheitskampf von 1813. Damals war das deutsche Volk zum Krieg gegen Napoleon angetreten, es hatte ein großes Deutschland erhofft, hatte für diese Sehnsucht ruhmreich gefochten, gelitten und geblutet. Nichts war aus diesen Hoffnungen geworden! Im Gegenteil, gleich nach der Niederringung des französischen Kaisers waren die Fürsten in Wien zusammengekommen und hatten das deutsche Land so verteilt, wie es ihren Wünschen entsprach. An das Volk wurde nicht mehr gedacht. Es wurde betrogen um die politische Einheit und um das einige, große und machtvolle Reich. Voller Zorn denkt der Breslauer Professor an den österreichischen Minister, den Fürsten Metternich, der sich der deutschen Einigung am schärfsten widersetzte. Auf sein Betreiben hin wurde jeder Deutsche, der den Gedanken der deutschen Einheit aussprach, verfolgt und ins Gefängnis geworfen. Doch in den Herzen der besten Männer brennt die Sehnsucht weiter, besonders bei dem aus seinem Heimatlande ausgewiesenen Professor Heinrich Hoffmann.

Klar und deutlich erkennt er das Grundübel seines Volkes: es fehlt die Einigkeit.

Da quillt es plötzlich aus seiner Seele hervor, und Worte formen sich wie von selbst zu einem Lied:

"Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt;
Wenn es stets zu Schutz und Trutze,
Väterlich zusammenhält..."

Vers reiht sich an Vers; und bald ist auch die letzte Strophe vollendet:

"Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand.
Blüh im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland!"

Alfred Krupp

Während in den Häusern der Stadt Essen schon längst alle Lampen erloschen waren, brannte vor dem Limbecker Tor in der kleinen Eisengießerei, die der Familie Krupp gehörte, noch immer in einigen Räumen Licht.
In dem einen Raum saß die verwitwete Frau Therese Krupp über den Geschäftsbüchern, deren Führung ihr der sechzehnjährige Sohn Alfred überlassen hatte. Sie war todmüde, aber sie konnte diese Schreibarbeiten ihrem Ältesten nicht aufbürden. Es war ja ohnehin ein Wunder, wie tapfer und selbstverständlich der Junge vor zwei Jahren beim Tode des so früh verstorbenen Vaters die Leitung der Fabrik mit ihren sieben Arbeitern übernommen hatte. Vierzehn Jahre war er alt gewesen, vierzehn Jahre! Seine Kameraden hatten damals noch gespielt und sich ihrer Jugend gefreut. Alfred Krupp arbeitete. Ob er etwa noch im Werk steckte?

Sie schlug ein Wolltuch um die Schultern und ging hinüber zur Gießerei. Als sie die Tür öffnete, sprühten ihr aus den Schmelzkesseln glühende Funken entgegen. Eine erdrückende Hitze herrschte in dem Raum, und die Luft roch nach Gasen.

Richtig, vor einem Kessel, in dem die Metallmasse weißglühend brodelte, stand ihr Junge und wandte kein Auge von der Mischung. Es griff der Frau ans Herz, als sie sah, wie schmal ihr Sohn war, wie übernächtigt er aussah! Leicht legte sie die Hand auf seine Schulter; der junge Mensch fuhr herum, mit brennenden Augen schaute er die Mutter an. "Es wird, Mutter, es wird, die neue Gußprobe ist besser als alle früheren. Meine Mischungsberechnungen stimmen. Unser Stahl, glaub's mir, wird besser als alle anderen Sorten." - "Es ist wahr, Frau Krupp", bestätigte der alte Werkmeister, der hinzutrat. Die Frau gab ihm die Hand. "Ich glaube es; aber seid ihr nicht bange, daß die Arbeiter nicht manches verraten? Wir können ihnen doch nicht allzu hohe Löhne zahlen." - "Nein!" wie aus einem Munde klang ihr die Antwort entgegen, "unsere Arbeiter, Mutter, haben schon bei Vater gedient, nun ist es auch ihre Ehre, wenn unser Werk gelingt." - "Wird es dir auch nicht zu viel?" fragt besorgt die Mutter. "Lassen Sie nur, Frau Krupp", beruhigte der treue Werkmeister, "der junge Herr ist unverwüstlich wie unser Stahl."

Allmählich ging es mit der Fabrik aufwärts, zunächst allerdings nur langsam und schwer. Als ein Dutzend Jahre vergangen waren, stellten die Kruppschen Arbeiter die verschiedenartigsten Stahlwaren her. Um sie zu verkaufen, unternahm der jetzt achtundzwanzigjährige Fabrikherr Geschäftsreisen in viele Städte Deutschlands. Sogar die Hauptstädte Europas besuchte er, um seine Waren anzubieten. Stets kam er mit neuen und größeren Aufträgen zurück.

1851 fand in London die erste Weltausstellung statt, auf der auch die Stahl- und Eisenwerke aller Länder Proben ihrer Erzeugnisse zur Schau stellten.

Über einem der Ausstellungsstände hing ein Schild mit der Aufschrift: Alfred Krupp, Eisen, Germany! Neben Eisenbahnschienen, Bandreifen und Schiffsschrauben befand sich dort eine Kanone aus blankem blitzendem Stahl. "Deutsche Waren", lächelten geringschätzig die Engländer, wenn sie die Aufschrift bemerkten. Denn sie hatten sich bislang eingebildet, nur England könne guten Stahl erzeugen. Wenn sie aber näher kamen und die ausgestellte Kanone eingehend betrachtet hatten, machten sie doch verdutzte Gesichter. Auch der Gußstahlblock auf dem Tisch erregte jetzt ihre Aufmerksamkeit. Er war so fein, so fest, wie sie noch keinen gesehen hatten, und die Platten und Schienen daneben schienen ebenfalls nicht aus Pappe zu sein. Immer mehr Besucher fanden sich ein. Die vornehmen Herren, unter ihnen der König von England und viele andere Fürsten, hielte ihr Stielglas vor die Augen, musterten das Geschütz und die einzelnen Stahlwaren, betrachteten den schlichten Mann, der daneben stand, und waren auf einmal lebhaft interessiert. Als dann die Gegenstände auf ihre Härte, ihre Festigkeit, ihre Haltbarkeit geprüft wurden, stellte es sich heraus, daß die Stahlwaren von Alfred Krupp aus Essen viel besser als alle anderen, fester sogar als die englischen Stahlgegenstände waren. Das Geschütz erhielt sogar den ersten Preis. Alfred Krupp war mit einem Schlage ein berühmter Mann.

Bei der Abschiedsfeier kam es mehrfach vor, daß reiche englische Hüttenbesitzer sich zu ihm setzten, sehr freundlich taten und auf einmal sagten: "Hören Sie einmal, Herr Krupp. Wollen Sie uns nicht verraten, wie Sie Ihren hochwertigen Stahl herstellen? Wir zahlen Ihnen sehr viel für Ihre Erfindung." Doch ruhig erwiderte der Deutsche: "Danke, meine Herren, das Geheimnis meiner Stahlbereitung verrate ich nicht." Mit langen Gesichtern entfernten sich die Herren.

Lange hielt es Alfred Krupp jedoch bei diesen Feierlichkeiten nicht aus. Er begab sich deshalb bald auf das Zimmer seines Hotels, bestellte eine Flasche Wein, um für sich allein den Erfolg seinen Fleißes zu feiern.

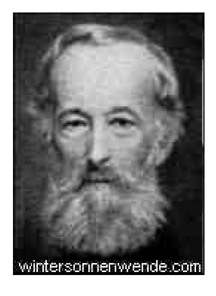
Seine Gedanken traten eine lange Reise in die Vergangenheit an. Da stand sein Vater vor ihm, der Kaufmann und Stahlfabrikant Friedrich Krupp, der wegen fortwährender Geldsorgen frühzeitig gealtert und mit seinen sechsunddreißig Jahren wie ein Fünfzigjähriger ausgesehen hatte. Die Geburtstagsfeiern der Kinderjahre wurden lebendig. Das schönsten Geschenk dieser Festtage war für Alfred, den ältesten von vier Kindern, stets gewesen, wenn ihm der unermüdlich schaffende Vater wieder etwas mehr von den vielen kleinen Geheimnissen und Künsten verraten hatte, die zur Herstellung eines echten und harten Stahles notwendig sind. Sorgfältig hatte er damals alles in einem schmalen Heft aufgezeichnet.

Nur mühselig war es zu Vaters Zeiten mit dem Werk vorwärts gegangen; mancher Rückschlag hatte den treuen Eltern viele sorgenvolle Stunden bereitet. Zeitweise flogen täglich Mahn- und Drohbriefe ins Haus. Freunde und Bekannte, die dem Vater Geld für die Weiterführung der Fabrik geliehen hatten, baten, verlangten und forderten es zurück.

Der schwerste Schlag für die Familie war aber gewesen, als gerade an seinem zwölften Geburtstage der uniformierte Gerichtsdiener erschienen war und dem Vater eine Urteilsverkündung des Essener Gerichtes überreicht hatte. Dem Großvater Wilhelmi mußten 14.500 Taler und die Zinsen für achtunddreißig Monate zurückbezahlt werden. Weil der Vater das Geld nicht zur Verfügung hatte, verkaufte das Gericht das stattliche Bürgerhaus am Flachsmarkt, und die Familie siedelte über in die unscheinbare Aufseherwohnung neben der Gießerei.

Wenn dieser neue Schicksalsschlag den Vater auch schwer getroffen hatte, so konnte er ihn doch nicht irre machen an seiner Arbeit. Im Gegenteil, mit noch größerem Eifer ging Friedrich Krupp an die Bereitung erstklassigen Stahls heran. Und diese Arbeit hatte er, Alfred, fortgesetzt. Heute war es geschafft! Die Engländer hatten ihm auf der Weltausstellung bestätigen müssen, daß sein Stahl der beste der Welt war. Tiefe Dankbarkeit erfüllte die Seele des Nachdenkenden.

Hochbefriedigt kehrte er am nächsten Tage in die Heimat zurück.



Alfred Krupp, 1870.
[Bilderarchiv Scriptorium]

Das preisgekrönte Geschütz machte Krupp dem preußischen König zum Geschenk. Allerdings konnte sich das Kriegsministerium noch nicht so schnell entschließen, Kruppkanonen zu bestellen.

Erst als es sich 1859 bei einem Probeschießen herausstellte, daß die Kruppschen Geschütze weiter und besser schossen als die bislang aus England gekauften, bestellte der preußische Staat auf einen Schlag dreihundert Gußstahlrohre für die Feldartillerie.

Von jetzt ab entwickelte sich das Werk Alfred Krupps rasch zur Waffenschmiede des Reiches, in der heute Zehntausende von Arbeitern beschäftigt sind.

Doch über allen Erfolgen vergaßen Alfred Krupp und seine Nachkommen ihre treuen Arbeiter nicht. Für sie wurden mustergültige Siedlungshäuser mit schönen Gärten geschaffen.

Fürst Bismarck

Vor Sedan

Der Landwehrmann Friedrich Leimecke, der mit den vielen anderen deutschen Soldaten die französische Festung Sedan belagerte, winkte seinen Kameraden: "Kommt her, hier kann uns die Morgensonne schön braten."

Am Grabenrand strecken sie die langen Beine bequem aus. Zu tun gibt es augenblicklich nichts. Waffenrock und Gewehr sind geputzt. Die dicke Erbssuppe mit Speck ist auch schon im Magen, und zum Weitermarschieren wird heute auf keinen Fall geblasen, denn gestern, am 1. September 1870, ist da drüben in Sedan die weiße Fahne gehißt worden. Die Rothosen sind in der Festung gefangen wie die Maus in der Falle. Das sind genug Gründe, um in aller Gemütlichkeit erst einmal eine Pfeife zu rauchen.

Die vier Soldaten blinzeln behaglich in den blauen Himmel und qualmen dicke Rauchwolken in die Luft. "Kinder, Kinder", Leimecke drückt mit dem Daumen den Tabak fester, "es ist ein reines Wunder. Noch nicht mal sechs Wochen Krieg und schon einen französischen Kaiser gefangen!"

"Kunststück", brummte jetzt sein Nachbar Karle, der Berliner, "wo jetzt janz Deutschland jejen den Franzmann marschiert! Hast du denn nicht die Bayern und Schwaben jesehen? Die sind doch jetzt alle mit dabei. Die Sachsen blieben ebenfalls nicht zu Hause." - "Das ist ja das Wunder, worüber ich staune, Karle. Noch vor vier Jahren, als es gegen Österreich ging, haben die Süddeutschen und die Hannoveraner auf uns geschossen. Daß ganz Deutschland jetzt zusammensteht, haben wir wieder nur dem Bismarck zu verdanken. Was meinst du, Professor?" Leimecke gibt dem neben ihm

liegenden jungen Lehrer einen Rippenstoß. Der richtet sich auf, und seine hellen, blauen Augen blitzen. "Hast recht, Kamerad. Das hat Bismarck, nur Bismarck fertigbekommen!"

Der riesige Pommer, der am Ende der Reihe liegt, seufzt: "Herrgott von Frankreich, wenn der Hellermann, der Schulmeister, erst mal von Bismarck erzählt, hört er stundenlang nicht auf. " "Halt's Maul, Hannes", rufen die anderen, "ohne Bismarck zankten sich Nord- und Süddeutschland heute noch; wir ständen jetzt nicht mitten in Frankreich, und die Österreicher meckerten noch fortgesetzt in jede Sache dazwischen." Der Pommer schweigt.

"Mensch!" ruft der junge Lehrer dazwischen und tippt vielsagend gegen die Stirne, "hast du denn ganz vergessen, wie es war, ehe unser Bismarck etwas zu sagen hatte? Erst mal bei uns in Preußen! Acht Jahre sind es nur her, seit ihn König Wilhelm zum Ministerpräsidenten gemacht hat." - "Ja, Hellermann", unterbricht ihn der Berliner, "det weeß ick noch janz jenau. Unser König Wilhelm mußte neue Rejimenter haben; aber unsere Volksvertreter, unser knickeriger Landtag, wollte ihm dat Jeld dazu nich jeben. Die feinen Herren hatten Angst, der König würde ihnen zu mächtig. Das jab damals einen jroßen Krach zwischen unserem Wilhelm und dem Landtag. Zweimal hat der König die Volksvertreter nach Hause geschickt. Der König wollte abdanken. Da kam Bismarck und munterte ihn tüchtig auf."

Der Landwehrmann Leimecke nickt ihm zu: "Bismarck hat sich um den Landtag nicht gekümmert und ohne Zögern die neuen Regimenter aufstellen lassen. Weißt du noch, was es damals für ein Geschrei in den Zeitungen gab?" Leimecke zieht an seiner Piepe, "ja, so schrieben sie: der Herr Bismarck wird noch einmal im Zuchthaus Wolle spinnen." Die vier Soldaten brachen in dröhnendes Gelächter aus. "So ein Dussel", bekräftigte der Pommer, "dafür haben schon zwei Jahre später, 1864, die neuen Regimenter die Dänen aus dem deutschen Schleswig-Holstein gejagt, das sie mit aller Gewalt dänisch machen wollten." - "Schade, daß ich damals nicht mit dabei sein konnte", ärgerte sich Hellermann.

"Da hättest du noch mit den Österreichern Seite an Seite gekämpft." - "Weiß ich, Friedrich. Die beiden Staaten zogen damals gemeinsam in den Krieg. Besonders gefährlich war es bei den Düppeler Schanzen. Aber gleich nach dem Friedensschluß ging für Bismarck der Ärger wieder los."

"Nach dem Kriege konnten sich Preußen und Österreich nicht wegen Schleswig-Holstein einigen. Der Kaiser in Wien redete uns dort oben in alle Dinge hinein. Zwei Jahre hat Bismarck sich das mit angesehen und dann", - Hellermann machte eine kleine Pause. - "Kam es zum Kriege!" riefen die anderen. "Da bin ich mit dabeigewesen", warf Leimecke dazwischen und

blickte seine Kameraden stolz an, "das wißt ihr ja. Damals, das haben wir schon vorhin gesagt, standen die süddeutschen Staaten gegen uns. Die hatte Österreich gegen uns aufgehetzt. Heute dagegen kämpfen sie mit uns Schulter an Schulter."

Schweigend hingen die Männer ihren Gedanken nach. "Ist doch wirklich ein verteufelt kluger Kerl, dieser Bismarck", begann der Berliner nach einem Weilchen, "nachdem er die Länder alle besiegt hat, behandelt er sie wie mit Sammethandschuhen. Der aus vielen Völkern zusammengesetzte österreichische Staat schied endgültig aus dem Deutschen Bunde aus und wurde ein selbständiges Kaiserreich. Den meisten Staaten wurde kaum ein Haar gekrümmt." - "Ich finde das dumm", entgegnete Hannes, "mich hätte Bismarck den Frieden von 1866 machen lassen sollen. Ich hätte ihnen schon gründlich Land und Kriegsentschädigung abgeknöpft."

"So, Hannes!" fallen die Kameraden über ihn her, "da wären sie ewig deine Feinde geworden. Dafür sind jetzt alle deutschen Staaten auf unserer Seite, als Frankreich uns ans Leder wollte." - "Ihr habt recht", gibt Hannes zu, "die Franzosen werden über unsere Einigkeit gestaunt haben."

Die Sonne ist höher gestiegen. Da trabt auf der Landstraße, die von Doncherry nach Sedan führt, ein mächtiger Reiter heran. Er ist tief in Gedanken versunken. Er reitet dem französischen Kaiser entgegen, der mit ihm wegen günstiger Friedensbedingungen verhandeln will, denn er ist Bismarcks Gefangener. "Ja, so schnell ändern sich die Geschicke der Menschen! Vor zwei Monaten war dieser Kaiser Napoleon III. noch auf der Höhe seiner Macht", denkt Bismarck, "als die Spanier einen Hohenzollernfürsten als König haben wollten, mischte er sich ein."

Der Ministerpräsident ist heute noch empört darüber, was dieser übermütige Franzose verlangt hat. Sein geliebter Herrscher, sein König, sollte sich sogar noch entschuldigen. Nein, ihr Franzosen, das läßt die deutsche Ehre nicht zu. Aus des Königs Telegramm aus Ems hatte er die wichtigsten Sätze veröffentlicht - und ganz Deutschland, von Süd bis Nord - ist aufgestanden in heller Empörung gegen die französische Anmaßung.

Gleichmäßig trabt das Pferd. Dankbar gedenkt der Reiter seiner Mitarbeiter Moltke und Roon. Sie haben den Feldzug klug geleitet. Unten im Elsaß liegen deutsche Truppen; hier bei Sedan vernichten sie jetzt Frankreichs zweite Armee.

In der Ferne erscheint ein Wagen; französische Offiziere begleiten ihn. Einen Augenblick lang stutzt der Graf. Acht gegen einen? Aber dann richtet er sich hoch auf, seine durchdringenden Augen suchen den Kaiser der Franzosen.

Höflich grüßt er den Gefangenen, und bald sitzt er ihm in einem kleinen Weberhäuschen gegenüber; aber bei aller Höflichkeit muß der Preuße alle Bitten des Franzosenkaisers um milde Friedensbedingungen ablehnen; auch zu seinem König kann er ihn nicht bringen.

Dann sitzen die beiden Männer im Freien. Der Kaiser kann die Zimmerluft heute nicht vertragen. Aus der Ferne schauen deutsche Soldaten herüber. Auch die vier aus dem Graben sind dabei. "Ja, unser Bismarck! Ohne den stünden wir heute nicht hier", meint Hellermann. Alle stimmen ihm bei.

Die Gründung des Bismarckreiches

"Leutnant von Parchim!" Die scharfe Stimme des Bataillonskommandeurs



Das Bismarck-Reich.

klingt über den Platz. "Sie haben auf Grund Ihrer besonderen Tapferkeit vor dem Feinde die hohe Ehre, als Abordnung unseres Regiments an der Kaiserproklamation teilnehmen zu dürfen." Dem jungen Offizier, dessen Brust das Eiserne Kreuz schmückt, schlägt vor Freude das Blut flammend ins Gesicht. Nach Versailles, den Kaiser sehen - und Bismarck!

Am 18. Januar 1871 steht der erst zwanzigjährige Offizier in dem prunkvollen Spiegelsaale des Versailler Schlosses. Neben von Parchim stehen Abordnungen aller Regimenter aus allen Truppenteilen der Front. Manchmal schreitet ein General durch den Saal; dann reckt sich der blutjunge Leutnant auf. "Ist es Bismarck?" - "Da, Moltke, der Chef des Generalstabes!" Er sieht einen hochgewachsenen strammen Offizier mit energischem Mund und scharfgeschnittenem Kopf. Nach den Plänen dieses Heerführers siegten die deutschen Soldaten in Frankreich. Dankbar blicken die Offiziere dem Feldherrn nach.

Jetzt hallt ein harter und fester Schritt durch den weiten, festlich geschmückten Raum. "Da ist er, Bismarck!" Der junge Leutnant preßt vor Erregung die Hände zusammen und wendet kein Auge von ihm. Ja, so hat er sich ihn vorgestellt; so mächtig, so groß wie ein Riese aus der Vorzeit. Aber das Gesicht des Ministerpräsidenten ist undurchdringlich; Sorgenfalten sind eingegraben. "Das machen die schlaflosen Nächte, die Mühen und Sorgen", denkt der junge Mensch, "du hast es nicht leicht gehabt als Staatsmann."

Die Flügeltüren werden aufgerissen. Der preußische König erscheint, hinter ihm die deutschen Fürsten und, wie ein Wald, die Fahnen der Regimenter.

An den Stufen des großen Mittelfensters hält der König. Seine Begleiter stellen sich um ihn. An der einen Seite ragen blutgetränkte Fahnen und Standarten der deutschen Truppen empor; grüner Lorbeer schmückt ihren Schaft. Ihre Adler funkeln im Licht der Sonne.



Kaiserproklamation im Spiegelsaal zu Versailles.
[Bildarchiv Scriptorium]

Eine kurze Predigt der Feldgeistlichen leitet die Feier ein. Ein Dankchoral erklingt. Atemlose Stille liegt dann in dem Saal, bis König Wilhelm zu reden beginnt. Er wendet sich zu den Fürsten: "Ich erkläre mich bereit, die Kaiserkrone, die die Fürsten Deutschlands mir angeboten haben, anzunehmen."

Er liest noch manche Worte von einem großen Blatt ab, das ihm Bismarck gereicht hat.
Nun tritt Bismarck vor und verkündet die Worte des Königs "An das deutsche Volk!" Die Männer im Saale lauschen atemlos, und in ihren Herzen wacht unbändiges Glück auf. Endlich ist Deutschland einig!

Als nach Bismarcks Worten der Großherzog von Baden einige Schritte vortritt und ausruft: "Es lebe die Majestät, der Kaiser Wilhelm!" brechen alle in brausende Jubelrufe aus, die kein Ende nehmen wollen.

Dem jungen Leutnant rollen ein paar Tränen, Freudentränen, über die Wangen. Verstohlen will er sie fortwischen; aber als er sieht, daß auch die Augen seiner älteren Kameraden feucht sind, schämt er sich nicht mehr. So eine Stunde erlebt man nur einmal in seinem Leben! Zu groß war die Sehnsucht, die in dieser Stunde eine Erfüllung fand.

Gespannt blickt der junge Offizier wieder hin zu Wilhelm, seinem Kaiser Wilhelm. Der greise Herrscher schreitet die Stufen hinab. "Ach, jetzt will er denen danken, die mithalfen, diese Stunde zu schaffen", denken alle. Ehrhard von Parchim möchte mit dabei stehen, möchte die guten Worte hören, die der Kaiser jetzt gleich zu Bismarck, dem Schmied des Reiches, sprechen wird. - Doch, was ist das? Kaiser Wilhelm gibt allen, die um ihn stehen, dankbar die Hand; nur Bismarck läßt er unbeachtet, ihn trifft nicht einmal ein Dankesblick. Es muß den mächtigen Mann in tiefster Seele getroffen haben. Ehrhard bemerkt wohl, wie seine Hand, die noch die Proklamation hielt, zuckte; aber schon hat sich der eiserne Kanzler wieder in der Gewalt.

Dann ist die Feier beendet. Tagelang grübelt der Soldat über dieses Erlebnis nach.

Bismarck selbst hätte es ihm erklären können: es war ihm nicht gelungen, für Wilhelm I. den Titel "Kaiser von Deutschland" durchzusetzen. Der Bayernkönig gestattete nur: "Deutscher Kaiser"! Darüber zürnte der Kaiser seinem Kanzler.

Aber bald merkte Leutnant von Parchim an vielen Dingen, daß der Kaiser sich wieder mit Bismarck ausgesöhnt hatte. Die beiden gehören zusammen, und Kaiser Wilhelm I. wußte genau, was sein Kanzler war:

der Schöpfer des neuen deutschen Kaiserreiches.

Von 1841 bis Adolf Hitler (Teil 2)

Karl Peters

Über der Insel Sansibar strahlte der blaue Himmel. Die Luft war erfüllt vom Duft der Gewürzgärten; in tropischer Pracht und bunter Mannigfaltigkeit wucherten Blumen und Sträucher; die Wipfel der Kokospalmen wiegten sich im Südwestwinde. In den Plantagen arbeiteten Neger und Araber, deren eintönige Arbeitslieder bis zu den drei Männern hinüberklangen, die nicht weit vom Meeresstrand entfernt im Garten eines Hotels saßen.

Erst am 4. November (1884) waren die drei jungen Deutschen angekommen. Sie hießen Dr. Karl Peters, Dr. Jühlke und Graf Pfeil.

Karl Peters führte das Wort: "Nun sind wir endlich dicht vor dem Ziel. Jenseits der Meeresstraße" - dabei zeigte er nach Westen - "liegt das afrikanische Festland. Dort wollen wir für unser Volk die erste Kolonie erwerben. Hoffentlich sagt uns die deutsche Regierung bald Schutz zu, um den wir sie gebeten haben."

Im gleichen Augenblick trat ein schwarzer Diener an den Tisch und überreichte Karl Peters einen Brief. Nach einem Blick auf das Siegel rief der Empfänger: "Hier haben wir schon die Antwort." Er riß das Schreiben auf und überflog hastig die wenigen Zeilen.

Schon nach einer Stunde standen Peters und Jühlke erwartungsvoll vor dem deutschen Konsul. "Meine Herren", erklärte dieser den beiden Besuchern, "im



Karl Peters in London.
[Jaduland]

Namen des Auswärtigen Amtes muß ich ihnen leider mitteilen, daß Sie für die beabsichtigte Landerwerbung in Afrika weder Anspruch auf Reichshilfe noch auf Schutz für Ihr eigenes Leben zu rechnen haben." Das war eine schwere Enttäuschung für die kühnen Männer. Sie waren sich sofort darüber einig,

daß ihr erbittertster Feind, der jüdische Legationsrat Dr. Kayser vom Außenministerium, an der Ablehnung ihrer Bitte schuld war.

Die drei Deutschen aber ließen sich durch diesen Bescheid von ihrem Plan nicht abbringen. Trotz der Meldungen, daß in den Gebieten Afrikas, die für Deutschland erworben werden sollten, eine furchtbare Hungersnot ausgebrochen war, daß schwerbewaffnete arabische Sklavenhändler ganze Negervölker und Karawanen überfielen und Massaihorden raubend und mordend bis an die Meeresküste vorstießen, wurde die Überfahrt nach dem afrikanischen Festland für den 10. November festgelegt. Peters wollte auf jeden Fall einer belgischen Expedition zuvorkommen, die ebenfalls im Innern des schwarzen und unerforschten Erdteils Gebiete für ihren König gewinnen wollte. Es war ein Glück, daß die Belgier sich vor den aufrührerischen Negern fürchteten, während sich die Deutschen unerschrocken in die gefährlichen Landstriche wagten.

Eine leichte Brise trieb das Schiff der afrikanischen Küste zu. Lange schauten die deutschen Landsleute, die auf Sansibar wohnten, dem zerbrechlichen Fahrzeug und seinen Insassen nach. Sie hielten Peters und seine Kameraden für verloren.

In Sadaane, dem Landungsplatz, wurden die mitgenommenen Vorräte in Trägerlasten aufgeteilt. Ein guter Freund, der die Negerbevölkerung genau kannte, hatte Tauschartikel für die Eingeborenen besorgt. Bald war die kleine Kolonne marschbereit. Sie bestand aus dem Führer Dr. Peters, drei weiteren europäischen Herren, sechs persönlichen Dienern und sechsunddreißig Trägern. Während die Europäer moderne doppelläufige Schrotflinten und gute Revolver mit sich führten, war das halbe Dutzend Bedienter mit Vorderladern ausgerüstet, die Träger besaßen nur ihre Speere.

Dann marschierte der Trupp dem Urwald zu. Bald umfing Peters der Zauber der afrikanischen Landschaft. Auf hellschimmernden, betäubend duftenden Blumen wiegten sich nie gesehene Schmetterlinge und Käfer von glühender Farbenschönheit. Aus dem Buschwerk ertönten die Stimmen unbekannter Vogelarten. Über der gesamten Pracht der Natur lag ein berauschender Duft, den die vielgestaltigen Blüten ausströmten.

Als die Tropennacht hereinbracht, sausten und schwirrten Tausende und Abertausende prächtig glühender Leuchtkäfer durch die Dunkelheit, und aus der Ferne erklang das Gebrüll der Löwen.

Schwierig war der Marsch durch die Wildnis. Unbarmherzig brannte Tag für Tag die Sonne vom Himmel herab. Reißende Flüsse mußten durchschwommen werden. Unausgesetzt wurden die Menschen von Insekten

gequält.



Peters mit Freiherrn von Pechmann und Hauptmann Johannes auf der Kilimandscharo-Expedition.
[Jaduland]

Nach einige Tagen erreichte die Expedition den Kral des Sultans Bamwalla. Kurz vor dem stattlichen Dorf feuerten die Diener ihre Vorderlader ab, dann erfolgte mit flatternder Fahne der Einzug. Sogleich stattete Peters dem alten, weißbärtigen Sultan einen Besuch ab und überreichte ihm Ehrengeschenke. "Seid gegrüßt in meinem Lande", sagte Bamwallla freudestrahlend, "von Eurer Macht wurde mir schon viel erzählt." "Wir bringen Dir Gruß und Freundschaft vom mächtigen Volke der Deutschen", erwiderte Peters, "wir bringen Dir Hilfe gegen die Sklavenjäger. Wo unsere Fahne weht, wird kein Menschenhandel mehr geduldet, und überall herrschen Frieden und Recht. Willst Du mit uns einen Freundschaftsvertrag abschließen?" "Was verlangt Ihr von mir?" "In den weiten Steppengebieten Deines Landes ist noch Raum für viele Menschen. Unsere weißen Brüder werden kommen und sich Farmen einrichten, Plantagen anlegen und in den Bergen nach Erzen graben, die Ihr noch nicht verwenden könnt. Dafür verspreche ich Dir, daß ich Dich und Dein Volk gegen jeden Feind schützen will. Auch Ärzte werden wir in Dein Land schicken, die Dein Volk von bösen Krankheiten befreien. Du aber bleibst der Häuptling der Daseguha und unser Freund."

Bamwalla überlegte eine Weile. Karl Peters wartete gespannt auf die Entscheidung des Sultans. "Ich vertraue Dir, weißer Mann, die Deutschen sollen unsere Schirmherren werden!" Über Peters' ernstes Gesicht flog ein Freudenschein. Ein Vertrag wurde aufgesetzt. Der Expeditionsleiter winkte darauf einem seiner Diener, und dieser brachte Bamwalla noch einmal ein Geschenk. Doch nur kurze Zeit hielt sich Peters hier auf. Dann drängte er zum Aufbruch, denn noch viel neues Kolonialland sollte für Deutschland gewonnen werden.

Die Reise von einem Sultan zum anderen war eine einzige Hetzjagd, bei der alle Teilnehmer, vor allem die Deutschen, ihre letzten Kräfte hergeben

mußten, da ihnen sonst die Belgier zuvorgekommen wären. Peters und seine weißen Freunde litten unter furchtbaren Malariaanfällen; am Dornengestrüpp wurden die Kleider zerrissen, ganze Schwärme blutgieriger Moskitos stachen sie und raubten ihnen den Schlaf. Oft litten sie quälenden Durst. Verschiedene Male kam es auch vor, daß Eingeborenenstämme die Expedition überfielen. Eine Anzahl schwarzer Träger fand bei solchen Angriffen den Tod.

Am erschöpftesten war Karl Peters selbst. Neben der Malaria quälte ihn eine eiternde Fußwunde zum Rasendwerden. Aber trotz seiner Krankheit ging es unaufhörlich vorwärts. Über den vorletzten Freundschaftsvertrag, der mit dem Sultan von Usagara abgeschlossen wurde, verhandelte Karl Peters als schwer Fieberkranker von der Hängematte aus.

Ohne Rücksicht auf die Fieberanfälle eilte man in die letzte fruchtbare Negerlandschaft Ukami, deren eingeborener Fürst sich ebenfalls unter die Schutzherrschaft der Deutschen stellte.

Jetzt trat man den Rückmarsch zur Küste an. Karl Peters wurde immer kränker, und es sah aus, als ob er unterwegs sterben würde. Drei Tage schwebte er zwischen Leben und Tod. Aber schließlich siegte seine eiserne Willenskraft über das Fieber.

Eines Morgens lag vor der Trägerkolonne im gleißenden Licht der Sonne die heißersehnte Küste. Die Expedition war gerettet. Karl Peters fühlte sich nach einigen Wochen wieder gesund.

Am 3. März 1885 erhielt die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, die Karl Peters leitete, endlich einen kaiserlichen Schutzbrief für die erworbenen Länder, und unter dem 20. November 1890 wurde das durch Verträge gewonnene Gebiet die erste deutsche Kolonie.

Der Weltkrieg

Hindenburg

Über die dunklen Wälder Ostpreußens wälzten sich in den ersten Augustwochen 1914 schwere beißende Rauchwolken. Die Russen waren ins Land eingefallen, und wohin die Kosaken den Fuß setzten, brannten die Dörfer, flohen die Bewohner, denn die wilden Reiterhorden verschonten weder Mensch noch Tier.

Das ostpreußische Heer war zu klein, um die beiden riesigen russischen Armeen aufzuhalten, die sich wie massige Dampfwalzen ins Land schoben. Die Westfront brauchte vorerst alle Kräfte.

Die Gefahr im Osten aber wuchs. Schon standen die Russen tief im Lande und sprachen prahlerisch von einem Einmarsch in Berlin. In banger Sorge lasen die Deutschen die täglichen Heeresberichte, die von einem ständigen Vorrücken des Gegners zu berichten wußten. Wie weit würde er kommen?

Auch der bejahrte General von Hindenburg, der schon längere Zeit in Hannover im Ruhestand lebte, verfolgte mit Besorgnis die Lage. Als ihn eines Tages ein Schreiben des Kaisers Wilhelm II. aufforderte, den Oberbefehl in Ostpreußen zu übernehmen, zögerte er keinen Augenblick. Eine neue deutsche Armee war aufgestellt worden. Mit ihr wollte Paul von Hindenburg Ostpreußen befreien.

Der Zug, der den Feldherrn in das bedrohte Gebiet brachte, raste dahin. In einem der Abteile stand ein Tisch. Er war mit einer Karte bedeckt. Zwei



"Die Russen entgehen uns nicht..."

Männer beugten sich darüber. Es waren Hindenburg und sein kluger Generalstabschef Erich Ludendorff. Sie entwarfen den Schlachtplan, verglichen Berichte, maßen und berechneten unermüdlich. Endlich war alles bis ins kleinste geordnet.

Die grauen Augen Ludendorffs, die kühl aus dem scharfgeschnittenen Gesicht leuchteten, wandten sich von der Karte. "Die Russen entgehen uns nicht", sagte er ruhig und bestimmt. Hindenburg nickte. Seine mächtige Gestalt wirkte trotz der Jahre rüstig und unverbraucht.



"Die Schlacht von Tannenberg"
[Nach einem Gemälde von G. Kamelhard]

Bald flogen seine Befehle an die Front. Nach Tannenberg rückten in Eilmärschen die deutschen Truppen. Dort stand die eine russische Armee. Sie sollte in weitem Bogen umzingelt werden, ein gefährlicher Plan, denn die zweite feindliche Heeresmacht war nicht allzu weit.



Paul von Hindenburg.
[Bilderarchiv Scriptorium]

Doch die Russen waren keine Deutschen. Bis sie schwerfällig herannahten, wollte Hindenburg die erste Armee vernichten. Sein kühner Plan gelang. Am 23. August griffen die Deutschen an. Am 30. waren die Russen von allen Seiten eingeschlossen. Jede Gegenwehr war vergebens. 93.000 Mann, 500 Geschütze und fast alle Maschinengewehre fielen in die Hände der Deutschen. Bei Tannenberg war eine der größten Schlachten des Weltkriegs geschlagen. Deutschland atmete auf; aber als einige Tage später die Kunde eintraf, daß der greise Feldherr auch die zweite russische Armee an den Masurischen Seen geschlagen und vernichtet hatte, kannte der Jubel keine

Grenzen, und die Herzen aller Deutschen flogen dem "Retter Ostpreußens" entgegen.



Luftaufnahme des Tannenberg-Denkmals (1927 erbaut)
[Heimatkreis Rosenberg, Westpreußen]

Kurze Zeit darauf wurden Hindenburg sämtliche deutschen Truppen unterstellt. Er wurde Generalfeldmarschall. Über vier Jahre lang haben die deutschen Frontheere unter seiner Führung einer Welt von Feinden standgehalten, unbesiegt bis zum Ende des Krieges.

Das dankbare Volk errichtete nach dem Kriege auf dem Schlachtfeld bei Tannenberg ein weithin ragendes Mahnmal mit acht mächtigen Türmen. In einem dieser Türme wurde der Generalfeldmarschall beigesetzt.

Langemarck

Das Dorf Langemarck in Flandern, in dem sich englische Truppen mit Maschinengewehren und schweren Geschützen festgesetzt hatten, sollte in der ersten Novemberwoche 1914 von deutschen Regimentern erstürmt werden. Die Truppenteile, die diese Aufgabe erhielten, setzten sich zum allergrößten Teil aus Soldaten zusammen, die wenige Wochen vorher noch die Bänke der höheren Schulen und Universitäten gedrückt hatten, und die bei Kriegsbeginn in heiligster Begeisterung freiwillig zu den Waffen geeilt waren. "Kinderregimenter", sagte mit nachsichtigem Lächeln mancher alte Soldat.

Man besaß in diesen ersten Kriegsmonaten noch nicht die Erfahrungen der späteren Jahre. Diese jungen Freiwilligen wußten kaum etwas vom Einbuddeln in die Erde. Sie kamen frisch vom Kasernenhof und kannten nur eines: vorwärts - wie der Befehl es gebot.

Mit fliegenden Fahnen, ihre Offiziere an der Spitze, gingen diese Freiwilligenregimenter morgens gegen 9 Uhr zum Sturmangriff vor. Alles, was sie auf dem Truppenübungsplatz gelernt hatten, wandten sie vorschriftsmäßig

an. Sie schwärmten in breiten Linien aus. Sie sprangen von Hecke zu Hecke, von Graben zu Graben. Unheimlich ruhig lag dort vor ihnen der Feind. Alles schien gutzugehen.

Doch plötzlich brach über diese vorstürmenden Scharen das Unheil herein. Mit einem Schlage prasselte aus den Häusern von Langemarck tausendgarbiges Infanteriefeuer, und schwere englische Geschütze sandten ihre Granaten dazwischen.

Ehe noch das Kommando: Hinwerfen! erklang, wälzte sich schon die Hälfte der ersten Reihen blutend am Boden.

Einen Augenblick stockte der Herzschlag der anderen, und die Augen weiteten sich in fassungslosen Gesichtern. Doch sofort faßten die schmalen Hände das Gewehr wieder fester. Vorwärts! hieß ihr Befehl - und so stürmten sie vorwärts, mitten in das feindliche Feuer. Furchtbar hauste der Tod.

In den hintersten deutschen Linien ahnte man nichts von dem Vernichtungskampf da vorne und schickte immer neue Truppen vor, ohne ihnen mit eigenen Geschützen zu Hilfe zu kommen. Sie verbluteten wie die anderen. Gegen Mittag war die Kraft der Freiwilligen erschöpft.

Die Reste der zusammengeschossenen Regimenter gingen in die alte Stellung zurück. Doch wie waren die jungen Gesichter verwandelt! Sie hatten den Tod gesehen in seiner ganzen schrecklichen Gewalt. Die Lippen fest zusammengepreßt, die Augen geschlossen, blutend und verdreckt, so lagen sie erschöpft auf der Erde. Doch Langemarck stand noch.

Langemarck mußte genommen werden. Manch einer der Zurückgekehrten hatte in den Schreckensstunden in seinem Herzen nach der Mutter gerufen. Als am nächsten Morgen der Befehl zum neuen Angriff erklang, erhoben sie sich still und gefaßt. Nicht einer schwankte; trotzdem sie heute wußten, was ihnen bevorstand.

Wieder stürmten sie vor, duckten sich heute hinter den Bergen gefallener Kameraden, stolperten über Leichen, wühlten sich hastig in die Erde, feuerten und fühlten nur eines: Vorwärts!

Wieder schossen die Engländer in mörderischem Tempo. Sie mähten die Reihen nieder wie ein Schwert die Saat. Leise kroch ein Schauer in manche junge Seele. Doch mitten in diesem Vernichtungskampf brach es los - hier und da, an vielen Stellen zugleich. Ein Lied stieg auf. Es drang durch das Dröhnen der Kanonen, durch das Bellen der Maschinengewehre. Es packte die Herzen und riß die Stürmenden fort zur letzten Hingabe ihrer Kraft: Deutschland, Deutschland über alles!

Mit dem Lied auf den Lippen stürmten die Freiwilligen auf Langemarck, in den Tod. "Deutschland, Deutschland über alles!" Die Verwundeten hoben den Kopf. In ihre Augen trat trotz der Qualen ein helles Leuchten. Die Gesichter der Sterbenden entspannten sich in Ruhe. Das Lied begleitete sie auf dem ewigen Wege: "Deutschland, Deutschland über alles." Dafür litten sie - dafür wollten sie sterben.

Langemarck konnte ohne schwere Geschütze nicht genommen werden. Aber der Heldenkampf der Freiwilligen, der "Kinderregimenter", die bei Langemarck fast vernichtet wurden, ist unauslöschlich eingezeichnet in die Ehrentafel des Großen Krieges.

Otto Weddingen

Durch die hohen Wellen des Ärmelkanales fuhr an einem frühen Septembermorgen 1914 eines der gefürchtetsten deutschen Tauchboote nordwärts auf England zu. Es hieß U9.



Otto Weddingen
[Ausschnitt, Stengel-Karte Nr. 49152]

Nachts über hatte es tief am Meeresgrunde gelegen. Nun war es so weit aufgetaucht, daß Turm und Deck aus dem Wasser ragten. Der junge Kapitänleutnant Otto von Weddingen suchte englische Schiffe, um sie zu versenken.

Der Marineoffizier schritt auf dem Deck des kleinen Schiffes hin und her, den Kragen des Ölzeuges hochgeschlagen, die Füße in hohen Seestiefeln, denn die Wellen spülten unablässig über das Deck.

Der Morgenwind pfiff kalt um die Ohren. Dem U-Boot-Kommandanten und dem Maat, die mit scharfen Ferngläsern in die Runde nach feindlichen Schiffen spähten, wurden die Finger steif. Wie wohl täte jetzt ein warmer Trunk! Aus dem engen Gange, der vom Schiffsinnern an Deck führte, stieg

würziger Kaffeeduft. Otto Weddingen merkte es; er kletterte die schmale eiserne Leiter hinab. Der Kaffee würde schmecken.

Als er gerade die Tasse an den Mund setzte, kam ein Ruf vom Beobachtungsturm. "Feindliche Schiffe!" Im Nu war der junge Kapitän wieder oben. Hinten am Horizont näherten sich dicke Rauchwolken; durch den Fernstecher erkannte er englische Kriegsschiffe. Es waren mächtige Panzerkreuzer, drei Stück, eine gewaltige Übermacht; aber Otto von Weddingen wollte trotzdem den Kampf wagen.

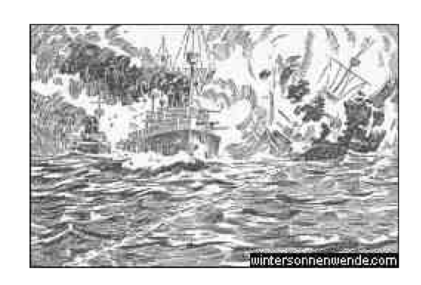
"Sofort tauchen!" Das scharfe Kommando rief jeden im Augenblick auf seinen Posten. Die Luken schlossen sich, das Wasser füllte rauschend die geöffneten Tanks und drückte das U-Boot hinunter. Zehn Meter unter dem Meeresspiegel hielten die Matrosen an. Weddingen las es beim Schein des elektrischen Lichtes an der Tiefenuhr ab. "Sehrohr ausfahren!" befahl er.

Vorsichtig glitt das Auge des Schiffes, das Sehrohr, zur Oberfläche des Wassers. Unten im Schiff blickte mit äußerster Spannung der Kommandant durch die Linsen. Jetzt sah er nicht allzu weit die drei feindlichen Kreuzer auftauchen; ihre mächtigen Geschütze funkelten im Sonnenlicht. Wenn die Engländer ihn nur nicht entdeckten, ehe er zum Schuß gekommen war! Das allein machte ihm Sorge.

"Alle Torpedos klar zum Schuß!" Die Matrosen waren sofort bereit. Sie fühlten die gleiche Kampfesfreude in der Brust wie ihr Kapitän. Aufmerksam verfolgte Weddingen an den Linsen jede Bewegung der furchtbaren und riesigen Kriegsschiffe. Jetzt lag eines günstig, nur wenige hunderte Meter weit entfernt. "Achtung! Torpedoschuß! Los!"

Das Geschoß flitzte aus dem langen Rohr. Eine feine Schaumbahn verriet seinen Weg. Im U-Boot hielt die Besatzung den Atem an. Da gab es einen Krach; im Boot hörten sie ihn genau. "Hurra!" ein Jubelschrei erfüllte den engen Raum. Weddingens Augen lachten. Doch schon blickte er wieder durch das Sehrohr.

Die dicken Panzerplatten des englischen Kreuzers waren vom Torpedo zerrissen worden. Durch ein Riesenloch drang das Wasser in das Schiff und zog es in die Tiefe. Schon nach wenigen Minuten lag es auf dem Meeresgrunde. Weddingen beobachtete, wie die beiden anderen Kreuzer mit Volldampf den Schiffbrüchigen zu Hilfe eilten.
An ein Unterseeboot schienen sie in der Eile nicht gleich zu denken. Das kam Weddingen gerade recht. Er schoß blitzschnell seine anderen Torpedos ab; jeder Schuß saß. Binnen weniger Augenblicke waren auch die beiden anderen Kreuzer erledigt. Sie senkten sich zur Seite und verschwanden in den Wogen.



Die dicken Panzerplatten des englischen Kreuzers waren vom Torpedo zerrissen worden.

Die Kreuzer waren von kleineren Kriegsschiffen, den Zerstörern, begleitet worden, die ein Stück hinter den Riesen herfuhren. Der Besatzung erschien der plötzliche Untergang ihrer Kameraden zuerst vollständig unbegreiflich. Schließlich vermuteten sie doch ein deutsches U-Boot und schäumten heran. Sie entdeckten es auch und rasten hinter ihm her; aber Weddingen ließ sich nicht fangen. Einen ganzen Tag lang hetzten sie ihn. Er entkam und fuhr stolz mit seiner Mannschaft in die Heimat.

Extrablätter verkündeten seinen wundervollen Sieg. Die Feinde lernte die deutschen U-Boote fürchten; Deutschland aber jubelte.

Von 1841 bis Adolf Hitler (Teil 3)

Manfred von Richthofen

Es ist Sommer 1917. Warmes, klares Wetter liegt über der Westfront, an der nun schon drei Jahre lang der schwere Kampf tobt. Auf dem Feldflugplatz der Kampfstaffel Richthofen herrscht Hochbetrieb. Jagdflieger kehren vom Feindflug zurück. Hell leuchten die feuerrot gestrichenen Dreidecker in der Morgensonne.



Manfred von Richthofen. [Bilderarchiv Scriptorium]

Der erst 25jährige Geschwaderkommandeur, der noch immer die schöne Rittmeisteruniform des Ulanenregimentes trägt, dem er früher angehörte, steigt aus der Maschine. Zweifacher Sieger ist er bereits an diesem Morgen. Prächtig hebt sich von der feldgrauen Uniform der Pour le mérite ab, den ihm der Kaiser für seinen 16. Luftsieg verliehen hat.

Bald stehen die Führer der Jagdflugzeuge um ihren Kommandeur herum. Es wird kurz besprochen, was jeder einzelne Flieger richtig oder falsch gemacht hat. Besonders die erst vor kurzem zur Staffel gekommenen Kameraden lernen bei diesen Besprechungen sehr viel dazu. Als sie auseinandergehen, hat jeder von ihnen das Gefühl: wenn es dir im Luftkampf schlecht geht, Manfred von Richthofen sieht es und holt dich heraus. Trotz seines eigenen Kampfes um Leben und Tod läßt er uns keine Minute aus dem Auge. Auf Richthofen kannst du dich felsenfest verlassen!

Dann sitzen die Offiziere zusammen beim Frühstück.

Gegen Mittag werden wieder feindliche Flieger gemeldet. Sofort eilt Richthofen nach seiner Jagdmaschine, und es dauert nicht lange, da hat er den dritten Engländer an diesem Tage abgeschossen.

Aber noch einmal ist ihm heute das Kriegsglück günstig. Nachmittags startet Manfred mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder Lothar und einigen Kameraden von neuem.

Als die Deutschen die Front entlang fliegen, nähern sich ihnen zwei feindliche Artillerieflieger. Durch einen kurzen Wink verständigen sich Manfred und Lothar. Die feindlichen Flugzeuge nähern sich mit rasender Geschwindigkeit.

Der kampferprobte Geschwaderführer hat seinen Gegner bald günstig im Schußfeld. Feuergarben prasseln dem Engländer entgegen. Da explodiert der Benzintank, und das Flugzeug bricht auseinander.

Weiter geht der Flug. Immer höher steigen die fünf Flieger, die sich inzwischen wieder gesammelt haben. Vor ihnen tauchen neue Gegner auf. Es sind Angehörige eines englischen Kampfgeschwaders, die es sich zur Aufgabe gesetzt haben, Manfred von Richthofen, den tüchtigsten deutschen Fliegeroffizier, zu vernichten.

Die fünf Kampfmaschinen schließen sich eng zusammen, um jeden Angriff geschlossen abzuwehren, denn noch sind die Engländer im Vorteil, weil sie

höher fliegen. Aber die Gegner besitzen keinen echten Angriffsgeist. Deshalb stürzt sich Richthofen auf sie. Doch wieder gehen die Feinde dem Kampf aus dem Weg.

Endlich faßt ein Engländer Mut und jagt auf das letzte der Flugzeuge herab. Obwohl es der Feind leichter hat, weil er noch immer höher fliegt, nimmt Richthofen den Kampf sofort auf. Schnell hat er sich dem Angreifer zugewandt, der gleich mit einer Salve aus beiden Maschinengewehren begrüßt wird. Dieser stürmische Beschuß erschreckt den Feind. Deshalb versucht er, sich durch einen verwegenen Sturzflug zu retten. Doch gerade das ist sein Unglück, denn nun befindet sich Manfred von Richthofen über ihm. Trotz der guten und schnellen Maschinen gelingt es dem englischen Offizier nicht zu entkommen, denn der kluge Verfolger beunruhigt ihn weiter durch Maschinengewehrfeuer. Durch Kurven will der feindliche Flieger den Salven entgehen. Dadurch kommt Richthofen näher an ihn heran. Als die beiden Flugzeuge nur noch fünfzig Meter voneinander entfernt sind, zielt Deutschlands bester Kampfflieger scharf; dann drückt er auf beide Maschinengewehrknöpfe. Ein leises Rauschen verrät dem kühnen Lufthelden, daß beide Benzintanks des Gegners getroffen sind. Dann schlägt eine hohe Stichflamme aus dem englischen Jagdflugzeug; im gleichen Augenblick saust es mit rasender Geschwindigkeit in die Tiefe.

Allein an diesem Tage hat Manfred von Richthofen fünf Gegner abgeschossen.

Am 21. April 1918 befindet sich der junge Held mit sechs Flugzeugen seiner Staffel im Luftkampf mit überlegenen feindlichen Jagdstreitkräften. Der Ostwind treibt die Kämpfenden weit über die englischen Linien bis über das Schlachtfeld an der Somme.

Plötzlich sehen die Kameraden, wie die Maschine ihres Staffelführers im Sturzflug nach unten schießt. Der Motor muß ausgesetzt oder einen Schuß erhalten haben. Da stürzt sich auch schon der junge kanadische Fliegerhauptmann Brown, der wohl nicht ahnt, daß sein Gegner wehrlos ist, auf ihn. Ein Leuchtspurgeschoß trifft Manfred von Richthofen, den unerreichten Sieger in 80 Luftkämpfen, von hinten durch das rechte Schulterblatt und durchbohrt sein Herz.

Tief erschüttert steht später der Kanadier an der Bahre des toten Helden. Nach Tagen schreibt er in sein Kriegstagebuch: "Plötzlich fühlte ich mich elend, unglücklich, als hätte ich ein Unrecht begangen. Dort lag Richthofen, der Größte von allen. Hätte ich gekonnt, wie gern hätte ich ihn ins Leben zurückgerufen. Ein solcher Mann wird nicht wiederkehren."

Unter höchsten militärischen Ehren bestatten die Engländer den berühmtesten deutschen Kampfflieger.

Sechs Fliegeroffiziere, alles Geschwaderführer, die sich vor dem Feinde ausgezeichnet haben, tragen den Sarg durch ein Spalier präsentierender Soldaten bis zu einem Kraftwagen, der die sterblichen Überreste des Toten nach einem Soldatenfriedhof bringt. Nach einer würdevollen Trauerfeier wird der mit Kränzen geschmückte Sarg langsam in die Erde gesenkt, während Flugzeuge mit der dreifarbigen Kokarde donnernd über den in der Nähe von Amiens liegenden Friedhof hinwegbrausen.

Auf dem Grabhügel läßt das Hauptquartier der englischen Luftstreitkräfte einen herrlichen Kranz niederlegen, der die Inschrift trägt: "Dem Rittmeister von Richthofen, dem tapferen und würdigen Feinde."

Das ganze deutsche Volk aber trauert um seinen unvergeßlichen jungen Helden.

Im Juni 1918 wird Hermann Göring zum Kommandeur des Richthofen-Jagdgeschwaders ernannt, das er siegreich bis zum Kriegsende führt.

Die Feinde verlangen die Auslieferung der ruhmreichen Jagdstaffel; doch Hermann Göring denkt nicht daran. Er führt das stolze Geschwader zurück in die Heimat. Erst in Aschaffenburg löst er den Kampfverband auf und verabschiedet sich tiefbewegt von seinen treuen Kampfgefährten.

Das Opfer

An der Westfront tobte der Kampf. Stunden- und tagelang schleuderten die Geschütze mit furchtbarem Getöse von beiden Seiten einen Feuerhagel von Granaten auf die Kämpfenden herab. Unter ihrem Toben bebte die Erde. Die Schützengräben wurden zusammengeschossen, mit ihnen die Mannschaft. Feuergarben wuchsen turmhoch zum Himmel empor. Dazwischen kroch unsichtbar und heimtückisch Giftgas, und die Männer, die es einatmeten, starben unter Qualen.

In diese Hölle von Verdun stürmten die deutschen Soldaten. Mehrere französische Gräben wurden in wildem Angriff und blutigem Nahkampf erobert, wieder entrissen und zurückgewonnen.

Nun senkte sich langsam die Nacht über das zerwühlte Schlachtfeld. Die Geschütze verstummten, die Maschinengewehre schwiegen. Doch jetzt hörte man durch die Stille allerorts das Jammern und Schreien der Verwundeten,

die sehnsüchtig auf Hilfe warteten.

Über das blutige Trichterfeld stolperten die Sanitäter mit ihren Bahren. Keuchend schleppten sie die Verletzten zum Verbandsplatz. Oft kamen sie schon zu spät.

Als es stockdunkel war, mußten auch sie ihr Werk einstellen. Der Mond stand als blasse Sichel am Himmel; Sterne strahlten auf. Beim Morgendämmern vernahm ein deutscher Posten von einem entfernter liegenden französischen Schützengraben Hilferufe. Es waren deutsche Worte, also lagen deutsche Krieger da drüben.

Der Wachposten rief einen Sanitäter an, und ohne Besinnen entschloß sich dieser, die Kameraden zu holen. Er mußte sich beeilen. Im Schutz des leichten Morgennebels schlich er heran, damit die Gegner ihn nicht bemerkten und erschossen.

Vorsichtig kroch er über das Feld des Grauens und fand auch in einem Granatloch, dicht an einem französischen Graben, zwei deutsche Verwundete. Es waren sogar Kameraden aus seiner Kompagnie; ein älterer, bärtiger Tischler und ein blutjunger Freiwilliger.

Als die beiden den Herankriechenden erkannten, huschte ein Ausdruck des Glückes über ihre bleichen verfallenen Gesichter und eine leise Hoffnung flackerte in ihrem Herzen auf. Bedrückt erklärte der Sanitäter, daß er allein wäre und deshalb nur einen von ihnen fortschaffen könne.

Da schloß der junge Soldat in Hoffnungslosigkeit die Augen, drehte den Kopf langsam zur Seite, und sein Gesicht wurde ganz grau.

Der Helfer wandte sich an den älteren Feldgrauen und wollte ihn behutsam aufnehmen. Doch der Tischler winkte mit einer leichten Handbewegung ab. "Nimm den Kameraden", flüsterte er, "mein Leben war nicht umsonst. Ich habe drei Jungen und Mädchen. Sie sind fast erwachsen und werden die Mutter trösten, wenn ich nicht heimkehre. Vor ihm" - er sah zu dem Kameraden hinüber - "liegt noch das ganze Leben. Er ist noch so jung."

Der Sanitäter zauderte; doch als der Alte ihm ruhig und fest in die Augen schaute, wickelte er erschüttert, so schnell er konnte, eine Binde um seine klaffende Wunde, drückte ihm fest und hart die Hand und hob den jungen Verwundeten, der wieder die Besinnung verloren hatte, auf die Schulter und schleppte ihn zurück.

Ein Blick des Liegengebliebenen folgte ihnen, bis sie im Nebel verschwunden waren.

Am Verbandsplatz nahmen die Ärzte den Schwerverletzten und verbanden ihn sorgsam.

Unterdessen wich der Nebel. Die Sonne brach hell und strahlend hervor und machte jeden weiteren Rettungsversuch unmöglich.

Wieder brüllten die Geschütze. Ganz in der Nähe des Trichters, in dem der Zurückgelassene lag, sauste eine schwere Granate nieder. Sie wühlte metertief die Erde auf und verschüttete auch den schlichten Soldaten, der sein Leben zweifach geopfert hatte - für Deutschland und für seinen Kameraden.

General von Lettow-Vorbeck

Um die Lagerfeuer im afrikanischen Busch sitzen die Männer der kaiserlich deutschen Schutztruppe, die unter Führung des Generals von Lettow-Vorbeck schon seit vielen Wochen die Kolonie Deutsch-Ostafrika gegen eine mehr als zehnfache englische Übermacht verteidigen.



Paul von Lettow-Vorbeck.
[Fotoarchiv Scriptorium]

Alles freut sich der wohlverdienten kurzen Ruhepause, denn der lange Marsch der letzten Tage durch Dorngestrüpp, Palmen, Schlingpflanzen, mannshohe Gräser und undurchdringliches Gesträuch ist sehr beschwerlich gewesen. Oft haben sich die Weißen und die treuen Askaris mit dem langen Troß, zu dem auch die Negerfrauen mit ihren Kindern gehören, nur schrittweise hindurcharbeiten können.

Emsig schleppen nun die Schwarzen Holz herbei. "Werft nur ganz trockene Stücke auf das Feuer", ermahnt der General, der auf einer Kiste Platz genommen hat und zu seinem Brot ein tüchtiges Stück Nilpferdfleisch verspeist, seine Leute, "damit die Engländer, die uns auf den Fersen sind, nicht zu schnell unseren Lagerplatz finden." Dann ruft Lettow-Vorbeck einen

Askari-Unteroffizier heran: "Jumbo, mache die Runde und überwache alle Feuer, und sorge vor allem dafür, daß die Frauen sich ruhig verhalten. Schon einmal hat ihr furchtbares Schnattern uns die Feinde auf den Hals gehetzt." Der Unteroffizier geht als Rauch- und Lärmkommando ab.

Lettow-Vorbeck wendet sich zu dem Hauptmann Otto, der neben ihm sitzt: "Es ist höchste Zeit, daß wir unsere Vorräte an Waffen, Lebensmitteln und Verbandszeug wieder auffüllen. In den nächsten Tagen werden wir auf den Feind stoßen."

Am 2. November 1914 trifft die Meldung ein, daß vierzehn feindliche Transportschiffe und zwei Kreuzer vor Tanga auf der Reede erschienen sind. Die Engländer verlangen die bedingungslose Übergabe der Stadt. Während noch der Bezirkshauptmann von Tanga an Bord eines Kreuzers verhandelt, rücken auf Befehl Lettow-Vorbecks einige Kompanien auf den Hafenort vor. Die Kompanieführer haben den Befehl erhalten: "Wenn der Feind zu landen versucht, verhindert die Landung; wenn er gelandet ist, werft ihn hinaus!"

In der Frühe des 3. November stehen sich schon die Gegner gegenüber. Die Engländer haben bereits 2.000 Mann an Land gesetzt.

Das Kampffeld ist denkbar ungünstig. Dichte Mahogofelder befinden sich im Kokospalmenwald. Man kann kaum fünfzig Meter weit sehen. Da die Feinde glauben, daß die Stadt Tanga unbesetzt ist, marschieren sie von den Landungsstellen aus in großen Scharen auf sie zu. Zuerst kommt die Kompanie Adler mit der feindlichen Spitze in Berührung. Es wird schwer gekämpft. Glücklicherweise treffen nach und nach die anderen Kompanien auf dem Kampflatz ein. Den Ankömmlingen pfeifen die Kugeln entgegen. Krachend schlagen die Granaten der englischen Schiffsgeschütze in die Palmen.

Oberleutnant von Ruckteschell geht sogleich in breiter Front zum Angriff vor. An seinen rechten Flügel schließt sich die Kompanie Poppe an.

Unbeirrbar dringen die Männer der deutschen Schutztruppe und ihre treuen schwarzen Kameraden vor, bis sie schließlich den ersten Indern gegenüberstehen. Da gibt der Oberleutnant einem schwarzen Unteroffizier auch schon den Befehl: "Blas', lokundu, blas', Seitengewehr pflanzt auf!"

Auf dieses Signal hin brechen die braven schwarzen Soldaten wie ein Unwetter aus dem Busch hervor. Ihr gellendes Kampfgeschrei fährt den entsetzten Feinden durch Mark und Bein, und die blanken deutschen Seitengewehre schaffen rücksichtslos freie Bahn. Wohl fallen auch auf deutscher Seite tapfere, todesmutige Männer, aber die anderen kämpfen verbissen weiter, so daß der Feind an eine große Übermacht glaubt.

Nach fünfstündigem Kampf haben noch nicht einmal 200 Soldaten der deutschen Kolonialtruppe über 2.000 Gegner aus Tanga hinausgeworfen und zur Küste zurückgetrieben.

Im hellen Mondlicht fahren Lettow-Vorbeck und zwei Offiziere mit Rädern bis dicht an den Hafen. Kaum 400 Meter entfernt liegen die Transportschiffe. Alle sind hell erleuchtet. "Dem Lärm nach scheinen sich die Engländer auf die Ausschiffung vorzubereiten. Da müssen wir ihnen morgen wieder zeigen, wie deutsche Männer die Heimat verteidigen", meint entschlossen der General. Eilig werden alle verfügbaren deutschen Truppen der Umgebung mit Lokomotiven nach Tanga gebracht.

Erst gegen 15 Uhr meldet am folgenden Tag ein Askari in seiner einfachen und strammen Art: "Der Feind ist da."

Lange wogt der Kampf hin und her. Inder und Engländer greifen zugleich an verschiedenen Stellen an, so daß die deutschen Streitkräfte zersplittert werden. Mancherorts entspinnt sich ein wildes Handgemenge, und den indischen Kaschmirschützen müssen im hartnäckigen Straßenkampf die Häuser wieder entrissen werden, die sie schon besetzt haben. Es ist ein wilder Krieg in afrikanischer Sonnenglut.

Doch langsam droht die Übermacht der Feinde die deutsche Stellung einzudrücken. Nur eine einzige frische Kompanie steht dem General noch für den Gegenangriff zur Verfügung. Sie fällt mit tollkühner Entschlossenheit dem Feind in die Flanke. Maschinengewehre und Gewehre schütten ein vernichtendes Dauerfeuer auf den Gegner. Diesen Angriff von der Seite haben die Engländer nicht mehr erwartet; sie sind ihm nicht mehr gewachsen. In wilder Flucht suchen die Reste der Geschlagenen in großen Trupps die schützende Küste.

Die Askaris können sich vor Begeisterung kaum fassen. Unter den lauten Freudenschreien "Sie laufen, sie laufen!" setzen die schwarzen Kolonialsoldaten hinter ihnen her.

Das gesamte englisch-indische Expeditionskorps in Stärke von 8.000 Mann stürzt in die Landungsboote und eilt den Transportern und Kriegsschiffen zu. Die nur wenig über 2.000 Mann starke deutsche Truppe hat den Gegner völlig geschlagen.

Durch diesen Sieg ist auch für lange Zeit die Sorge der Schutztruppler um Waffen und Munition behoben. Drei volle Kompanien können mit Beutestücken neu ausgerüstet werden. Sechzehn Maschinengewehre, die den Deutschen in die Hände fallen, stärken die Schlagkraft der Truppe ganz besonders. Ungeheuer ist außerdem die Materialbeute. Nicht weniger als

600.000 Schuß Munition sowie Fernsprechgeräte und ganze Berge an Uniformstücken lassen die Feinde zurück. Ein Jahr lang sind sie dank dieses Erfolges mit allen notwendigen Sachen versehen.

Trotz seiner schwachen Streitkräfte blieb Lettow-Vorbeck bis zum Schluß des Krieges unbesiegt. Unendlich schwer ist der Kampf unter der afrikanischen Sonne gewesen. Kreuz und quer zog unsere tapfere Schutztruppe durch die Kolonie. Eine Zeitlang wurde sogar in Portugiesisch-Ostafrika gefochten. Doch weder Sonnenbrand, Durst und Hunger, weder Krankheit noch Verluste konnten den Mut der Truppe brechen.

Im Laufe der viereinhalb Kriegsjahre wurden ungefähr 3.000 Europäer und 12.000 Askaris zur Schutztruppe eingezogen, von denen jedoch nur ein Bruchteil zur kämpfenden Truppe gehörte. Einen großen Teil machten der Polizei- und Küstenschutz, das Sanitäts- und Verpflegungspersonal, Magazinbeamte und Besatzungen von Etappenlinien aus.

Der deutschen Streitmacht standen im Laufe des Krieges 130 Generale gegenüber, die 52.000 Inder, 43.000 Südafrikaner, 3.000 Koloniefreiwillige, 15.000 aus verschiedenen afrikanischen Regimentern, 15.000 Belgier und 20.000 Portugiesen befehligten. Nach eigenen Angaben verloren die Feindbundmächte in Ostafrika über 20.000 Europäer und Inder, 60- bis 80.000 Eingeborenen-Soldaten, über 20.000 Automobile und über 140.000 Pferde und Maultiere. Der ostafrikanische Krieg kostete England über 12 Milliarden.

Scapa Flow

Langsam graut der 21. Juni 1919 heran. Tagelang hat der steife Nordwestwind die Nordsee aufgewühlt und zerfetzte Wolken vor sich hergejagt. Nun herrscht endlich warmes Wetter.

Gespenstisch ragen die dunklen und kahlen Felsen der Orkney-Inseln um die rauhe und öde Bucht von Scapa Flow auf. In diesem Schlupfwinkel der englischen Flotte liegen auf Grund der Waffenstillstandsbedingungen seit Ende November 1918 nicht weniger als 74 deutsche Kriegsschiffe vor Anker. Offiziere und Mannschaften erwarten voller Ungeduld, was bei Friedensschluß aus der deutschen Kriegsmarine werden soll. Wenig Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimat lebt in den Herzen der Schiffsbesatzungen, denn die deutsche Regierung ist schwach und hat auch

bei den unerhörten Forderungen der Feinde widerstandslos nachgegeben.

Auf dem Flaggschiff des Verbandes, der "Emden", geht der Oberbefehlshaber der internierten deutschen Flotte, Konteradmiral von Reuter, auf und ab. Sorgenfalten haben sich tief in seine Stirn gegraben. Er wendet sich zu einem



Konteradmiral von Reuter.
[Fotoarchiv Scriptorium]

vertrauten Offizier: "Viele deutsche Schiffe, die hier liegen, haben siegreich auf der Doggerbank und am Skagerrak gegen England gekämpft. Ich fürchte, daß ich bei Friedensschluß unsere stolze Flotte ausliefern muß. Das geht gegen unsere Seemannsehre. Es darf niemals geschehen. Lieber wollen wir unsere Schiffe selbst vernichten. Sie wissen, Herr Kamerad, daß alle Schiffskommandanten der gleichen Ansicht sind und nur auf meinen Befehl zur Versenkung warten. Vor vier Tagen erst, das wissen Sie, habe ich ihnen die genauen Anweisungen schriftlich zugestellt. Heute ist die entscheidungsschwere Stunde da."

Er weist auf eine englische Zeitung und fährt fort: "Die Engländer haben den Vorschlag der deutschen Regierung, unsere Schiffe zu kaufen, abgelehnt. Außerdem lese ich, daß mit dem heutigen Tage, Sonnabend, den 21. Juni, der Waffenstillstand abgelaufen ist. Wir müssen damit rechnen, daß das englische Geschwader, das heute früh zu Übungen in See ging, jeden Augenblick zurückkehrt und unsere wehrlosen Schiffe kapert."

In banger Ungewißheit verrinnt eine lange, schwere Stunde. Um 10 Uhr erreicht den Konteradmiral die Meldung, daß die deutsche Flotte bedingungslos ausgeliefert werden soll.

Der Admiral und der Fregattenkapitän Oldekop sehen sich stumm an. Ihre Augen sind wie Stahl. 11 Uhr 20 Minuten steigen am Signalmast der "Emden" Wimpel empor. Die Kommandanten der einzelnen Schiffseinheiten wissen

sofort, was zu tun ist. Ein freudiges Aufleuchten spielt über ihre Gesichter; auf allen Schiffen gehen neue Kriegsflaggen hoch.

Dann werden auf Befehl der Kommandanten auf allen Schiffen, auf denen die deutsche Flagge weht, die Bodenventile und die Unterwasserrohre geöffnet, und gurgelnd strömt das Wasser in die Leiber der Linienschiffe, Kreuzer und Zerstörer. Schnell bringt ein Teil der Beatzungen die Rettungsboote zu Wasser, andere Matrosen verstauen schwere Kleidersäcke darin.

Kurz nach 12 Uhr neigt sich als erste Einheit das Linienschiff "Friedrich der Große" langsam zur Seite. Es geht wie ein Beben durch den Schiffskörper. Laut und markig tönt das Schiffsglockensignal: "Alle Mann aus dem Schiff." Die Besatzung besteigt in Ruhe und Ordnung die Boote. Noch einmal wenden sich alle Blicke dem stolzen Schiffe zu. Ein dreifaches Hurra senden sie tiefergriffen als letzten Gruß zu ihm hinüber, dann stoßen die Boote unter kraftvollen Ruderschlägen vom sinkenden Schiff ab, das sich schnell zur Seite legt, so daß sich durch die offenstehenden Seitenfenster Ströme von Wasser rauschend und brausend ins Innere ergießen. Es dauert nur einige Minuten, da kentert das Kriegsschiff und sinkt in die Tiefe.

Erschüttert beobachtet Konteradmiral von Reuter von seinem Flaggschiff aus, wie ein Schiff nach dem andern in den Fluten versinkt.

Die Engländer sind völlig überrascht und wissen vor Angst, Bestürzung und Wut kaum, was sie tun sollen. Jede Überlegung hat bei ihnen aufgehört. Sie eröffnen ein wildes Gewehr-, Pistolen- und Maschinengewehrfeuer auf die wehrlosen Insassen der Rettungsboote, obwohl jedes die weiße Flagge führt. Einige deutsche Matrosen werden getötet; zahlreiche schwer verletzt. Viele, die über Bord gesprungen sind, um sich zu retten, versinken in den Wellen; kein Engländer hilft. Die großen Schlachtschiffe der englischen Flotte brausen mit Volldampf heran; aber es ist zu spät. Schon liegen 5 Große Kreuzer, 5 Kleine Kreuzer, 10 Linienschiffe und 50 Torpedoboote auf dem Grunde der Meeresbucht. Alle gingen mit wehender Flagge unter.

Deutsche Soldaten haben ihre letzte Pflicht getan. Die Ehre der deutschen Hochseeflotte ist gerettet.

Von 1841 bis Adolf Hitler (Teil 4)

Adolf Hitler

In Wien

Die Tür an der Wiener Zeichenschule schlug krachend ins Schloß. Der junge Adolf Hitler, der eben aus dem mächtigen Gebäude herausgetreten war, blickte sich noch einmal um. Mit großen Hoffnungen hatte er vor einigen Tagen seine Zeichnungen hier abgegeben. Nun war alles umsonst. Er konnte es gar nicht recht fassen und schritt wie träumend über den weiten Platz. In seinen Ohren klangen noch die Worte des Direktors, die alle Zukunftspläne zerstört hatten: "Zum Maler haben Sie leider nicht genug Talent. Wir raten Ihnen aber dringend, Baumeister zu werden; da leisten Sie sicher einmal Großes."

Auf einer Bank rollte Adolf Hitler die Zeichenblätter behutsam auf und betrachtete nachdenklich die Skizzen. Es stimmte, die Gebäude waren ihm alle sehr gut gelungen. Bei einem früheren Besuche der Stadt hatte er sich ja auch stundenlang voller Bewunderung ein herrliches Bauwerk nach dem anderen angesehen. Aber was half das alles! Um auf einer Bauschule studieren zu können, mußte man eine höhere Schule bis zum Abschluß besucht haben. Er aber besaß das Abschlußzeugnis nicht. Es war bitter.

Vor ihm spannte sich eine gewaltige Brücke über die Donau. Sehnsüchtig, fast liebevoll betrachtete er die schwere Massigkeit der Pfeiler und den kühnen Schwung der Brückenbogen. So etwas einmal bauen zu dürfen, wie herrlich müßte das sein! Oder Sportplätze zu schaffen, auf denen die Jugend sich tummeln könnte in Luft und Sonne, länderverbindende Straßen, schöne schlichte Wohnräume und feierliche Hallen! Wieviel Entwürfe gestalteten sich in seiner Seele! Aber vorerst war alles vorbei. Enttäuscht fuhr er heim zur kranken Mutter.

Schon wenige Wochen später war Adolf Hitler wieder in der Riesenstadt. Nach schwerem Leiden war daheim die liebe Mutter gestorben. Nun mußte der Siebzehnjährige sich sein Brot selber verdienen. Noch immer beabsichtigte er, Baumeister zu werden. Wenn ihm auch das Geld für die Ausbildung fehlte, so wollte er doch seinen Plan verwirklichen.

Überall suchte er nach Arbeit, und schließlich fand er Beschäftigung auf einem Bau. Er schleppte Ziegeln und Steine. Er karrte Sand und Kies. Am Abend schmerzten alle Glieder.

Viel schwerer aber als diese körperliche Arbeit war das Zusammenleben mit den Menschen am Bau. Solange sich Adolf Hitler erinnern konnte, liebte er sein Vaterland und die deutsche Geschichte über alles. Die Helden der deutschen Vergangenheit waren ihm stets Vorbilder gewesen. Nun erlebte er mit Entsetzen und Abscheu, wie seine Arbeitskameraden alles verspotteten und beschimpften, was ihm heilig war: Volk, Vaterland, Gott und die Familie!

Eine Zeitlang hörte er sich das an, dann sprach er energisch dagegen. Der Tumult, der da ausbrach, war riesengroß. Mit geballten Fäusten drangen die Maurer auf ihn ein; schreckliche Drohreden schallten ihm entgegen. Einer der Burschen gab ihm einen heftigen Stoß, um den Mutigen vom Gerüst zu stürzen. Hitler konnte sich gerade noch an einen Balken klammern. Die Gehässigkeit wuchs von Tag zu Tag. Schließlich mußte Adolf Hitler auf diesem Arbeitsplatz Schluß machen; aber auf anderen Baustellen war es nicht anders.

Deshalb gab er diese Beschäftigung auf und verdiente sich durch kleine Malereien sein Brot.

Seine Gedanken aber weilten fortgesetzt grübelnd bei den schimpfenden Arbeitern. Warum waren sie so verhetzt? Gewiß, sie waren bitterarm; das erklärte vieles.



Adolf Hitler [Bilderarchiv Scriptorium]

Wie anders wollte er ihr Leben gestalten, wenn er die Macht dazu besäße! Er würde ihnen freundliche Wohnungen besorgen, bessere Arbeitsverhältnisse. Aber daran allein konnte es doch nicht liegen. Auch in seiner Heimat gab es arme Menschen. Niemals jedoch hatte dort einer so niederträchtig geredet wie hier in Wien. Das mußte noch einen anderen Grund haben. Wer stachelte hier die Arbeiter so auf?

Da las er eines Tages einige Zeitungen, die er früher manchmal in den Händen der Bauarbeiter erblickt hatte. Als er fertig war, wunderte er sich nicht mehr, warum seine Arbeitskameraden nichts von Volksgemeinschaft und Vaterland, von Gott und Ehre wissen wollten. Hier, diese verruchten Zeitungen hetzten sie dagegen auf. Statt Volksverbundenheit lehrten sie Klassenhaß, statt Vaterlandsliebe - Verrat, statt Arbeitsfreude - Arbeitsverachtung. Die Menschen, die dem Volke solche Grundsätze gaben, waren böse Irrlehrer.

Was mochten das für Leute sein? Schnell schrieb sich Adolf Hitler die Namen der Schriftleiter auf und einen anderen, der fast auf jeder Seite dieser Schandzeitungen genannt wurde: Karl Marx. Gleich am anderen Tage wollte er sich nach diesen Männern erkundigen.

Am nächsten Abend wußte er es: alle waren Juden. Der Jude Karl Marx war allerdings schon lange tot; aber aus seinen Büchern schrieben die anderen Schmierfinken die Hetzgedanken ab und vergifteten damit die Seelen der Menschen. "Bei diesen Lehren geht jedes Volk zugrunde", empfand Adolf Hitler mit Abscheu und nahm sich vor, nachzuforschen, ob die Juden auch an anderen Stellen saßen. Er sah sich bei den Theatern um: die Direktoren waren Juden. Er prüfte bei anderen Zeitungen: überall saßen Juden. Er fand viele Hunderte von jüdischen Rechtsanwälten, Hunderte von jüdischen Ärzten. In der Regierung saßen Juden über Juden. Wer hatte die reichsten Kaufhäuser in Wien? Es waren Juden, die alle so dachten wie die jüdischen Zeitungsschreiber.

Da war es kein Wunder, daß es dem deutsch-österreichischen Volke immer schlechter ging. Bald war es dem jungen Grübler klar, daß ein Volk nur gerettet werden kann, wenn die Juden im Lande nichts mehr zu sagen haben.

Im Felde

Es war in den ersten Augusttagen 1914. Die Glocken riefen das deutsche Volk mit ehernem Munde zu den Waffen.

Unter den vielen Kriegsfreiwilligen, die sich ungestüm in den Kasernen meldeten, befand sich auch Adolf Hitler. Für Deutschland wollte er kämpfen, mit Deutschlands Heeren siegen.
Glückstrahlend hielt er in München die Einberufung in den Händen; ungeduldig fieberte er dem Ausmarsch entgegen.

Der Zug trug das bayerische Regiment List nach der Westfront. An der Somme wurde es eingesetzt. Ein nächtlicher Marsch brachte die Feldgrauen

in ihre Stellung.

Bald platzten die Schrapnells, und turmhoch spritzte der aufgewühlte Boden. Vier Tage lang rang das Regiment mit dem Feinde, Mann gegen Mann. Der junge Kriegsfreiwillige Adolf Hitler hatte sich mit flammender Begeisterung in den Kampf gestürzt. Für Deutschlands Freiheit war er jederzeit bereit, sein Leben einzusetzen.

Er kehrte zurück aus der Schlacht, ernst und still, doch todesmutig und opferbereit wie am ersten Tage.

Nach einiger Zeit wurde er Meldegänger. Das war ein ganz gefährlicher, verantwortungsvoller Posten. Er mußte die Befehle in den vordersten Schützengraben bringen, bei Tag und Nacht, im wildesten Trommelfeuer. Da durfte kein Hindernis ihn aufhalten. Er kroch durch Gräben und Schlammlöcher, wand sich zwischen Stacheldraht hindurch, duckte sich hinter Tote und in Trichter oder rannte mit keuchender Lunge durch den Granathagel, fiel, raste weiter, bis das Ziel erreicht, die Meldung abgegeben war. Bald zierten das Eiserne Kreuz II. und I. Klasse die graue Uniform.

Nie nahm er Urlaub; nur als er 1916 verwundet wurde, kam er hinter die Front.

Immer schwerer wurde der Kampf. Doch Adolf Hitler wandte sich gegen jeden, der verzagt in die Zukunft blickte. Wenn alle einig waren, hielt Deutschland durch. Das war sein Glaube.

Im Oktober 1918 erlitt er eine schwere Gasvergiftung und kam nach Pommern ins Lazarett.

In Pasewalk

Der Novembersturm heulte um das Lazarett in Pasewalk. Er riß die letzten welken Blätter von den Bäumen und peitschte den Regen gegen die Fenster. Der Gefreite Adolf Hitler lauschte seiner wilden Melodie. Sie paßte gut zu dem Sturm in seiner Seele. Er lehnte die heiße Stirn gegen die Fensterscheiben; in unbestimmten Umrissen konnte er die Gegenstände im Garten schon wieder wahrnehmen. Seine Augen, die [vom] englischen Giftgas geätzt [worden waren], würden heilen; gottlob!

Ein heißes Glücksgefühl wollte in ihm aufsteigen. Aber der Zorn, der in ihm lebte, ließ es nicht recht aufkommen. Die Nachrichten, welche die Kameraden und die Schwestern aus dem Städtchen mitbrachten, konnten einen rechten Soldaten, einen ordentlichen Kerl, auch zum Rasen bringen.

Was hatten sie erzählt? Matrosen auf Lastwagen, einen knallroten Fetzen als Fahne vorn am Kühler, wären durch die Straßen des Ortes gefahren. Sie hätten laut gebrüllt: Es lebe die Revolution! Am lautesten hatten am Markt drei Juden mitgeschrien.

Der Verwundete dachte voll Haß: "Verfluchtes Lumpenpack! Während die Kameraden für die Heimat aushalten und sterben, fällt dieses Gesindel ihnen in den Rücken. Da werden die Feinde frohlocken!"

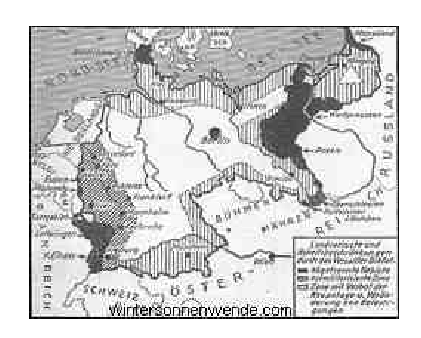
Vom Flur her drang Stimmengewirr zu ihm herein. Er riß sich vom Fenster los und tastete sich mühsam zur Tür. "Vielleicht sind nur hier in Pasewalk einige Feiglinge zu Landesverrätern geworden." Das war seine letzte Hoffnung.

Draußen folgte er den Kameraden, die sich in dem kleinen Saal um den Pastor drängten. Wenn der Gefreite Hitler den Pfarrer auch noch nicht recht erkennen konnte, so fühlte er doch gleich am Klang seiner Worte, daß er etwas Entsetzliches zu berichten hatte. Die Stimme des alten Mannes war sehr, sehr leise; sie zitterte und stockte, und doch verstand Hitler jede Silbe. "Abdankung des Kaisers, Revolution, Republik, Waffenstillstand, Verhandlungen mit dem Feinde", wie Posaunenstöße dröhnte es ihm in die Ohren. Dafür hatte die feldgraue Wehr vier Jahre geblutet und gelitten? Dafür waren zwei Millionen Männer gefallen? Für dieses Ende, für diese Schmach?!

Dem Verwundeten wurde es schwarz vor den Augen; er taumelte zum Schlafsaal zurück und warf sich auf sein Lager - und weinte um Deutschland.

Während in den nächsten Tagen die Kameraden die Lage erörterten, fluchten und wetterten, redete er kein Wort. In den dunklen Nächten aber, in denen die Verzweiflung die anderen überfallen wollte, wuchs in seinem Herzen der eiserne Entschluß, dieses Land zu retten aus den Klauen der Verräter. Er wollte Politiker, er wollte Baumeister des neuen Deutschen Reiches werden.

Alles für Deutschland



Landverluste und Hoheitsbeschränkungen durch das Versailler Diktat.

Der Krieg war beendet. Ein furchtbares Friedensdiktat raubte unserem Vaterlande wertvolle Landstriche und alle Kolonien. Millionen deutscher Menschen verloren ihre Heimat. Riesenhafte Geldsummen mußten den Feinden bezahlt werden; Deutschland wurde arm. Täglich rollten Eisenbahnzüge nach Frankreich mit Kohlen, Erz, Holz, mit Nahrungsmitteln und lebendem Vieh. Alles das mußte Deutschland abliefern, fast alle seine Waffen vernichten.

Da wuchs das Elend unermeßlich; das Heer der Arbeitslosen nahm täglich zu. Aber die Juden, die in der Regierung saßen, sie und ihre Freunde, hatten nicht den Willen, Deutschland zu helfen. Es sah aus, als wäre unser Vaterland für alle Zeiten verloren.

Das schwere Lastauto ratterte durch die Straßen Münchens. Die Männer, die darauf standen, faßten in den Kurven die Fahnenstangen, an denen leuchtende Hakenkreuzfahnen flatterten, fester. Ihre Augen blitzten kühn, und sie schienen sich vor niemand zu fürchten. "Singen!" befahl eine Stimme. Fußgänger blickten erstaunt dem Wagen nach. Aus jungen Kehlen klang von dort ein Lied, frisch und trotzig: "Dem Adolf Hitler haben wir's geschworen, dem Adolf Hitler reichen wir die Hand!" - "Nationalsozialisten!" dachten die Münchener, "entschlossene Burschen." An einigen Läden rasselten eilig die eisernen Schutzgitter herab. Da brachen die Männer im Auto in ein schallendes Gelächter aus: "Schau an, die Kinder Israels bekommen schon Angst vor uns. Recht so!"

Seitdem ihr Führer Adolf Hitler ihnen den schrecklichen Einfluß der Juden klargemacht hatte, gab es für sie kein Wanken mehr. Sie haßten die Juden.

Plötzlich schlug polternd ein schwerer Stein auf das Verdach; ein zweiter, ein dritter folgte. Einige junge Burschen hatten geworfen; sie schrien noch

gellend und rannten eiligst davon.

Das Auto stoppte. Flink sprangen mehrere Nationalsozialisten herunter, und mit langen Sätzen erreichten sie die Angreifer. Rücksichtslos gab es eine tüchtige Tracht Prügel. Dann saß wieder alles im Wagen. "Diese kommunistischen Horden sollen schon Respekt vor uns bekommen."

Vor jeder Anschlagsäule gab es Aufenthalt. Wenn das Auto weiterfuhr, klebten an den Säulen mächtige grellrote Plakate. Schon von weitem waren die großen Buchstaben zu erkennen, und befriedigt beobachteten sie, wie sofort einige Männer und Frauen stehen blieben, um die Zeilen zu lesen: Wählt Adolf Hitler! Wählt die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei! Nieder mit der Judenregierung! Adolf Hitler gibt dem deutschen Volke Arbeit und Brot! Adolf Hitler schafft ein einiges, starkes Deutschland! Adolf Hitler zerbricht den Versailler Schandfrieden!

Viele Leute dachten beim Lesen der Plakate: "Eine Rede dieses Mannes wollen wir uns einmal anhören. Vielleicht rettet er Deutschland."

Wie so oft fuhr das Auto Adolf Hitlers in alle deutschen Gaue, damit der Führer der Nationalsozialisten die deutschen Menschen durch seine Reden aufrüttelte. Noch war die Sonne nicht aufgegangen; nur über den Waldwipfeln zeigte sich ihr erster goldener Schimmer. Neben dem Fahrer saß Rudolf Heß, einer der treuesten Kampfgefährten; hinten im Wagen Adolf Hitler. Er schlief. Die Haut spannte sich hart über die Wangen, und das Gesicht sah abgearbeitet aus.

Es war ein Wunder, daß der Körper diese unendlichen Anstrengungen überhaupt aushielt. Eine Versammlung jagte die andere; die Arbeit wuchs lawinengleich - aber es gab keine Schonung.

Vorsichtig schob Heß das Fenster tiefer. Würzig, kühle Waldluft strömte in den Wagen; Adolf Hitler wachte auf. "Wir wollen rasten", sagte er. Bald saßen die drei Männer am Rain. Ein Bächlein suchte murmelnd seinen Weg durch die Wiesen; vom Wipfel einer Tanne schmetterte ein Buchfink sein frisches Lied; tausend Vogelstimmen antworteten ihm.

Schweigend genossen die Männer die Schönheit der Morgenstunde. Doch allmählich meldete sich der Hunger. Aus einer Büchse reichte Heß derbes Brot, Eier und Obst; alle drei langten tüchtig zu. Nach dem Mahl entfaltete Adolf Hitler eine Landkarte und zeigte die lange Reihe der Städte, in denen er in den nächsten Tagen reden wollte. "Wir werden es schaffen, Kameraden", sein Gesicht wurde hart, "allen Verfolgungen zum Trotz! Für Deutschland darf

uns nichts zu schwer werden!" Er erhob sich; während der Weiterfahrt beriet er mit Rudolf Heß viele wichtige Dinge. Nicht einmal jetzt gönnte er sich Ruhe.

Als der Führer einige Tage später in München wieder einmal im großen Zirkus Krone sprach, war der Riesenraum überfüllt; und wieder gewann er durch seine Rede, die fast drei Stunden dauerte, viele, viele Volksgenossen.

Der Marsch zur Feldherrnhalle

Im Saal des Bürgerbräukellers in München kann am Abend des 8. Novembers 1923 kein Apfel zur Erde fallen. Oben auf der Tribüne haben neben dem Generalstaatskommissar von Kahr, der General von Lossow und Oberst Seißer Platz genommen. Kopf an Kopf sitzt die unübersehbare Menschenmenge im Saal, darunter die Mitglieder der bayerischen Landesregierung.

Große Aufregung herrscht in der Versammlung. Jeder spürt, daß heute eine Entscheidung fallen wird. Die verschiedensten Gerüchte schwirren umher. "Kahr will den katholischen Donaustaat ausrufen", versichert der eine; der andere glaubt zu wissen: "Bayern will der Berliner Regierung den Gehorsam aufkündigen." Jeder behauptet etwas anderes; aber niemandem ist Genaues bekannt. Die Glocke ertönt. Kahr begibt sich zum Rednerpult und beginnt zu sprechen.

Da entsteht plötzlich Unruhe am Saaleingang. Hitler und Göring erscheinen mit den ersten -Männern der Bewegung, dem kleinen "Stoßtrupp Hitler", im Saal und drängen sich durch die immer aufgeregter werdende Menge nach vorn.

Bald stehen Adolf Hitler und Rudolf Heß auf der Rednertribüne, dicht vor Kahr. Die Erregung steigert sich. Der Generalstaatskommissar hört vor Schrecken auf zu sprechen. Hitler ruft einige Worte in die Versammlung. Keiner hört sie in dem Tumult. Aber der Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei weiß sich zu helfen. Er reißt den Revolver hoch. Ein Schuß kracht. Die Kugel dringt in die Decke.

Nun tritt endlich Ruhe ein. Deutlich hören jetzt die Münchener die klare laute Stimme Adolf Hitlers: "Die Berliner Regierung ist abgesetzt. Die nationale Regierung ist gebildet." Von neuem brandet Unruhe durch den Raum. Während sich Kahr und Seißer mit Adolf Hitler und Rudolf Heß in ein Beratungszimmer begeben, beruhigt Hauptmann Göring die tosende Menge

und erklärt, daß heute die nationale Revolution beginne, die sich ausschließlich gegen die Berliner Judenregierung richte, nicht gegen Kahr.

Während dieser Ausführungen verhaften die bewaffneten Nationalsozialisten alle bayerischen Minister, auf die sie sich nicht verlassen könne, und führen sie ab.

Die vier Männer sind wieder auf die Tribüne zurückgekehrt. Auch General Ludendorff steht jetzt bei ihnen. Adolf Hitler nimmt das Wort: "Die Novemberverbrecher sind abgesetzt. Kahr ist Statthalter. Pöhner Ministerpräsident, Ludendorff Kriegsminister, Lossow Reichswehrkommandeur. Seißer wird Polizeikommandant. Ich selbst übernehme die Politik der nationalen Regierung. Ebert ist abgesetzt." Lauter Jubel schlägt dem Sprecher entgegen.

Nun tritt Kahr an das Rednerpult. Blaß und auf das Höchste erregt, erklärt er: "In des Vaterlandes höchster Not übernehme ich die Staatsgeschäfte als Statthalter der Monarchie." Darauf fordert der Versammlungsleiter die Zuhörer auf, ruhig nach Hause zu gehen.

In diesem Augenblick stürmt ein Nationalsozialist in den Saal. Er überbringt Adolf Hitler die Meldung: "Die Pioniere machen nicht mit. Sie leisten Widerstand." Kurz entschlossen eilt der Führer der NSDAP. in die Kaserne und schafft Ruhe. Als er zurückkehrt, hat General Ludendorff Kahr, Lossow und Seißer gegen Ehrenwort entlassen.

Der Führer ist mit dieser Handlungsweise des Feldherrn nicht einverstanden. Er weiß, daß die nationale Erhebung schwer gefährdet ist, weil sein Gefühl ihm sagt, daß man den drei Männern nicht trauen kann. Er gibt jedoch die Hoffnung, daß alles gut wird, noch nicht auf.

Schon in der gleichen Nacht brechen Kahr, Lossow und Seißer ihr Wort. Sie alarmieren das Militär. Die Soldaten des 19. Infanterie-Regimentes verhaften einzelne Gruppen der Kampfverbände. Ein Funkspruch geht in die Welt: "Generalstaatskommissar von Kahr, General von Lossow, Oberst Seißer lehnen Hitlerputsch ab."

Auch in den Tageszeitungen wenden sich die drei Verräter gegen Adolf Hitler.

Da beschließt der Führer der Nationalsozialisten am 9. November einen Protestmarsch durch die Straßen Münchens. Er hofft, daß er dadurch das Volk mit sich reißen kann, und daß der Umsturz doch noch glückt.

Vor dem Bürgerbräukeller sammeln sich die nationalsozialistischen Kampftruppen. An der Spitze des Zuges marschieren Adolf Hitler, General

Ludendorff, der siegreiche Führer der deutschen Soldaten in Hunderten von Schlachten, Hermann Göring, den leuchtenden Pour le mérite um den Hals, Alfred Rosenberg und Julius Streicher. Eine riesige Volksmenge begleitet singend den Zug. Eiserne Entschlossenheit liegt auf den Gesichtern des Führers und seiner Getreuen. Überall herrscht Jubel. Vom Rathaus weht bereits die Hakenkreuzfahne.

Mit dem Lied "O Deutschland hoch in Ehren" kommt die Spitze des Zuges vor der Feldherrnhalle an. Da bricht plötzlich das Lied ab. Eine Schützenkette, gebildet aus grüner Landespolizei, schießt aus Gewehren und Maschinengewehren in die anmarschierende Menge. Um Adolf Hitler pfeifen die Kugeln. Plötzlich stürzt sich Parteigenosse Graf vor ihn und sinkt im gleichen Augenblick schwer verwundet zu Boden. Er hatte das Geschoß aufgefangen, das seinem Führer galt.

Weiter hämmern die Maschinengewehre. Verängstigt steht ein Junge in Hitlers Nähe. Er ist mitgelaufen und weiß in der Verwirrung nicht, wohin er flüchten soll. Kurz entschlossen packt Adolf Hitler zu und bringt ihn in ein Haus. Dort ist das Kind in Sicherheit.

Männer brechen zusammen. Gellende Schreie werden hörbar. Links und rechts vom Zuge flutet die Menschenmenge zurück. Wilde Gerüchte schwirren durch die Reihen.

Erst nach drei oder vier Tagen tritt in München äußerlich wieder Ruhe ein. Sechzehn Nationalsozialisten sind gefallen. Viele deutsche Männer wandern in die Gefängnisse; auch Adolf Hitler wurde festgenommen.

Die nationale Erhebung ist durch Verrat im Feuer der Reaktion zusammengebrochen.

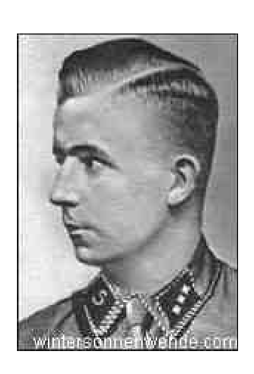
Von 1841 bis Adolf Hitler (Teil 5)

Adolf Hitler (Teil 2)

Horst Wessel

Der junge Student, der Horst Wessel in seiner neuen Wohnung im ärmlichsten Viertel Berlins besuchte, sah sich entsetzt in der ärmlichen Stube um. Er musterte die verblichene schlechte Tapete, das schmale harte Bett, die billige Waschschüssel und schüttelte Horst Wessel ärgerlich an der Schulter. "Horst, du kannst doch hier nicht wohnen bleiben. Denke an dein schönes Zimmer bei euch zu Hause! Und dein Studium hast du auch aufgegeben? Das ist doch alles Unsinn!"

Horst Wessel stand von dem Küchenstuhl auf und blickte seinen Freund ernst an: "Nein, Arnulf! Ich bin Nationalsozialist, und wenn ich unsere Arbeiter



Horst Wessel.
[Ausschnitt, Bucheinband "Horst Wessel im Bild"]

für Adolf Hitler und seine Gedanken gewinnen will, muß ich die Arbeiter ganz verstehen, ihr Leben, ihre Sorgen. Das kann ich am besten, wenn ich lebe wie sie. Dann werden sie mir glauben. Ich habe auf einem Bau eine Stelle als Hilfsarbeiter gefunden und muß Sand und Steine schleppen. Das schadet nichts. Es kommt noch einmal die Zeit, da wird für jeden jungen deutschen Mann die Arbeit mit der Schaufel ein Ehrendienst sein."
Er lachte froh; aber der Freund ließ nicht locker. "Horst, mußt du dich denn ausgerechnet hier in Berlin in der dicksten Kommunistengegend einquartieren? Die Roten haben doch ohnehin schon eine furchtbare Wut auf dich." - "Das stimmt, Arnulf. Ich habe ihre besten und vernünftigsten Männer für uns gewonnen, und mein Sturm 5 marschiert zu ihrem größten Ärger mitten durch die Straßen, die sie bisher beherrschten; aber wer nicht mutig wagt, gewinnt nicht! Unser Führer braucht Kämpfer. Komm auch du in meinen SA.-Sturm! Prächtige Kerle sind darin - ein Stück Volksgemeinschaft

ist dort entstanden, wie wir sie für ganz Deutschland erhoffen: Kaufleute, Arbeiter, Studenten, Handwerker, Alte und Junge marschieren Schulter an Schulter für Deutschland. Willst du fehlen, wenn Deutschland erwacht?"
Seine Augen blickten den Freund forschend an. Der stand eine Weile sinnend da; dann sah er zu Horst Wessel auf: "Nein, Horst, ich bin dabei!" Der junge Sturmführer nannte ihm noch den Versammlungsort seines Sturmes, dann trennten sie sich.
Unermüdlich schuftete der ehemalige Student an seiner Baustelle. Der Rücken schmerzte; die Hände hatten dicke Blutblasen; doch er war froh. Zwar hatten die kommunistischen Arbeiter schon verschiedentlich versucht, ihn von dem Arbeitsplatz fortzudrängen; aber er ließ sich nicht beirren. Auch hier gewann er viele Kameraden durch seine Worte und sein Vorbild für Adolf Hitler.

Es war wieder einmal Mittagspause. Wessel saß mitten unter seinen Arbeitskameraden. Genau wie sie wickelte er aus einem Stück Zeitungspapier ausgetrocknete Butterbrote und trank aus einer Blechkanne dünnen Kaffee. Nach einer Weile beugte er sich zu einem älteren Kameraden hinüber, der mit finsterem Gesicht an dem zähen Brote kaute. "Also, Richard, du kommst heute abend mit in die Versammlung, verstanden? Da wirst du schon wieder Mut in die Seele kriegen." - "Ach, laß mich mit deinem Hitler in Ruhe. Ich will nichts mehr von der Politik wissen. Es ist ein Bonze so schlecht wie der andere. Jeder sorgt nur für sich selber, und uns armen Teufeln hilft keiner."

"Nein", unterbrach Wessel den Erbitterten, "Hitler ist anders; glaube es mir. Er denkt nur an das Volk, nur an Deutschland. Die 25 Programmpunkte, die er aufgestellt hat, sind so abgefaßt, daß es Deutschland besser gehen muß, wenn er sie erst durchführen kann. Kommst du?" - "Wollen mal sehen", knurrte achselzuckend der andere.

Doch um 20 Uhr stand Richard mit mehreren seiner Arbeitskameraden im Saal, um Horst Wessel reden zu hören.

Tabakrauch zog durch den Raum. Die Menschen saßen dichtgedrängt. Keine Stecknadel konnte mehr zur Erde fallen. An verschiedenen Tischen und in einer Ecke lümmelten Kommunisten herum, die Mützen schief übers Ohr gezogen, die Hände tief in die Taschen vergraben. Sie schossen giftige Blicke auf die zahlreichen SA.-Männer.

Da trat der junge Sturmführer ein. Gewandt schwang er sich auf das Podium. Jetzt trug er die braune Uniform. Leicht stützte er die Hand in die Hüfte, die hellen Augen glitten über die Versammlung; dann begann er.

Er zeigte den Zuhörern den Weg, der Deutschland ins Elend geführt hatte.

Er schilderte den Schandfrieden von Versailles, das Judentum und die Moskauer Kommunistengefahr. Aber er zeigte ihnen auch den Weg der Rettung: es war der Glaube an Deutschland, an Adolf Hitler, an den Nationalsozialismus.

Die Gesichter der meisten Kommunisten wurden immer finsterer und tückischer. Sie fingen an, den Redner zu stören. Stühle wurden umgeworfen. Nagelschuhe scharrten aufreizend über den Boden. Einer fing an zu pfeifen.

Da hörte Horst Wessel mitten im Satze auf. "Ruhe dahinten!" befahl er scharf. Da flog, von einem verwegenen Kommunisten geschleudert, ein schweres Bierglas nach dem Podium. Der Redner bückte sich blitzschnell, und der Krug zerschmetterte an der Wand. Dies war der Anfang zu einem wüsten Tumult.

Die Kommunisten schlugen mit Stuhlbeinen, Bierseideln und Stöcken auf die Nationalsozialisten ein. Aber die Männer im Braunhemd waren solche Angriffe gewöhnt. Sie hieben rücksichtslos zurück. Sie standen Rücken an Rücken. Ihre Schulterriemen sausten nieder. Die Fäuste hämmerten auf die Köpfe der Angreifer. Schritt für Schritt wichen die Marxisten. Harte SA.-Fäuste packten zu, und die letzten Störenfriede wurden aus dem Saal geworfen.

Keuchend standen die SA.-Männer wieder auf ihrem alten Platze; doch mehreren rann das Blut über die Stirn. Einer hatte auch an der linken Hand eine klaffende Wunde davongetragen, die seine Kameraden notdürftig verbanden.

Als Horst Wessel, der in vorderster Front gekämpft hatte, wieder mit dem Reden begann, war der Raum nicht mehr so voll. Bei der Saalschlacht hatten sich manche ängstliche Gemüter vorsichtig durch eine Seitentür ins Freie verdrückt. Aber die Zurückgebliebenen schlug der Sprecher ganz in seinen Bann. Doch er konnte nicht zu Ende reden. Plötzlich polterten schwere Schritte im Vorraum. Die Saaltür wurde aufgerissen. Polizei erschien. Sie schwang bedrohlich den Gummiknüppel. Eine Anzahl der Beamten wäre lieber bei den Nazis gewesen; doch der jüdische Polizeipräsident war ein Todfeind der braunen Kolonnen.

Horst Wessel mußte aufhören; aber unerschrocken schloß er noch die Kundgebung mit einem Sieg-Heil auf seinen Führer, und beim Hinausgehen brauste ein Lied durch den Saal, das allen wie Feuer in die Seele drang:

Die Fahne hoch! Die Reihen fest geschlossen!

Horst Wessel hatte es gedichtet.

In den nächsten Tagen ließen sich fast die Hälfte seiner Arbeitskameraden in die Nationalsozialistische Partei aufnehmen. Auch Richard war dabei. - Bei den Kommunisten aber tobten die Anführer. Wieder hatten sich 15 Mitglieder von ihnen losgesagt. Die Worte Horst Wessels hatten sie bekehrt.

Am 23. Februar 1930 starb der Freiheitskämpfer an den Folgen eines feigen Mordüberfalles, den gemeine kommunistische Verbrecher am 14. Januar 1930 in seiner Wohnung unter Mitwirkung seiner Wirtin ausgeübt hatten.

Schüsse in deutscher Nacht

Hinter den Häusern Berlins war die fahle Wintersonne längst untergegangen. Die Dunkelheit war herangekrochen und hüllte die kleine Dachwohnung ein, in welcher der Maurer Erdmann mit seiner Frau und dem zwanzigjährigen Sohn Hermann wohnte.

Als Frau Erdmann endlich eine kleine Petroleumlampe anzündete, sah man erst, wie ärmlich der kleine Raum war. Sorgenvoll blickte die Frau auf ihren Mann, der bleich und abgezehrt am Tische hockte. Sie schnitt von einem kleinen Laib Brot eine Scheibe ab, streute etwas Salz darauf und reichte sie ihm hin.

Aber Erdmann schob sie zurück: "Laß nur, Mutter, es hat ja alles keinen Zweck mehr. Tag für Tag renne ich zum Arbeitsamt - keine Arbeit! Hast du gehört, Lene, in Deutschland haben wir jetzt fast sieben Millionen Arbeitslose! 7.000.000!" Er schrie es fast heraus. Dann stützte er den Kopf verzweifelt in beide Hände: "Und wir wollen doch arbeiten! Wir sind doch noch nicht alt! Am besten wäre es, wir drehten den Gashahn auf. Genug Leute tun's. Es ist besser, wir sterben bald. Uns hilft doch keiner mehr!"

Die Frau suchte ihn zu trösten: "Vielleicht bringt der neue Reichstag eine Besserung!" Aber der Maurer winkte müde mit der Hand ab: "Laß mich mit diesem Reichstag in Ruhe. 33 Parteien wollen hinein; stundenlang reden und beratschlagen die Herren Volksvertreter; der eine schimpft auf den anderen, und jeder denkt nur an seinen Vorteil und nicht ans Volk. Und wenn ich an die vielen Judennasen denke, die dabei sind, wird mir ganz schlecht."

Die Frau schwieg; ihr Mann hatte recht. Juden - wohin man guckte. Ihr Hauswirt war ein Jude; er hatte noch zwölf andere Häuser. Der Kinobesitzer an der Ecke - ein Jude. Der Wirt von der Kneipe gegenüber, in die ihr Hermann niemals ging - ein Jude. Auf dem Lande schien es auch nicht besser zu sein. Den kleinen Bauernhof ihres Schwagers hatte ein Jude versteigern lassen, als der arme Mann einmal nicht pünktlich die Zinsen

zahlen konnte.

Sie seufzte. Jahrelange Arbeitslosigkeit war furchtbar. Die kleine Wohlfahrtsunterstützung reichte gerade für Miete und ein bißchen Essen. Wenn es nur ihr Junge einmal etwas besser hätte als sie! Sie rückte dichter an die Lampe und stopfte zum zehnten Male die alten Socken.

Da wurde die Tür aufgerissen, und ein schlanker Bursche von siebzehn Jahren trat herein. Es war ihr zweiter Sohn. Die Eltern schauten auf. "Nanu, so zeitig aus der Arbeit?" Karl schleuderte die Mütze auf einen Haken. "Man hat mich rausgeworfen!" - "Junge!" - ein Entsetzensschrei der Mutter unterbrach ihn. "Weil ich Nazi bin, sagte der Chef, für solche Leute gäbe es in seinem Betrieb keine Arbeit."

"Siehst du, ich habe es dir doch oft genug gesagt, Karl", klagte die Frau. "Mutter, es geht nicht anders. Von unserem Führer Adolf Hitler lasse ich nun einmal nicht, mag kommen, was will. Er wird unser Vaterland noch mal retten. Verlaß dich drauf. Wenn uns auch unser Polizeibonze, der Jude Isidor Weiß, verfolgen läßt; wenn er auch unser Braunhemd verbietet, einmal, Mutter, kommt die Zeit, da jagen wir ihn und alle schlechten Kerle aus dem Lande. Dann gibt's Freiheit, dann gibt's Arbeit und Brot für alle. Auch für Vater! Dann bauen wir Siedlungen und Sportplätze und neue Fabriken. Unser Führer schafft es!" Wie ein Jubelruf klang die junge Stimme. "Hoffentlich hast du recht, Karl." - "Du mußt an den Führer und sein Werk glauben, Vater, felsenfest! Er allein kann uns retten. Heute abend klebe ich wieder Plakate an."

"Allein?" klang besorgt die Stimme der Mutter. "Nein, Hans und Friedrich kommen mit."

Lene Erdmann war beruhigter. Jedesmal bangte sie um ihren Jungen, wenn er abends Dienst hatte. Zuviel kommunistisches Gesindel wohnte hier in diesem Viertel. Sie bedrohten jeden Nationalsozialisten.

Im trüben Laternenlicht schritten einige Zeit später drei junge SA.-Männer durch die Straßen. Karl schleppte die Rolle mit den Wahlplakaten. Hans und Friedrich trugen Leimtopf und Pinsel. Blitzschnell fuhr der Pinsel an den Häusern über die Ziegel. Geschickte Finger rollten das Plakat darüber; ein paar kräftige Striche - und das Plakat saß fest: "Wählt Adolf Hitler! Wählt die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei!" Die Hakenkreuze standen klar auf dem hellen Grunde.

Alle Augenblicke schauten sich die jungen Männer um. Mit großen

kommunistischen Horden zusammenzutreffen war gefährlich. Da, an der Wegekreuzung schien ein Schatten vorbeizuhuschen. Vorsichtig gingen die drei weiter. Ihre Schritte hallten. Da - noch ein Schatten vor ihnen - rechts noch einer - immer mehr!

Die SA.-Männer beschleunigten ihre Schritte. Gegen eine solche Übermacht waren sie wehrlos. Da tönte ein greller Pfiff, und im nächsten Augenblick peitschten Kugeln durch die Dunkelheit. Friedrich schrie auf - eine Kugel hatte ihn getroffen. Karl versuchte ihn mitzuziehen; es war vergebens.

Die Polizei verhaftete die nationalsozialistischen Kämpfer.

Der Tag der Machtübernahme

Mit einem klaren Wintermorgen bricht der denkwürdige 30. Januar 1933 an. Wie sonst rasen an diesem Montag die vielen Autos durch Berlin, die Straßenbahnen klingeln, und die Menschen eilen ihren gewohnten Arbeitsplätzen zu. Doch im Reichspräsidentenpalais in der Wilhelmstraße herrscht außergewöhnlich reges Leben und Treiben. Reichspräsident von Hindenburg hat heute den Führer der nationalsozialistischen Bewegung zu sich gebeten. Von dieser Unterredung hängt das Schicksal des deutschen Volkes ab.



Hitler und Hindenburg

Um 13 Uhr löst sich die ungeheure Spannung, die über dem ganzen Reich liegt, als der Rundfunk die Meldung durchgibt: "Soeben erfahren wir, daß Adolf Hitler zum deutschen Reichskanzler ernannt wurde."

Eine halbe Stunde später werden in allen deutschen Städten den Verkäufern die Extrablätter aus den Händen gerissen. Jeder will die Nachricht mit eigenen Augen lesen. In den Herzen all derer, die sich zum Führer bekannt hatten, steigt ein überschäumendes Glücksgefühl auf. Sie wissen, daß von diesem Tage an Deutschlands Schicksal sich bessern wird.

Schon um 15 Uhr ist der Kaiserhof, das Berliner Hauptquartier Adolf Hitlers, von jubelnden Menschenmassen umlagert. Im Hotel hält der neue Reichskanzler mit seinen Ministern die erste Beratung ab. Ununterbrochen dringen Heilrufe bis in das Arbeitszimmer. Die Menge wartet voller Ungeduld. Unaufhörlich schallen die Sprechchöre immer wieder von neuem zum Kanzler: "Wir wollen unseren Führer sehen!" Alle Blicke sind auf den Balkon gerichtet. Die Polizei hat Mühe, die drängenden und begeisterten Menschen zurückzuhalten.

Minute um Minute verrinnt. Gegen 16 Uhr ist die Spannung auf das Höchste gestiegen. Aber noch müssen die harrenden Berliner eine volle lange Stunde warten.

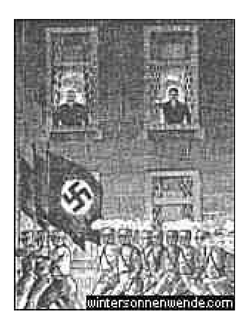
Da schwellen plötzlich die Heilrufe zum ohrenbetäubenden Orkan an. Ein Auto ist vorgefahren. Der Führer erscheint im Hoteleingang. Der Kanzler des neuen Deutschlands will dem greisen Reichspräsidenten seinen ersten Besuch abstatten. Nur mühsam kann sich der Kraftwagen den Weg durch die begeisterte Volksmenge bahnen.

Wieder verrinnen die Stunden. Während in der Reichskanzlei die Minister versammelt sind, treten in Großberlin die SA.- und -Stüme an, mit ihnen alle vaterlandsliebenden Männer. Die Herzen der besten Volksgenossen schlagen höher. Was sie in den vierzehn Jahren ersehnt haben, ist jetzt endlich Wirklichkeit geworden. Deutschland ist wieder national.

Als dann die Nacht über das deutsche Land hereinbricht, setzen sich die wuchtigen und endlosen Marschkolonnen der SA. und und der vaterländischen Verbände in Bewegung. Alle Männer tragen lodernde Fackeln in den Händen, die den nachtdunklen Himmel hell erleuchten und die breite Straße Unter den Linden in ein wogendes Lichtermeer verwandeln. Marschmusik aus Hunderten von Kapellen klingt auf. Zehn- und Hunderttausende, die sich an den Bordsteinen stauen, singen jubelnd, jauchzend und im Innern ergriffen die Kampflieder mit. Heilrufe mischen sich dazwischen. Hinter den Formationen schieben sich Tausende von Menschen ein. Der Schein der Fackeln huscht an den Häusern entlang. Auch sie prangen in schönstem Schmuck langer Hakenkreuzfahnen und nehmen würdig Anteil am Glück der Menschen. Ganz Berlin ist von einem Taumel der Begeisterung ergriffen.

Der Zug geht durch die Wilhelmstraße zum Palais des Reichspräsidenten. Am Fenster steht der Generalfeldmarschall des großen Krieges. Er grüßt die Standarten der SA. und . Brausender Jubel tönt zu seinem Fenster hinauf. Stunde um Stunde steht der ehrwürdige Reichspräsident am Fenster. Sein Leben zieht an ihm vorbei. Die Erinnerung an die Kaiserproklamation von Versailles und den 1. August 1914 steigt auf. Nie klang das Deutschlandlied

so, wie in diesen nächtlichen Stunden. Unbeweglich harrt der Feldmarschall aus.



Unaufhörlich, unabsehbar, ehern dröhnt vier Stunden
lang der Marsch der Kolonnen.

Am Nebenfenster, im Kegel der Scheinwerfer, steht tiefbewegt der Führer, umgeben von seinen engsten Mitarbeitern, die jahrelang Not und Verfolgung, Haß und Leid in unerschütterlicher Treue mit ihm getragen hatten. Ihre Gesichter strahlen. Bei jeder Kolonne braust die jubelnde und unbeschreibliche Begeisterung neu auf und Zehntausende von Händen strecken sich dem Kanzler grüßend entgegen. Unaufhörlich, unabsehbar, ehern dröhnt vier Stunden lang der Marsch der Kolonnen, wie ein riesiger Strom fluten die alten Kämpfer an ihm vorbei. Sie marschieren, marschieren, der Zug scheint kein Ende nehmen zu wollen.

Dankbar grüßt der Führer seine Getreuen.

Deutschland ist erwacht.
Das nationalsozialistische Reich ist entstanden!

Ein Volk, ein Reich, ein Führer

Der österreichische Bundeskanzler Schuschnigg war ein erbitterter Feind Deutschlands. Er hatte ganz vergessen, daß das schöne Österreich über ein Jahrtausend zum Deutschen Reich gehört hatte, daß seine Bewohner deutsch sprachen, deutsch fühlten, daß die besten von ihnen sich heimsehnten ins große deutsche Vaterland. Deshalb waren viele Nationalsozialisten geworden.

Schuschnigg bangte um seine Herrschaft und verfolgte jeden Nationalsozialisten mit leidenschaftlichem Haß. Die Kerker füllten sich; Dutzende mußten für ihr Deutschtum schimpflich am Galgen sterben.

Das deutsche Volk aber erlebte den Kampf der österreichischen Brüder mit tiefem Mitgefühl. Ergriffen erlebte es im Juli 1937 die unvergeßlichen Stunden beim großen deutschen Sängerfest in Breslau. Nach unendlichen Schwierigkeiten war es den Österreichern endlich gelungen, die Erlaubnis zur Teilnahme am Fest zu erlangen. Sie marschierten mit im riesigen Festzuge, der auf dem Schloßplatz grüßend am Führer vorbeidefilierte. Als die Österreicher den Mann sahen, von dem allein sie Hilfe erhofften, war es mit ihrer Fassung vorbei. Die festgeschlossenen Reihen zerrissen. Unaufhaltsam drängten sie vor zur Führertribüne, und ihre ganze Sehnsucht löste sich in einem bisher noch nie gehörten Aufschrei:

"Ein Volk, ein Reich, ein Führer!
Ein Volk, ein Reich, ein Führer!"

Schwielige Hände reckten sich dem Kanzler entgegen; Tränen verdunkelten die Augen. Ihre Herzen und Stimmen bekannten als heißesten Wunsch:

"Ein Volk, ein Reich, ein Führer!"

Tief bewegt beugte sich Adolf Hitler zu ihnen nieder; er verstand sie. Österreich war ja seine Heimat.

Die Verfolgungen und Drangsalierungen nahmen immer schärfere Formen an. Anfang März beschloß der Bundeskanzler über Nacht eine Volksabstimmung. Da er wußte, daß die meisten Volksgenossen mit seiner Regierung nicht zufrieden waren, hatte er ganz unerhörte Bedingungen erlassen, um seine Wahl zu sichern. So sollte es weder Wahllisten noch Wahlzettel geben. Die Stimmscheine mußten offen abgegeben werden. Damit hoffte er, die Nationalsozialisten abzuschrecken. Im geheimen wurden große Stöße Flugzettel hergestellt, auf die er dreist im voraus drucken ließ: 97 v. H. aller Stimmen für Schuschnigg! Mit allen Mitteln wollte der Bundeskanzler nach dem Willen der Feindbundstaaten den Anschluß Österreichs an Deutschland für alle Zeiten verhindern.

Wie die Freunde der Regierung eingestellt waren, zeigte sich jetzt beim Bekanntwerden der Wahlbedingungen. Lastautos mit grellroten Fahnen, mit den kommunistischen Abzeichen bemalt, fuhren durch die Straßen. Geballte Fäuste reckten sich drohend hoch. Mit Gewalt suchten sie Zusammenstöße; sogar Reichsdeutsche wurden von ihnen angegriffen.

Die Deutschgesinnten Österreichs aber packte helle Empörung. Sie wußten, daß Schuschnigg erst wenige Wochen vorher dem Führer Adolf Hitler auf dem Obersalzberg eine bessere Behandlung der Nationalsozialisten zugesichert hatte und empfanden seine Tat als schmählichen Verrat am Deutschtum.

In den entlegensten Dörfern fanden sich die Kämpfer zusammen, diesmal gewillt, Widerstand bis zum Äußersten zu leisten. Noch wurde eiserne Disziplin gehalten; aber an vielen Rathäusern erschienen trotzig die Hakenkreuzfahnen. Auch unzählige Privathäuser schmückten sich damit. Die Antwort der Schuschnigganhänger waren wilde Bedrohungen. In Linz wurden acht Mann angeschossen. Österreich schien einem furchtbaren Bürgerkrieg entgegenzugehen. Doch das mußte vermieden werden. Deutsches Blut durfte um eines undeutschen Verräters willen nicht geopfert werden.

Einer der besten Nationalsozialisten in Österreich war der Minister Dr. Seyß-Inquart. Er beschloß zu handeln.

Während auf dem weiten Platz vor dem Bundeskanzleramt die geschlossenen Blocks der Wiener SA. und angetreten waren, zum letzten Kampf bereit, zwang er den falschen Staatsmann Schuschnigg und seine Gesinnungsfreunde zur Abdankung. Sie fügten sich im Gefühl ihrer Schuld. Er bildete mit treuen Männern eine neue Regierung. Auch er hatte als Deutscher nur ein Ziel:

Ein Volk, ein Reich, ein Führer!

An den Grenzen standen seit einigen Stunden deutsche Truppen. Der Führer hatte sie in banger Sorge um die österreichischen Brüder auf Dr. Seyß-Inquarts Anforderung dorthin entsandt. Nun rückten sie ein in die alte deutsche Ostmark.

Die Schuschniggfreunde, die an vielen Stellen immer noch dreist aufgetreten waren, verkrochen sich schnell vor dem harten Schritt deutscher Kolonnen.

Die übrige Bevölkerung aber, die endlich ihr deutsches, ihr nationalsozialistisches Fühlen ohne Furcht offenbaren konnte, empfing die Truppen mit überschäumendem Jubel. Das war ein Lachen und Grüßen, ein Tücherwinken und Händeschütteln; Blumen und Früchte, Zigaretten und Schokolade, alles wurde in rührender Liebe als Gabe angebracht.

Die deutschen Soldaten empfanden diese Stunden des Einmarsches in des Reiches Ostmark als unvergeßliche Höhepunkte ihres Lebens. Sie hatten oft übermenschliche Anstrengungen zu leisten an Märschen und anderen Strapazen; aber sie vergaßen das alles über dieser Freude.
Unterdessen führte Seyß-Inquart weiter aus, was das österreichische Volk wünschte. Er bat den Führer Adolf Hitler, die alte Ostmark einzugliedern in das Reich. Der Führer, der den Truppen gefolgt war, erfüllte diese Bitte.



Überall in Österreich werden die deutschen Truppen jubelnd empfangen.
Dieses Foto zeigt eine Szene aus Klagenfurt.
[Aus Volkslexikon Drittes Reich]

Schon am 13. März gehörte Österreich zum Deutschen Reich. Es war erfüllt:

Ein Volk, ein Reich, ein Führer!

Des Führers Fahrt durch Österreich übertraf alle Erwartungen. Sein Auto kam kaum vorwärts, so dicht säumten jubelnden Menschen die Straßen. Alle Orte hüllten sich in ihr schönstes Festgewand. Wien tauchte in ein Meer von Fahnen. Die österreichischen Soldaten waren stolz, fortan zum ruhmreichen deutschen Heere zu gehören und legten so schnell wie möglich deutsche Abzeichen an. Österreich lebte in einem Rausch des Glücks.

Am 14. März traf der Führer in Wien ein. Im Auto stehend fuhr er durch die prächtigen Straßen. Immer wieder donnerten die Heilrufe, erklangen die wuchtigen Weisen der Nationallieder. Vom Balkon des Hotels sprach Adolf Hitler zum ersten Male zum deutschen Wien: "Es ist eine große, geschichtliche Wende, die unserem deutschen Volke zuteil wurde. Was immer auch kommen mag, das Deutsche Reich, so wie es heute steht, wird niemand mehr zerschlagen und zerreißen können."

Viele Menschen, die diesen Augenblick miterlebten, hatten Tränen der Erschütterung in den Augen. Es war wie eine heilige Stunde. Die älteste Ostmark des deutschen Volkes war von jetzt an das jüngste Bollwerk der deutschen Nation und damit des Deutschen Reiches.

Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich.

Großdeutschland war erstanden!

Von 1841 bis Adolf Hitler (Teil 6)

Adolf Hitler (Teil 3)

Die Heimkehr des Sudetenlandes

Der Lehrer Heinrich Kirber, der seit fast 20 Jahren die Blondköpfe in seinem kleinen sudetendeutschen Heimatdorfe unterrichtet hatte, stand zum letzten Male vor seiner Klasse. Er trug heute seinen besten Rock, und die Kinderaugen glitten mit scheuer Ehrfurcht von den Orden der österreichischen Armee zum schlichten Eisernen Kreuz I. Klasse, das sich auf der linken Seite besonders hervorhob. Ja, ihr Lehrer war ein tapferer Soldat im Großen Krieg gewesen. Sogar zwei deutsche Orden hatte er erhalten!

Aber nun mußte er aus der Schule heraus. Die tschechische Regierung hatte ihn abgesetzt. Daheim hatten die Väter, die arbeitslos herumsaßen, weil tschechische Arbeiter in ihre Stellen gekommen waren, wütend die Faust auf den Tisch geschmettert, als die Kinder es berichteten. "Wieder einer, der gehen muß. Mutter, wenn unsere Kinder jetzt einen tschechischen Lehrer erhalten und Tschechisch lernen sollen, in unserem Hause kommt kein tschechisches Wort über die Lippen." Die Mütter hatten genickt und schwer geseufzt.

Im Klassenzimmer war es still. Die Jungen und Mädchen spürten, daß dem Manne der Abschied sehr schwer fiel. Das nahm ihnen die Lust zu Lärm und Lachen. Langsam legte Kirber die Bücher in den Schrank, klappte den Pultdeckel zu und sah sich mit einem langen Blick abschiednehmend in dem einfachen Raum um. Dann gab er sich einen Ruck und stellte sich zusammengerafft und ruhig vor die Kinder. Die setzten sich im Augenblick kerzengerade, als hätten sie ein Kommando erhalten.

"Liebe Kinder!" die Stimme des Mannes klang rauher als sonst, "als der Weltkrieg, in dem wir Sudetendeutsche mit den deutschen Brüdern im Reich Schulter and Schulter kämpften, zu Ende war, glaubten wir alle im Sudetenland, auch für uns Deutsche hier gelte die Botschaft des amerikanischen Präsidenten Wilson von der Selbstbestimmung der Völker. Ihr wißt: Wir haben uns getäuscht! Unsere Feinde verboten uns den Anschluß an Deutschland, zu dem wir gehören: dem Blute, der Sprache und der Gesinnung nach. Man zwang uns dreieinhalb Millionen Deutsche unter tschechische Herrschaft. Wir haben dagegen protestiert. Da schossen die tschechischen Legionäre auf uns. 58 Tote gab es einmal allein an einem

Tage. Unsere tschechische Regierung vergißt, daß wir Deutschen seit Jahrhunderten hier wohnen; daß Deutsche die herrlichen Bauten in Prag, Brünn, Eger, Olmütz und in allen anderen Städten geschaffen haben. Deutsche waren es, die einstmals das Land zur Blüte brachten. Vergeßt das niemals, auch wenn es euch jetzt anders erzählt werden sollte." In die Gesichter der Jungen und Mädchen stieg ein harter Trotz. Kirber sah das wohl. "Für uns Deutsche werden harte Zeiten kommen, und man wird mit allen Mitteln versuchen, das Deutschtum auszurotten. Ihr wißt, wie eure Väter von den Arbeitsplätzen verdrängt werden, wie allerorts Tschechen Grund und Boden erwerben. Haltet aus; bleibt im Herzen treu; es kommen wieder bessere Zeiten; denn das Recht muß siegen." In seinen Augen lag inbrünstiger Glaube; wie gebannt blickten die Kinder ihn an.

Dann ging der Lehrer festen Schrittes hinaus. "Er geht zu Konrad Henlein", flüsterten die Jungen. Die Mädchen weinten. Allen aber brannten des Lehrers Worte wie heiliges Feuer im Herzen.

Der Lehrer hatte sich nicht geirrt. Mit allen Mitteln unterdrückte der tschechische Staat unter der Leitung des Präsidenten Benesch das Deutschtum. Am schlimmsten wurde es seit Mai 1938.

Der Führer und Reichskanzler warnte auf dem Reichsparteitag in Nürnberg dringend und ernsthaft die Prager Regierung vor weiteren Ausschreitungen gegen Deutsche. Scheinheilig versprach Benesch Abhilfe und gerechte Behandlung, und die überglücklichen Sudetendeutschen sahen die tschechischen Soldaten abziehen, die bis dahin als Einquartierung in jedem sudetendeutschen Ort gelegen und die Deutschen gequält hatten. Ihrer Freude gaben sie oft lauten Ausdruck. Nach ein paar Tagen aber kehrten die Soldaten zurück; es war, als hätte man nur ausspionieren wollen, wer alles deutsch geblieben war. Für das ganze Sudetenland brachen furchtbare Wochen an.

Da pfiffen an der deutsch-tschechischen Grenze die Kugeln hinter den deutschen Frauen und Kindern her, die in jagender Hast flohen. Jenseits der Grenzpfähle war deutsches Gebiet - dort war die Rettung! Hinter den Flüchtenden lauerten der Mord und die Vernichtung.

Als sie einmal den Blick rückwärts wandten, sahen sie Flammen auflodern. Ihre Dörfer brannten an einigen Stellen. Die Flüchtlinge wußten, es waren deutsche Häuser, die brannten, deutsche Gärten, die verwüstet wurden. Denn das Deutschtum war vogelfrei geworden im tschechischen Staat.

Eine Frau griff mit lautem Schreckensschrei nach ihrer Schulter. Eine Kugel hatte sie gestreift. Sie blutete; aber sie hastete weiter. In gespannter Aufmerksamkeit beobachteten die deutschen Grenzwächter die

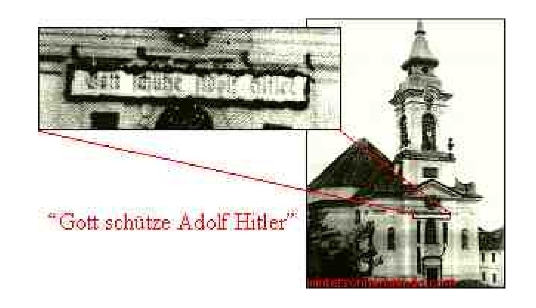
Heraneilenden. Die Männer vergaßen alle Vorsicht, liefen ihnen entgegen, zogen die Gehetzten über die Grenze, ohne auf die Kugeln der tschechischen Grenzsoldaten zu achten. Hier im Buschwerk endlich war Sicherheit.

Die Frauen fielen vor Erschöpfung fast um; die jungen Mädchen und Kinder weinten laut. "Wo sind eure Männer und Väter?" - "Verschleppt, erschossen, geflohen", war die trostlose Antwort. Nach kurzer Zeit ging es weiter bis zum nächsten Dorf. Dort wartete schon die NSV. und half.

So flohen in den Septembertagen 1938 Zehntausende deutscher Menschen aus dem deutschen Sudetenlande, weil tschechischer Haß alles Deutsche vernichten wollte.

Das konnte Adolf Hitler nicht dulden. Kriegsfertig standen deutsche Heere an den Grenzen, jeden Augenblick im Begriff, Gut und Leben der gequälten Deutschen mit der Waffe zu schützen. Das ganze deutsche Volk scharte sich wie immer, so auch in diesen Tagen geschlossen um seinen Führer, zu jedem Einsatz bereit. Doch es kam nicht so weit.

Jetzt, als der Krieg mit harter Faust an die Tore ihres Landes pochte, merkten die Tschechen, daß ihre Verträge mit den Westmächten nur auf dem Papier standen. Sie hatten sich auf fremde Hilfe verlassen und wagten trotz ihrer großen Rüstungen nicht, allein gegen die neue großdeutsche Wehrmacht zu kämpfen.



Banner an einer Kirche im Sudetenland, 1938:
"Gott schütze Adolf Hitler"!
Foto: Bundesarchiv Koblenz

Alle Glocken läuteten, als deutsche Soldaten in die sudetendeutschen Gebiete einrückten. Ihr Klang nahm alle Dankgebete mit auf, die in diesen Tagen zum Himmel stiegen. Vergeblich versuchte die tschechische Regierung in dem ihr gebliebenen Reststaat Ruhe und Ordnung zu halten.

Als aber dort im März 1939 die Gefahr eines Bürgerkrieges immer größer wurde, wandte sich der Präsident der Tschechoslowakei hilfebittend an Deutschland, dessen Kraft er kennengelernt hatte.

So zogen wieder deutsche Truppen ostwärts; sie zogen durch Gebiete, die jahrhundertelang deutsche Völker bewohnt hatten, und trugen des Reiches Größe weiter. Im März 1939 rundeten sich mit dem Protektorat Böhmen und Mähren im Südosten die Grenzen. Die Lücke im Bau des Reiches war geschlossen. Deutschland wurde stärker denn je.

Die bedrohte Ostgrenze

Über den Feldern Ostpreußens lag der Duft des reifen Kornes. Braungebrannt stand der Bauer Tribukeit auf dem Erntewagen und schichtete die Garben, die sein Großspänner hinaufreichte. Jetzt verschnaufte er ein paar Minuten, und sein Blick überflog die weiten Stoppelfelder, auf denen überall die letzten Fuder beladen wurden. Ja, in diesem Jahr kam die Ernte schnell in die Scheuer. Der Arbeitsdienst und die Studenten, die als Erntehelfer in alle Dörfer geschickt worden waren, hatten tüchtig zugepackt. Niemand im Dorf hatte das den studierten Herren zuerst zugetraut. Als Tribukeit sich nach Osten wandte, grub sich eine Ärgerfalte in seine Stirn. Wahrhaftig, kaum 200 Meter entfernt, dicht an der Grenze, patrouillierten doch wieder die polnischen Soldaten. "Die Bande dort wird mit jedem Tag dreister", dachte er wütend, "besonders seit die Engländer ihnen Hilfe versprochen haben, wenn sie mit uns anbändeln! - Karl!" rief er nach unten. "Was ist, Bauer?" fragte der Bursche. "Siehst du die da drüben? Die können es wohl kaum erwarten, bis sie mal von uns Dresche kriegen." - "Es wird auch Zeit, Bauer! Gestern hab' ich im Krug eine Landkarte gesehen, da waren die Grenzen eingezeichnet, wie sie die Polen gern haben möchten. Alles Land bis an die Oder hatten sie sich einverleibt. Wir Ostpreußen sollten natürlich zu allererst polnisch werden. Aber davor behüt uns Gott! Seit Pilsudski tot ist, geht es den Deutschen drüben elend genug." - "Dabei ist es gerade umgekehrt", meinte Tribukeit, "deutsches Land haben sie uns geraubt und ihren 'Korridor' daraus gemacht, so daß wir Ostpreußen vom übrigen Deutschland abgerissen sind. Aber ich glaub', Karl, das bleibt nicht mehr lange so. Wenn sie die Vermittlungsvorschläge unseres Führers wieder ablehnen, gibt es Krieg, paß auf." - "Kann sein, Bauer. Na, ich werde ihnen aus meinem Geschütz schon eins aufs Fell brennen."
"Va-ter! Va-ter!" klang da eine helle Kinderstimme, und hochrot und keuchend trabte ein elfjähriges Mädchen querfeldein. In seiner Hand schwenkte es zwei grau-grüne Briefe.

Langsam kletterte der Bauer vom Wagen. Er und sein Knecht hatten das gleiche Schreiben erhalten: die Gestellungsbefehle. Tribukeit zu seinem alten Infanterieregiment, Karl zur Artillerie!

"Ja, Mädel, jetzt geht's los!" In den Augen beider Männer lag ruhiger Ernst. "Aber Vater, du warst doch schon im Weltkrieg Soldat", meinte die Kleine schüchtern. "Wenn das Vaterland ruft, ist kein Mann zu alt, lüttches Marjellchen, auch dein Vater mit seinen 43 Jahren nicht! - Nun vorwärts, Karl!" Schneller noch als zuvor arbeiteten die Männer. Eine halbe Stunde später schwankte der Erntewagen heim.

Zu Hause wartete die Bäuerin schon vor der Tür. "Wann mußt du fort, Vater?" - "Heut abend noch, Marie." - "So schnell?" Die Frau seufzte leise. "Und Karl?" - "Auch!" - "Da will ich mal schnell eure Sachen fertig machen", sagte die Bäuerin und kramte in Schüben und Schränken. Manchmal wischte sie sich mit dem Handrücken über die Augen, aber sonst ließ sie es sich nicht anmerken, daß ihr der Abschied sehr schwer fiel. Nun geht auch der Mann fort, wo schon der älteste Sohn bei den Fliegern diente. Das war nicht ganz leicht; aber es ging nicht mehr anders. Vorhin erst hatte das Radio gemeldet, daß die Polen auch die letzten Vorschläge des Führers abgewiesen hatten. Nicht einmal Danzig sollte zum Reich zurückkehren. Selbst den Plan, eine Autostraße durch den Korridor nach Ostpreußen zu bauen, hatten sie schroff abgelehnt.

Am Abend waren Bauer und Knecht marschbereit. Noch einmal schritt Tribukeit durch die Ställe und Gebäude. Er nahm Abschied auch von ihnen. Die Kinder umringten den Vater, die Frau schloß ihn noch einmal in die Arme, dann gingen der Soldat des Weltkrieges und der junge Kanonier vom Hofe.

Der Polenfeldzug

Die deutschen Heere waren am 1. September in Polen eingerückt. Kurz nach fünf Uhr morgens brausten die ersten Flugzeuggeschwader über die Grenzen, setzten sich motorisierte Truppeneinheiten in Bewegung und marschierte die Infanterie in Feindesland ein, um die unterdrückten deutschen Volksgenossen zu befreien und uraltes deutsches Gebiet wieder zurückzugewinnen. Noch am selben Tage gliederte sich die alte ehrwürdige Stadt Danzig dem Reich wieder ein. Jahrelang hatten die Danziger diese Stunde mit heißem Herzen herbeigesehnt.

Drei große Heeresgruppen griffen jetzt den Feind an: von Ostpreußen aus, von Schlesien und vom Süden her wurden die Polen wie in eine große Zange genommen. Wilhelm Tribukeit gehörte der Heeresgruppe Nord an. Schon nach wenigen Tagen stand er tief in Feindesland. Es war unglaublich, mit welcher Schnelligkeit das Heer vorrückte. Vergeblich suchten die Polen an vielen Stellen zähen Widerstand zu leisten. Es war umsonst. Den deutschen Panzerwagen und Fliegern, dem Kampfesmut der deutschen Infanterie waren sie nicht gewachsen. Tribukeit bewunderte, wie schon vor Jahren im großen Weltkriege, die Geschicklichkeit der Pioniere, die die vielen gesprengten Brücken in unglaublich kurzer Zeit wieder ausbesserten oder durch Hilfsbrücken ersetzten, so daß die Truppen ohne langen Aufenthalt weiter konnten.

In vielen Dörfern trafen sie Deutsche, die aus großer Todesangst erlöst wurden. Voll Grauen hatten sie miterlebt, wie die entmenschten, verhetzten Polen aus ihren Reihen Männer, Frauen und Kinder verschleppt, gemartert, verstümmelt und getötet hatten. In einem Dorfe hatte Tribukeit die Leichen dieser Unglücklichen gesehen; es war ein so entsetzlicher Anblick, daß er ihn nie vergessen würde.

Auch Karl, Tribukeits Großspänner, kämpfte in Polen. Den schönsten Lohn für alle Mühe und Last des Feldzuges erhielten er und seine Kameraden, als der Führer plötzlich im Kampfgelände eintraf. Das kam ganz unerwartet. Wer es nur irgend möglich machen konnte, lief heran, und der Führer schritt durch eine Gasse jubelnder, glückstrahlender Soldaten. Einige Stunden später entbrannte der Kampf wieder, und die Männer, die ihren Führer in ihrer Mitte wußten, kämpften noch heldenmütiger als vorher.

Unaufhaltsam war der Vormarsch der Befreier. Die letzte Kraft wurde aus Menschen, Pferden und Maschinen herausgeholt, aber der Erfolg war auch riesengroß. Der gesamte ehemalige Korridor, Ostoberschlesien und weite Strecken Polens bis an die Weichsel befanden sich in deutscher Hand. Besonders heftig waren die Schlachten im Weichselbogen bei Kutno und an der Bzura. Auch die polnische Südarmee wurde durch Umklammerung zertrümmert und bei Tomaszow vernichtend geschlagen. Zahllose Geschütze, Hunderttausende von Gefangene und unermeßliches Kriegsmaterial fielen in die Hände der Sieger.

Unterdessen rückten von Norden und Süden her deutsche Truppen auf Warschau vor und schlossen die Stadt ein. Dem Führer Adolf Hitler tat die Zivilbevölkerung leid; er forderte den Stadtkommandanten auf, die amen Menschen vor dem Kampf abziehen zu lassen, aber der unvernünftige General weigerte sich. Nur zwei Tage wurde Warschau beschossen und bombardiert, dann ergab sich die Festung, so gründlich hatten unsere Kanonen und unserer Flieger gearbeitet.

Kaum drei Wochen hatte der Polenfeldzug gedauert. Gegen Ende des Krieges verständigte sich Deutschland mit Sowjetrußland. Sowjetrussische Truppen rückten ein und besetzten das ganze östliche Polen.

In dem von deutschen Truppen beschützten Gebiet aber begann das große Aufbauwerk, damit die Schrecken des Krieges bald vergessen werden.

Der große Bauerntreck

Aus den schmucken, sauberen Bauernhäusern der Wolhyniendeutschen strömten die Männer und Frauen nach dem Gemeindehause, wohin sie der Dorfschulze wegen einer wichtigen Angelegenheit gerufen hatte. Es mußte etwas ganz Dringendes sein, denn der Gemeindediener war nur so von Gehöft zu Gehöft gerannt.

Der Dorfschulze, ein hagerer hochgewachsener Mann, dessen blondes Haar schon von vielen grauen Fäden durchzogen war, begann nach kurzer Wartezeit: "Liebe Dorfgenossen! Der Krieg zwischen Deutschland und Polen ist beendet. In 18 Tagen hat das deutsche Heer die polnischen Armeen vernichtet. Wir freuten uns alle darüber, denn wenn wir auch seit 1917 unter polnischer Herrschaft lebten, so haben wir die Polen niemals geliebt, denn zu sehr haben sie versucht, uns zu unterdrücken. Unser Herz schlug für Deutschland, denn wir sind deutsch, wir fühlen deutsch, wenn wir auch seit Jahrhunderten schon von dem Mutterland getrennt leben." Hier wurde der Sprecher unterbrochen. Laute Beifallsrufe klangen ihm entgegen.

"Oft haben wir in diesen Kriegstagen darüber nachgedacht, wie sich unser Schicksal fortan gestalten könnte. Würden wir polnisch bleiben? Nun, ihr wißt, es ist anders gekommen. Eines Tages erschienen russische, nicht polnische Truppen in unseren Dörfern, und wir erfuhren, daß Deutschland und Sowjetrußland beschlossen haben, den Polenstaat zu teilen. Unsere wohlynische Heimat wurde Rußland zugesprochen."

"Sind wir darüber nun glücklich, liebe Dorfgenossen? Euer Schweigen und eure bedrückten Gesichter zeigen mir, daß ihr euch nicht freut. Wenn Rußland und Deutschland auch ein Bündnis geschlossen haben, so sind es doch wieder Fremde, Menschen anderen Blutes, die über uns herrschen sollten; sie werden uns nie ganz verstehen." Viele Bauern nickten zustimmend. Ihre Gesichter waren ernst und mißmutig, aber sie horchten erstaunt auf, als der Schulze auf einmal mit heller, froher Stimme fortfuhr: "Ein Wunder ist unterdessen geschehen, ihr Männer und Frauen! Hört weiter zu. Gestern saß ich genau so grämlich daheim, wie ihr jetzt hier. Da klopfte es an meine Tür. Ein russischer Offizier trat herein und überreichte mir ein großes, amtliches und versiegeltes Schreiben. Hier ist es. Was steht wohl darin, Kameraden?" Aufs Äußerste erstaunt blickten alle auf ihren

Dorfschulzen, der das Papier hoch empor hielt, dessen ganzes Gesicht strahlte und vor Glück erhellt war. "Lies vor! Lies vor!" riefen sie ungeduldig. Feierlich fuhr der Schulze fort: "Wir alle, Männer und Frauen, Greise und Kinder, sollen heim ins Großdeutsche Reich. Der Führer Deutschlands, Adolf Hitler, hat an uns gedacht und mit der russischen Regierung schon alles vereinbart. Wir kommen in die Gebiete rund um die Warthe, erhalten dort neue Höfe, neue Gärten, eine neue Heimat. Aus vielen Ländern ruft Adolf Hitler die deutschen Familien. Aus Estland, aus Lettland, aus Litauen, von überall kommen sie zurück ins Heimatland, ins Großdeutsche Reich. Es wird eine neue große Völkerwanderung. Wollt ihr mit dabei sein?" Die sonst so ruhigen Männer und Frauen sprangen von ihren Sitzen auf und drängten stürmisch nach vorn. "Nach Deutschland sollen wir? Natürlich! - Wann soll es denn losgehen?" - Der Schulze schwieg. Der Lärm verebbte. "Wann? Ja, Leute, das wird manchem etwas schwer ankommen: in drei Wochen müssen wir alle schon hier fort, müssen wir schon unterwegs sein." - "In drei Wochen!" Die Bauern schrien es fast heraus, "das ist ganz unmöglich! So schnell können wir das nicht schaffen, und dann ziehen wir ja mitten im Winter!" Doch in ruhigen, klugen Worten erklärte ihnen der Dorfschulze, daß es nicht anders ginge. Immer wieder antwortete er geduldig auf die zahllosen Fragen, die ihm gestellt wurden. Schließlich schickte er die Bauern heim. In drei Tagen wollte er ihre Antwort haben.

Kaum ein Bauer, kaum ein Erwachsener schlief in dieser Nacht im Dorfe. Zu gewaltig war die Erregung. Mächtig lockte die neue Heimat, rief Großdeutschland; aber hier war der altererbte Besitz, hier lagen die Gräber der Vorfahren, hier war jeder jung und froh gewesen. Tausend Erinnerungen hielten an diesem Stück Boden fest. Aber dann war die Sehnsucht, sicher in Deutschland leben zu dürfen, dort den Kindern eine glückliche Zukunft bieten zu können, doch stärker. Als der Dorfschulze nach drei Tagen ihre Antwort holte, wollte nicht einer zurückbleiben.

So rüstete das ganze große Dorf zum Aufbruch. Es durfte nicht alles mitgenommen werden, aber Vieh wurde verladen, Wagen wurden aus den Schuppen gezogen, Betten eingepackt. Genau drei Wochen nach des Schulzen Rede brach der Bauerntreck auf. Wohl weinte manches Mütterlein verstohlen eine Träne, als es von den Gräbern Abschied nahm, aber der Jubel überwog. Der Wille, alle Schwierigkeiten der Reise geduldig auf sich zu nehmen, war bei allen vorhanden.

Aus allen Dörfern Wolhyniens strömten die Auswanderergruppen zusammen, bis ein Riesentreck westwärts zog, der unbeirrt der neuen Heimat zustrebte, trotzdem der Winter mit aller Härte eingesetzt hatte. Heulend pfiff ein eisiger Ost über die tiefen Schneefelder und jagte die Flocken in wilden Wirbeln vor sich her. Die Bauern, die die geduldigen, tapferen Pferde lenkten, hatten die Kragen ihrer Pelzmäntel hoch aufgeschlagen und stampften in hohen, derben

Stiefeln zielsicher vorwärts. Aus manchem Wagen ertönte Geschrei kleiner Kinder, klangen die beruhigenden Worte der Mütter. Auch sie froren; aber es galt, tapfer durchzuhalten.

Sie hielten alle durch, obwohl es ein Höllenmarsch durch Eis und Kälte war.

An der neuen deutschen Grenze aber warteten schon mit den Soldaten die Helfer der NSV., brachten warme Getränke, halfen und unterstützten, wo es nur ging. Bald zweigten aus dem Hauptsammellager die Trupps ab. Sie rückten ein in die ihnen zugewiesenen Dörfer. In jeder Ortschaft empfing sie der deutsche Gemeindevertreter, begrüßte die Auswanderer aus übervollem Herzen und wies jedem seinen Hof an. Mit hoffnungsfrohen Gedanken überschritten die Bauernfamilien die Schwelle ihres neuen Heimes. Wenn auch an vielen Stellen noch polnischer Schmutz starrte, sie wollten schon fleißig ihre Hände rühren und saubere deutsche Höfe schaffen.

Am Abend schliefen sie dankbar ein. Das Wort hatte sich erfüllt:

Deutsches Blut gehört in ein Reich!



Das Großdeutsche Reich 1940.

Zeittafel

9 Armin der Cherusker schlägt die Römer.
375 Einbruch der Hunnen in das Ostgotenreich.
410 Alarich erobert Rom.
451 Sieg der Germanen über die Hunnen auf den Katalaunischen Feldern.
um 500 Theoderich (Dietrich von Bern) Ostgotenkönig in Italien.
um 500 Chlodwig gründet das Frankenreich.
732 Der fränkische Hausmeister Karl Martell schlägt die Araber bei Tours und Poitiers.
768 - 814 Karl der Große, der Gründer des großgermanischen Reiches.
843 Vertrag zu Verdun, Teilung des Frankenreiches.
870 Vertrag zu Mersen, Teilung des Zwischenreiches.
919 - 936 König Heinrich I.
925 Gründung des Ersten Deutschen Reiches.
933 Heinrich besiegt die Ungarn bei Riade a. d. Unstrut.
936 - 973 Kaiser Otto I., der Große.
955 Otto schlägt die Ungarn auf dem Lechfelde.
962 Ottos Kaiserkrönung in Rom (Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation).
um 1000 Wikinger entdecken Amerika.
1056 - 1106 Kaiser Heinrich IV.
1077 Heinrich wird in Kanossa vom Bann befreit.
1100 - 1300 Blütezeit des Rittertums. - Die Kreuzzüge.
1134 Albrecht der Bär erhält die Nordmark.
1152 - 1190 Friedrich Barbarossa aus dem Hause der Hohenstaufen.
1176 Friedrich Barbarossa wird bei Legnano besiegt, weil Heinrich der Löwe ihm die Hilfe versagt.
1200 - 1350 Die Besiedelung des Ostens.
1230 Der Deutsche Ritterorden kommt nach Preußen.
1241 Schlesiens Ritter besiegen die Mongolen in der Schlacht bei Liegnitz.
1410 Schlacht bei Tannenberg.
1415 Friedrich I. von Hohenzollern wird Kurfürst von Brandenburg.
1450 Johann Gutenberg erfindet die Buchdruckerkunst.
1466 Friede zu Thorn. Die Polen erhalten Teile des Ordenslandes. Ostpreußen wird polnisches Lehen.
1483 - 1546 Martin Luther.
1492 Kolumbus entdeckt zum zweitenmal Amerika.
1498 Vasco da Gama entdeckt den Seeweg nach Indien.
1517 Beginn der Reformation. (Luther schlägt 95 Sätze an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg.)
1521 Reichstag zu Worms.
1525 Der Bauernkrieg.
1529 Die Türken zum erstenmal vor Wien.

1555 Der Augsburger Religionsfriede.
1618 - 1648 Der Dreißigjährige Krieg.
1632 Die Schlacht bei Lützen. (Gustav Adolfs Tod.)
1640 - 1688 Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.
1648 Der Westfälische Frieden.
1675 Sieg über die Schweden bei Fehrbellin.
1681 Ludwig XIV. von Frankreich raubt Straßburg.
1683 Sieg über die Türken bei Wien.
1701 Preußen wird Königreich.
1713 - 1740 Friedrich Wilhelm I.
1717 Prinz Eugen erobert Belgrad.
1740 - 1780 Maria Theresia.
1740 - 1786 Friedrich II., der Große.
1755 - 1813 Gerhard von Scharnhorst.
1756 - 1763 Der Siebenjährige Krieg.
1757 Schlachten bei Prag, Kolin, Roßbach und Leuthen.
1759 Niederlage bei Kunersdorf.
1760 Siege bei Torgau und Liegnitz.
1763 Friede zu Hubertusburg.
1772 Erste Teilung Polens. (Westpreußen und der Netzedistrikt kommen an Preußen.)
1780 - 1790 Joseph II.
1789 Beginn der französischen Revolution.
1805 Schlacht bei Austerlitz.
1806 Ende des ersten deutschen Kaiserreiches. - Rheinbund. - Niederlage Preußens. - Schlacht bei Jena und Auerstedt.
1807 Friede zu Tilsit.
1807 - 1812 Preußens Wiedergeburt. (Stein, Scharnhorst, Fichte, Arndt, Schleiermacher, Jahn.)
1809 Österreichs Erhebung (Aspern). - Freiheitskampf der Tiroler (Andreas Hofer).
1810 Andreas Hofer wird erschossen.
1812 Napoleons Niederlage in Rußland.
1813 - 1815 Die Freiheitskriege.
1813, 16./19.10. Völkerschlacht bei Leipzig.
1814 - 1815 Der Wiener Kongreß.
1815, 1. 4. Bismarck geboren.
1815, 18. 6. Schlacht bei Belle-Alliance. [Scriptorium merkt an: Waterloo!]
1834 Der Deutsche Zollverein.
1835 Die erste deutsche Eisenbahn.
1848 Umsturzversuche des Bürgertums in Deutschland. Versuche zu einer Reichsgründung durch die Nationalversammlung in Frankfurt am Main
1861 - 1888 Wilhelm I.
1862 Bismarck wird preußischer Ministerpräsident.

1864 Krieg mit Dänemark. - Erstürmung der Düppeler Schanzen.
1866 Der deutsche Bruderkrieg. - Königgrätz.
1870 - 1871 Der Deutsch-Französische Krieg.
1871, 18. 1. Gründung des Bismarck-Reiches.
1884 Karl Peters erwirbt die erste deutsche Kolonie.
1889, 20. 4. Geburtstag des Führers.

1914 - 1918 Der Weltkrieg:
10.11. 1914
Langemarck .23. 8. 1914
Beginn der Tannenbergschlacht. 18.3.1915
Untergang von U29 mit Otto Weddingen.
5. 10. 1916 Adolf Hitler verwundet.

1923, 19. 11. Der Marsch zur Feldherrnhalle.
1930, 23. 2. Todestag Horst Wessels.
1933, 30. 1. Gründungstag des nationalsozialistischen Reiches.
1938, 13. 3. Rückgliederung Österreichs ins Reich.
1938, 1. 10. Heimkehr Sudetendeutschlands ins Reich.
1939, 15. 3. Böhmen und Mähren fallen an Großdeutschland.
1939, 22. 3. Rückkehr des Memellandes.
1939, 1. 9. Danzig kehrt zurück ins Reich.
1939, 1.-18. 9. Der Polenkrieg